Meyer, Joseph, 1796-1856

Meyer's Universum ein Volksbuch, enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswerthesten und Merkwürdigsten in Natur und Kunst ; in 5 Bänden

Bd.: 6 = N.F., Bd. 1

Hildburghausen (1860)

Meyer's Universum

SECHSTER BAND.



DER BOSPORUS

B Metzeroth sc.

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Hermann Julius

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Sechster Band.

Neue Folge, erster Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1860.



Baxard pinx.t Ch. Daumerlang sc. Nürnbg.

DER HIMMALAJAH

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Der Himalayah.

Die glühenden Ebenen von Hindostan sind dem Europäer im Sommer Kerker, und die Sonne ist sein Gefangenwärter. Er darf dann, außer am späten Abend und in der frischen Morgenstunde, nicht wagen, seine Wohnung zu verlassen. Die Meisten, welche diese Regel vernachlässigen, raffen Typhus und Fieber hinweg.

Bevor die Briten ihre Herrschaft über Hochindien ausgedehnt und befestigt hatten, war es ihren Beamten vergönnt, zu ihrer Erholung jährlich auf einige Monate in die gesünderen Seestädte zu ziehen, und viele brachten ihre Urlaubszeit auf dem Kap zu. Später hat sich dieß geändert. Im unbestrittenen Besitz der ganzen südwestlichen Seite des indischen Hochalpenlandes haben die Briten aus den Ebenen bequeme Fahrstraßen in jene Gebirgswelt gezogen, und mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit wandern sie aus den Städten der Niederungen schaarenweise in ihre asiatische Schweiz, wie die Engländer in der Heimath in die europäische ziehen. Auf jene langen Ferien hofft der Beamte und Kaufmann in Indien, wie der Gefangene auf seine Befreiung. Schon Wochen vorher sieht man überall in den Häusern die Vorbereitungen zum Umzug. Es werden Vorräthe gerüstet, Kisten und Körbe gepackt, und Saumthiere, beladen, vorausgeschickt. Befreundete Familien treten in Gesellschaften zusammen, und der Tag des Aufbruchs ist ein Tag des Jubels. — Zuerst wird die bengalische Ebene durchzogen. Auf den trefflichen Heerstraßen geschieht dieß schnell, und das Aufsteigen beginnt. Anfänglich ist's kaum merklich. Der Weg geht durch Wälder, die das Hochgebirg in seiner ganzen südlichen Ausdehnung umsäumen. Prachtvoller Baumwuchs entsproßt dem von tausend Quellen befeuchteten Boden, und Lianen und blühende Schmarotzerpflanzen aller Art knüpfen die Riesen der vegetabilischen Welt mit bunten und grünen Guirlanden anmuthig zusammen. Ueberall ist Kraft und Fülle einer noch jungfräulichen Natur. Man hört Vögel singen, und das widrige Geheul der Schakals und Tiger der Ebene erschreckt nicht mehr. Feierlich rauscht's in den hohen Wipfeln und man athmet schon erquickende, balsamische Gebirgsluft.

Der Waldgürtel des Himalayah ist wenig bevölkert. Es bewohnen ihn Hirten, die ihre Heerden im Walde weiden lassen, Honig und andere Produkte sammeln, und sie gegen die Artikel der Ebene tauschen. Ihre Häuser sind von Holz und elend. Ihre Kleidung ist ein schwarzer Mantel. Sie führen zum Schutze ihrer Heerden Waffen. Der Waldbewohner ist schwarzgelb, mager; aber ein kräftiger Menschenschlag.

Die Waldregion hat eine Breite von 5—15 Meilen. Nach dem Gebirge zu wird sie lichter, das Terrain mannichfaltiger. Felsen werden sichtbar, und die tief gefurchten Abhänge bilden häufige Schluchten. Muntere, krystallhelle Bergströme rauschen entgegen, die Gegend ist angebauter und auf den mit Felsstücken besäeten Wiesen und Triften stehen steinerne Wohnungen, mit kleinen Gärten und Getreidefeldern umgeben. Mit jeder Viertelmeile entfaltet sich nun mehr und mehr der Charakter der Alplandschaft. Die Straßen winden sich, wie die Straßen der Schweiz, im Zickzack steilen Bergwänden hinan, oder an Schluchten hin, und suchen über kühn geschlagene Brücken bald das eine, bald das andere Ufer der Bergströme. Wie in den untern Regionen auf der Südseite der Schweizergebirge, zeigt sich allenthalben üppiger Pflanzenwuchs; Lianen ranken als Guirlanden durch die Bäume, Hirsche und Rehe streifen vorüber, und in den hohen Wipfeln wiegen sich Fasanen, oder spielen Affen. Weiter hinauf, mit 4—5000 Fuß Höhe, beginnt die Vegetation kälterer Klimate. An den sonnigen Wänden rankt der sorgfältig gepflegte Weinstock, und um die Wohnungen, ganz schweizerischer Bauart und Form, breiten sich Pflanzungen von Kirsch- und Birnbäumen und Aprikosen, und Korn- und Weizenfeldern aus. Wilde Rosen, Hagebutten, Himbeeren und Brombeersträuche bedecken die zur Kultur weniger geschickten Striche, und die verwitterten Felsblöcke, Geschiebe der hohen Urberge, sind überzogen mit Erdbeeren, die das ganze Jahr hindurch zugleich Blüthen und Früchte tragen. Die Menschen sind von denen der tiefern Regionen vortheilhaft unterschieden. Sie sind weißer, schlank, stark, gewandt, frohsinnig und gastfrei. Mit ächt schweizerischer Beharrlichkeit machen sie die Felswände und rolligen Abhänge urbar, und ihr Fleiß ersetzt, was die Natur dem Erdreich versagt hat. Diese Region, deren höchste Bergkuppen 9000 Fuß erreichen, bildet den dritten Gürtel um den eigentlichen Himalayah. Man erschrickt, wenn man jene Berge betrachtet und sich denkt, daß man auf ihren Gipfeln die höchsten Kegel noch 16,000 Fuß über sich sehen würde. Es prangt diese Landschaft mit Seen, mit Wasserfällen, Staubbächen und allen Wundern der Alpenwelt. Nur die Eismeere und Schneewüsten fehlen noch; sie sind der höchsten Region vorbehalten.

Innerhalb der mittlern Bergkette liegen eine Menge Dörfer und Flecken, und hier finden die Sommerwanderungen der englischen Familien aus den Städten und Ebenen Hindostans ihr Ziel. Jagd und Streifereien in das Hochgebirge füllen den Ankömmlingen die Zeit schnell aus, und das Vergnügen ist hier in nicht weniger mannichfaltigen Formen zu Hause, als

in der Schweiz, wenn es auch zur Zeit noch nicht ganz mit derselben Bequemlichkeit genossen werden kann. Doch haben sich bereits seit längeren Jahren eine Menge europäischer Gastwirthe angesiedelt, und viele Familien besitzen schöne Villen.

Erst wenn man die mittlere Bergkette überstiegen hat, treten die Schneegebirge Thibets (der eigentliche Himalayah), die sich seit dem Verlassen der Ebene den Blicken gänzlich entzogen hatten, wieder vor's Auge. Ihr Anblick ist zermalmend, und Worte sind unfähig, die Majestät und Pracht derselben zu schildern. Weder die Savoyischen Alpen, noch Norwegens großartige Gebirgsnatur, noch die des Kaukasus geben einen Maßstab, sowohl in Hinsicht der Pracht der Gruppirung, als des Riesenhaften aller Verhältnisse. Kein Menschenauge, das diese Alpenwelt zuerst erblickt, bleibt ohne Thränen der Rührung, oder unergriffen von der Herrlichkeit und Größe ihres Schöpfers.

Besonders imposant ist der Blick in den Himalayah von dem Dorfe Kursalee aus, das auf dem Plateau der mittlern Gebirgskette, unfern von der Schlucht liegt, die sich der Jumna, 600 Fuß tief, in den Felsen gewühlt hat. Fast 7000 Fuß hoch über der bengalischen Ebene gelegen, besteht es aus etwa 30 Häusern. Sie werden von Brahminen bewohnt, welche von den Almosen der nach den heiligen Quellen des Jumna hier vorüber wandernden Pilger leben. Der Ort hat ganz das Ansehen eines schweizer Alpendorfes. Hafer, Gerste, alle Baumarten der deutschen Wälder, kommen gut fort, und in den Gärten gedeihen Erbsen, Bohnen und andere europäische Gemüse in Menge. An den Wänden einiger Häuser sind Kirsch- und Pflaumenbäume spaliermäßig gezogen. Die Winter sind zwar lang und strenge: aber die rasche Entwickelung der Vegetation in den Sommermonaten entschädigt wieder.

Von diesem Punkte breitet sich das Hochgebirge fächerartig aus. In einem Halbkreise von etwa 30 deutschen Meilen öffnet sich dem Blicke eine Welt des Todes, in der sich Gletscher auf Gletscher thürmen, Schneewüsten über Schneewüsten ragen. Pyramidenförmig steigen Bergriesen, die höchsten Spitzen der Erde, aus ihnen empor und zittern wie Geistergestalten in dem Blau des Himmels. Aber ich bekenne mein Unvermögen, solche Scenen zu malen und lege den Griffel nieder.

Chateau Tancarville in der Normandie.

Ruinen bedecken die ganze Erde; Ruinen sind die Berge und die Thäler; jede Zeit bürdet ihre Trümmer den ältern auf. Die Schatten der Geschichte gehen um, wohin wir schauen, und wohin wir horchen, dringt die Stimme untergegangener Völker in unser Ohr. Tancarville an der Seine — wer hat je von Tancarville gehört? Wie ein verwünschtes Schloß, mehr Vision als Wirklichkeit, erheben sich seine Mauern und Thürme über die Waldnacht und glitzert des Mondes helles Licht durch die scheibenlosen Fenster. Magisch heben sich die Formen des Gebäudes von den tiefen Schatten des Forstes ab; aber aus dem klaren Wasserspiegel unten gucken die Segel blendend weiß herauf und geben der Scene Leben.

Ich setze mich nieder auf einen bemoosten Felsblock, um zu träumen und im Buche vergangener Zeiten zu lesen. — Horcht! Sind das nicht Stimmen aus dem Thale? Ferner Gesang tönt her, wie Chorgesang und Psalm. Männer mit weißen Bärten bewegen sich in feierlichem Schritt um eine Felsplatte, auf welcher ein Feuer lodert. Fernab kniet stummes Volk in weitem Halbkreis. Keltische Priester sind's, welche die Götter der Wälder, der Stürme, des Donners, der Schlachten verehren, und die unwissende Menge beugt sich vor ihren geheimnißvollen Sprüchen in Furcht und Unterwürfigkeit. Sie herrschen durch den Schrecken; das Volk gehorcht ihnen mit fanatischer Demuth. O entsetzlich! Seht, im tollen Wahn reißt dort eine Mutter den Säugling von ihrer Brust, und ein Priester schleudert das Kindlein in die lodernden Flammen. Welcher Glaube ist das gewesen und welcher Gott, der Menschenopfer forderte! Hinweg mit dem gräßlichen Schattenbilde!

Ich träume wieder. Taumelnde Nebel machen das Thal zum wogenden Meere. Ein Sturm erhebt sich, die Bäume brechen, der Regen stürzt in Strömen herab. Allmählig legt sich das Wetter und heller Sonnenschein beleuchtet das Bild der Zerstörung. Aber die Ruhe der Natur muß vor dem Lärm der Menschen weichen. Das Geklatter der Schilde, der Klang der Schwerter, der Widerhall der Streitartschläge dringen herauf, Krieg rast in dem Thale, Flammen wirbeln aus den Hütten, heulend fliehen Weiber und Kinder. Bewaffnete Männer aus anderem Volk streiten



CHATEAU TANCARVILLE
an der Seine

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbrghsn.

Eigenthum d. Verleger.

mit den keltischen Männern. Diese unterliegen. Am Fuße der Altäre werden Priester und Barden erschlagen und gestürzt werden die unförmlichen Götzen von ihren Postamenten. Auf der Stelle der niedergebrannten Hütten aber richten die Fremden Wohnungen und weite, blühende Städte auf. Ueber herrliche Göttergestalten wölben sich Tempel und Säulenhallen; Wald und Gau, Berg und Thal, Schlucht und Strom, jeder Baum, jede Blume, jedes Atom der Schöpfung beseelt sich und hat seinen Gott. Das Schlachtgetümmel schweigt, der Friede herrscht Jahrhunderte lang, Evoe! jubelt es und hallt es wieder in den Bergen, Blumengewinde schmücken alle Altäre, der Cymbelschlag ist an die Stelle des Schwertschlags getreten; der römische Adler, gesättigt vom Blute der Nationen, er wird trunken vom Wein.

Ich träume wieder. Neues Chaos im Thal, Getümmel und Rebellion, Verrätherei, ein Schlachten und Würgen, ein Metzeln und Ringen, ein Brennen und Sengen: die Städte lodern zum Himmel auf, es stürzen die Tempel, zwischen zerbrochenen Altären liegen zerbrochene Götter: alles Glück ist mit dem Frieden geflohen, die Furien des Bürgerkriegs verwüsten das Land, die Greuel der Anarchie haben es verödet. — Da tritt ein begeisterter Seher hinzu und verkündet das Kreuz, das neue Heil, die Gleichheit aller Menschen vor dem Throne Gottes, Lohn für's Gute und Strafe für's Böse in Ewigkeit. Hosiannah! Hosiannah! rufen die erlöseten Völker, der Adler Roms, altersschwach und verachtet, stirbt, die letzten Priester des Heidenthums zerbrechen selbst die letzten Götterbilder und werden Priester des großen einzigen Gottes, welcher Liebe um Liebe gibt. Rom hat ausgeherrscht; wie ein Schemen vergeht ein Weltreich.

Wieder ein Traum — und noch einmal Finsterniß im Thal. Wie unbeständig ist das Menschenglück! Sieh', wie ein Heuschreckenschwarm bei einem Gewittersturm fahren wilde Eroberer daher, Männer von Riesengestalt und Riesenkraft, gekleidet in Stahl und Erz. Sie sind geführt von einem Helden im Purpurgewand, der in der einen Hand die Weltkugel hält, als Zeichen der neuen Weltregierung, in der anderen das Schwert und das Scepter, die Völker zu schlagen und zu richten. Wer ist's? Es ist Carolus Magnus. Licht strahlt von ihm aus, wie aus Mosis Haupt, und ein Regenbogen, Heil verkündend, geht von Horizont zu Horizont und wölbt sich über den halben Welttheil. Die Völker hoffen und unterwerfen sich. In die Fußtapfen des Imperators aber tritt ein Hoherpriester, führend der Heiligen Schaar als des Christengottes neuen Hofstaat. Wohl machen viele Diener einen Herrn arm, aber den einzigen Gott machen sie nicht größer.

Ich träume noch einmal. Wiederum im Thal der Schrecken und das Wehe. Kelten und Gallier, Römer und Franken, die Ueberwundenen und die Ueberwinder fliehen das Thal; denn auf unzähligen Schiffen sind die Männer des Nordens gekommen, mordend und raubend, sengend und

brennend. Die Städte schwinden unter ihren Tritten, das Land wird abermals zur Wüste.

Die warme Sonne behagt aber den Fremdlingen. Sie richten sich häuslich ein, sie vertheilen das Land unter sich, und die alten Besitzer, die das Schwert und das Elend übrig gelassen, werden ihre Sklaven und Leibeignen. „Euch die Arbeit", sagen sie, „uns den Genuß; euch den Gehorsam, uns die Herrschaft". Und sie befehlen: „Richtet uns Burgen auf, euch zum Zwang, uns zum Schirm". Und Zinnen und Thürme steigen empor von allen Bergen und von allen Waldhöhen, und das Schwert der Burgherren und Barone herrscht fortan allein. Leibeigen ist ihnen alles Lebendige. Was nicht Ritter ist, lebt durch der Ritter Gnade allein. Auch auf die Waldeshöhe an der Seine Strand schleppen Tausende auf das Geheiß Steinblöcke zu Mauern und Thürmen, und als die Burg fertig ist, hängt der Baron sein Wappenschild über dem Thore auf und nennt das Schloß nach seinem Namen. Chateau Tancarville aber ist gefürchtet im ganzen Lande, wie den Horst des Adlers die kleinen Vögel des Waldes fürchten. —

Noch ein Mal träume ich, — den letzten Traum. Aus dem Thale zieht es herauf mit Schalmeien und Trompeten, ein langer, langer Zug, hoch zu Roß Herren und Frauen in Goldbrokat und Seide, kein Kriegs-, — nein! ein Königszug. Und ein König kommt wirklich, wenn er auch nur eine papierne Krone trägt. John Law, der das Genie der Rothschilde, Fould und Pereire vor mehr denn hundert Jahren in seinem Kopfe trug, John Law, der Zauberer, der es verstanden hat, ganz Frankreich, — Hof wie Volk, — den Veitstanz des Börschenschwindels tanzen zu lassen, — John Law hat Schloß Tancarville um eine Million Livres erkauft, und er ist gekommen, sein Einzugsfest zu halten. Doch ehe noch der Herbst den Wald entblättert, ist das Schloß wieder verödet, geflohen ist sein Besitzer, seine Papierkrone ist abgefallen, Law ist zum Bettler geworden; Profoß und Gerichte schlagen das Schloß dem höchsten Bieter zu, und dieser ist — der Schneider des Entflohenen. — —

So steigen Reiche und Nationen, Staaten und Menschen, Könige und Bettler auf und nieder. —



HOHEN – SALZBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbghsn.

Eigenthum d. Verleger.

Hohen=Salzburg.

Welch eine reizende Natur, diese Salzburger Gegend; so lieblich, so anmuthig und so groß! Es müßte ein Paradies sein, und daß die Menschen keins daraus gemacht haben, ist ihre Schuld allein. Weshalb diese Gürtel von Thürmen und Bastionen mit den Mordwerkzeugen des Kriegs an einem Ort, wo die Herrlichkeit der Schöpfung den Frieden predigt, wo, statt des wüsten Waffenlärms, nichts gehört werden sollte, als das majestätische Brausen der Wälder, und von keinen andern Stürmen die Rede sein dürfte, als von denen, welche die Lüfte reinigen und die Wolken über die Berge jagen. Deinem entzückten Auge sollte da droben nichts begegnen, als die erhabenen Riesengestalten der Alpen mit den grünen und sonnigen Thälern und den lachenden Orten und Menschen; doch statt dessen siehst du finstere Thore und feuchtes, häßliches Gemäuer, es zeigt dir der Führer alte Zeughäuser und Rumpelkammern mit neuen Gefängnißzellen, einen „Giftthurm" und ein „Schlangenrondel", eine Torturkammer mit der Stube, wo das hochnothpeinliche Halsgericht gesessen hat, unterirdische moderige Verließe, der Molche und Kröten Wohnung, und er quält dich mit den Schauerlegenden, die in dem Kastell gespielt haben seit den Zeiten der Römer und Hunnen. Das Einzige, was dich auf Hohen=Salzburg erheitern mag, ist die Uhr mit dem Orgelwerke, welches alle Monate den armen Gefangenen eine andere lustige Weise vorspielt. Mozarts Vater hat's eingerichtet. Gott hab' ihn selig!

Der von der Salza durchströmte salzburger Bergbusen ist auf drei Seiten mit Hochalpen umschlossen, und nur nordwärts setzt sich das Thal gegen Bayern hin als Ebene fort. Der größere Theil der Stadt Salzburg liegt am linken Ufer des Flusses, und hier auch, auf dem 500 Fuß hohen Haupte des Mönchbergs, die uralte, aber wohlerhaltene Hohen=Salzburg, ehedem die Residenz der salzburger Fürst=Erzbischöfe, später in eine Festung umgewandelt.

Herrlich und über alle Beschreibung erhaben ist die Aussicht von ihrer höchsten Warte. Der ganze salzburger Kreis thut sich auf, der, von zahlreichen Thälern durchschnitten, eine ununterbrochene Folgenreihe der köstlichsten Alpenansichten gibt. Aus diesem Panorama treten die Bergriesen Dreiherrenspitz (9340 Fuß), Breithorn (7460 Fuß), der Rattenstein (fast

7000 Fuß hoch) hervor. An der Grenze Berchtesgadens zieht sich das sogenannte „steinerne Meer" (7000 Fuß hoch ü. d. M.) drei Stunden lang hin und gibt dem erstaunten Auge den sonderbarsten Anblick. Die ganze Fläche ist wogenartig gefurcht und mit nichts anderm zu vergleichen als mit einem sturmgepeitschten Meere, das plötzlich erstarrte und versteinerte. Den berühmten Untersberg mit seinen schauerlichen Höhlen, Grotten und Sagen übersieht man ganz, und das wilde vielarmige Tauerngebirge mit seinen Hörnern und Zacken streckt sich weit nach Steiermark aus. In dieser Gebirgskette, deren meistens unzugängliche Spitzen sich bis über 12,000 Fuß erheben, sind die größten Gruppen von Gletschern eingelagert, welche reißende Bergströme in Kaskaden und Wasserstürzen nach allen Richtungen hin entsenden. Viele dieser stundengroßen Gletschermassen sind 9—10,000 Fuß hoch, und ihre Unersteiglichkeit spottet der Nähe der Menschen. Dort starrt auch der Ankogel jenseit des gasteiner Wildbads empor, dessen in ewiges Eis gehülltes Haupt zur Hochsommerzeit noch um 10 Uhr Abends im Sonnenlichte strahlt. —

Das Innere der Stadt Salzburg verräth das ehrwürdige Alterthum in engen unregelmäßigen Straßen, aber zugleich Geschmack und Wohlhabenheit in den stattlichen, solid gebauten und durchaus massiven Häusern. Der große ernste Charakter des Baustyls, die regelmäßigen Märkte, die prächtigen Springbrunnen rc., erinnern an die Nähe Italiens. Viele öffentliche Gebäude sind von ausgezeichneter architektonischer Schönheit: vorzüglich die Domkirche, ein Meisterwerk von Sanzio Solari, im Styl des Vatikans. Der schönen Lyceumskirche gegenüber steht das Haus, wo der berühmteste Tonkünstler der neuern Zeit, Mozart, das Licht der Welt erblickte. Die ehemals fürsterzbischöflichen (jetzt kaiserlichen) Schlösser, die alte und die neue Residenz mit ihren prachtvollen Marställen (jetzt Kasernen) und Reitschulen, von denen eine ganz in den Fels des Mönchsbergs gehauen ist, imponiren durch Größe, obschon ihr ödes verlassenes Ansehen stark an das „Sic transit!" erinnert.

Mit dem nahen Berchtesgaden ist die Gegend von Salzburg zu vergleichen wie das siegprangende Weib mit einer hohen Jungfrau. Dort noch verschlossene Knospe, hier Blüthe und Frucht; dort die urkräftige Natur, hier die mit der Kultur vermählte, voll ihres Segens. —



DAS GROSSHERZOGL. SCHLOSS in SCHWERIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

könig
schen
umge
gezeich
ein B

für di
eine k
fen kei
gen au
perma
streben
Häupt
der Ge
der fer
der Ge
nen, w
selbst in
ten und
pellen ü
völker,
deren V
türlich,
dem Le
eigenthü
der Völ
an eine
werke a
denen fü
lichen u

Da
daß die
ehe das
der Höh
Sätzen

Das großherzogliche Schloß in Schwerin.

Die stolze Burg der Obotriten, die Seefeste der mächtigen Wendenkönige, einst ein Bollwerk des slavischen Heidenthums gegen die germanischen Kreuzritter, durch Spaten, Schwert und Hammer der Jahrhunderte umgewandelt in eines der prächtigsten deutschen Fürstenschlösser, eben so ausgezeichnet durch den Reiz der Lage wie durch die Großartigkeit des Baues, — ein Bild voll malerischer Anmuth.

Die Schlösser deutscher Fürstenhäuser von älterem Fundamente haben für die Gegenwart eine doppelte Bedeutung, eine landesgeschichtliche und eine kunstgeschichtliche. — Beide Bedeutungen sind an sich klar und bedürfen keines Beweises. Von den Häuptern der Völker gingen die Bewegungen aus, welche bis in die fernsten deutschen Zeiten zurück die großen Körpermassen der Völker in der Geschichte uns lebendig, kräfteregend, zielerstrebend zeigen, ob im Schaffen oder im Streiten, ob es ein Kampf der Häupter gegen einander oder der Massen gegen ein Haupt war. Je ferner der Gegenwart, je weniger Licht fällt auf die großen Völkerkörper, bis in der fernsten Zeit die Häupter allein über den dunkelen Massen vom Strahl der Geschichte erhellt sind und wie leuchtende Wegsäulen die Stelle bezeichnen, wo wir die Völker im Weltgang des Schicksals zu suchen haben. Und selbst in näheren Tagen, als die Rathhäuser der Hansa Schlösserhöhe erreichten und die Dome der freien Reichsstädte alle Schloßkirchen und Burgkapellen überragten, war es wieder der Kampf mit den Häuptern der Nachbarvölker, der diese fort und fort zu jener Lichthöhe der Geschichte erhebt, in deren Widerstrahl wir die Regungen der Masse erkennen. Es ist aber natürlich, daß da, wo die Häupter wohnten, auch die Geschichtsgruppen aus dem Leben der Völker am engsten beisammen stehen, und darin liegt der eigenthümliche Werth, den solche Wohnungen aus alter Zeit in den Augen der Völker haben; darin liegt der Zauber, der das Herz eines Volkes sogar an eine Ruine fesseln kann. — Für die Kunstgeschichte stehen solche Bauwerke als Dokumente da für die Bildungsstufe der Zeit oder der Geister, denen sie ihre Entstehung verdanken oder vorwerfen; es sind die unverfälschlichen und untrüglichen Ehrendiplome oder Armuthszeugnisse derselben.

Das Schloß von Schwerin bietet die besondere Eigenthümlichkeit, daß die Glanzzeit seines landesgeschichtlichen Interesses längst vorüber ist, ehe das kunstgeschichtliche beginnt. Jene sehen wir im Anfang und auf der Höhe des Mittelalters, diese springt vom Ende desselben mit wenigen Sätzen sogleich zur Gegenwart herein.

Wie wir den stattlichen Bau der Mecklenburger vor uns sehen, ist er ein Werk, das im 16. Jahrhundert begonnen und in unseren Tagen vollendet wurde. Nur der Grund, der Burgwall, auf dem das Schloß steht, zeigt noch die Machtspuren der Obotritenkönige. Von diesen ist Mistizlaw der erste, als dessen Feste (Castrum Zuerin) Schwerin genannt wird; beide Namen erscheinen als einzelne Lichtpunkte in der Dämmerung des 11. Jahrhunderts. Erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts tritt mit dem Wendenkönig Niklot die Burg in den Zusammenhang der Geschichte. Sie war der stärkste Schutzwall dieses heidnischen Helden gegen die deutschen Ritter, die mit dem Schwerte für das Kreuz fochten. Der Kampf für die alten Götter war nirgends blutiger, als hier, wo die Völker mit dem alten Glauben ihre alte Freiheit und Unabhängigkeit von den deutschen Herrschern vertheidigten. Die Pariser Bartholomäusnacht und die sicilianische Vesper hatten in den Marken der Ostsee längst ihr Vorspiel, das an Gräßlichkeit der Würgscenen beide übertrifft. Nach jeder Unterwerfung rissen die unbändigen Slaven sich von Neuem los, jede Grausamkeit der Sieger schärfte die Waffen der Empörung, und in König Niklot erreichte der Haß gegen das Christenthum seine Spitze. Da begann der Sachsenherzog Heinrich der Löwe seine Kreuzzüge gegen die wendischen Heiden. Niklot ließ seine Burgwälle erhöhen und befestigen, vor allen die von Schwerin. Nach sechszehnjährigem Kampfe, und nachdem er, der Uebermacht Schritt vor Schritt weichend, seine Burgen Schwerin, Mecklenburg, Dobin und Illow niedergebrannt hatte, fand er vor seiner letzten Feste, Werle, den Heldentod, im Jahre 1161. Damit brach die letzte Säule des Widerstandes; im Lande war längst ein großer Theil der Bevölkerung ausgerottet und der Rest geflohen oder unterjocht. Heinrich der Löwe war Herr. Er baute die Burg Schwerin wieder auf und gab sie sammt einem Theile des Obotritenlandes dem tapfern braunschweigischen Ritter Gunzelin von Hagen im Jahre 1166 als Grafschaft zu Lehen. Zugleich ward Gunzelin des Löwen Statthalter im Wendenlande. In diese Zeit fällt die Gründung der Stadt Schwerin, in welche schon 1167 der Bischofssitz von Mecklenburg verlegt wurde. Die Grafen von Schwerin blieben im Besitz der jedenfalls nach deutscher Weise wiederhergestellten Burg fast zweihundert Jahre. Gunzelins nächster Nachfolger, der kühne Graf Heinrich, nahm Theil an einem Kreuzzug in's Morgenland, machte nach seiner Heimkehr durch seinen vernichtenden Sieg über König Waldemar der Dänenherrschaft an Deutschlands Küsten ein Ende und verschönerte und bereicherte Schwerin und die Burg durch Stiftungen und Bauten, von denen — keine Spur mehr vorhanden ist.

Dagegen grünt Niklots, des Heidenhelden, Stamm noch heute. Selbst Heinrich der Löwe war nicht stark genug gewesen, des Slavenvolkes Kraft vollständig zu brechen. Er hatte durch versöhnende Thaten den Trotz beugen, er hatte Niklots Sohn, Pribislav, erst mit einem Theil und endlich mit dem ganzen Erbe seines Vaters belehnen müssen. Pribislav

ward, mit Beseitigung der wendischen Königswürde, der erste Fürst von Mecklenburg; er trat 1170 als Pribislav II. in die Reihe der deutschen Fürsten ein, bekannte sich zum christlichen Glauben, erhielt sogar die Tochter Heinrichs des Löwen zur Frau und ist der erste christliche Ahnherr der Regentenfamilie, die noch jetzt in Mecklenburg das Scepter führt. Derjenige seiner Nachkommen, welcher der erste Herzog von Mecklenburg heißt, Albrecht, brachte die Grafschaft Schwerin an sein Haus zurück, verlegte die Residenz von Wismar nach Schwerin und machte das alte Grafenschloß zum ersten Fürstensitz des Landes, dieß Alles um das Jahr 1359.

Fast um anderthalb hundert Jahre später beginnt die Baugeschichte der noch jetzt stehenden Ueberreste des alten Schlosses; von allen Bauten aus den Zeiten der Wendenkönige, der schweriner Grafen, und der ersten mecklenburger Herzoge bis gegen das Jahr 1500 ist längst jede Spur verschwunden. — Sogar die geschichtlichen Nachweise über Ausdehnung, Art und Weise der früheren Bauten sind spärlich; was wir hierüber wie über die spätere Baugeschichte Ausführliches und Zuverlässiges besitzen, verdanken wir dem fleißig forschenden Archivar Lisch in Schwerin, dem wir getrost folgen dürfen.

Nach unserem Gewährsmann unterliegt es keinem Zweifel, daß das jetzige Schloß genau die Stelle der alten obotritischen Königsburg einnimmt. Die Wenden, sagt er, welche Ziegel und Kalk nicht kannten, suchten nicht hinter festen Mauern Schutz, sondern fanden ihre Befestigungen in tiefen Morästen oder in Seen, in denen sie Burgwälle, gleich Inseln, aufschütten ließen, deren einziger schmaler Zugang vom Lande her durch persönliche Tapferkeit vertheidigt ward. Mitunter wählten sie auch kleine, nahe am Ufer liegende Inseln in großen Seen zur Aufschüttung ihrer Burgwälle. Die Burg Schwerin war nach beiden Grundsätzen aufgebaut. Sie liegt auf einer kleinen Insel zwischen dem großen schweriner und dem Burgsee. Die obotritischen Burgwallbauten gaben der ursprünglich niedrigen und flachen Insel ihre schöne terrassenförmige Erhebung. Wie der abbrennbare Theil jener ältesten Burgen beschaffen war, weiß man nicht; ebenso wenig, ob schon Graf Gunzelin mit deutschen Baumeistern den Ziegelbau in Mecklenburg eingeführt habe. Sogar von den Gebäuden, welche Herzog Magnus II., an der Grenze des Mittelalters, um 1500, vollendete, sind jetzt in dem Mauerwerke nur noch Ueberreste vorhanden. Man setzte im Mittelalter die Schlösser aus einzelnen selbständigen Bauten zusammen, von denen bald dieser, bald jener nach Noth oder Bedürfniß erneuert wurde, so daß von einem ganz neuen Schloßbau erst die Rede sein konnte, als eine entschiedene Hand den Plan einer Um- und Neugestaltung der gesammten Burgbaulichkeiten ergriff. Dieß that Herzog Johann Albrecht I. (1547, † 1576) und gilt daher als der eigentliche Erbauer des schweriner Schlosses, welches bis zu dem gegenwärtigen Neubau stand.

Der eigenthümliche Styl, den jene Bauten tragen, ist der der Renaissance, angewendet mit Rücksicht auf das in Mecklenburg allein herrschende Baumaterial, die gebrannten Thonziegeln. Als Muster dieses Styls gilt der Fürstenhof zu Wismar. Man nahm hier die großartigen Raumverhältnisse und die horizontalen Linien des Renaissance-Baues und schmückte die einzelnen Theile und Oeffnungen durch Abgrenzungen und Einfassungen mit Bildungen aus gebranntem Thon. So entstand Das, was die Männer im Lande nicht ungern den „mecklenburgischen Styl" nennen hörten.

Die vom Herzog Johann Albrecht vollendeten Bauten sind das lange Haus, nach dem großen See hin, das Zeughaus nach dem Burgsee, beide mit Reliefs aus gebranntem Thon verziert, ferner das neue Haus, als eine Verlängerung des langen Hauses nach der Richtung des Kalkwerder hin, und an der andern Seite die Schloßkirche, deren Ziegelreliefs die spätere Zeit unter Kalkputzlagen versteckt hat. Die Befestigungen des Schlosses führte der italienische Baumeister Francisco a Bornau aus.

Von 1576 bis 1617 stand der Bau sich selbst überlassen da. Rasche Regentenwechsel, Residenzverlegungen und die immer näher rückende Noth schwerer Zeiten verursachten das. Adolf Friedrich I. (1608, † 1658) war es, der zuerst wieder die zum Theil noch öden Räume der Feste Schwerin mit den Restaurationsplänen durchschritt, die sein Baumeister, der Kapitän Gert Evert Piloot aus Ostfriesland, entworfen hatte und die noch vorhanden sind. Die Ausführung derselben gedieh jedoch nicht weiter, als zum Abbruch einiger alten Gebäude, den Fundamentalarbeiten zu neuen und zum Abputz und neuer Verzierung der aus Johann Albrechts Zeit noch wohlerhaltenen. Was von dieser Restauration zu Tage gefördert wurde, zeigt bereits den Uebergang vom Renaissancestyl zu dem Rokkoko der nächstfolgenden Perioden. — Der dreißigjährige Krieg zerriß alle Pläne, auch die des ephemeren Herrschers in diesen Landen, des Herzogs von Friedland, den das Schwert des Schwedenkönigs früher erreichte, als seine Baulust das Schloß von Schwerin. Nach dem Kriege stand das Schloß mitten im Elend des Landes und machte keine Ansprüche auf ein besseres Schicksal. Ueber hundert Jahre später entfaltete sich in den einem „besorglichen Verfall" zueilenden Räumen eine zwar rasch vorübergehende, aber edle Kunstblüthe: die berühmten Schauspiele unter Herzog Christian Ludwig II., welche einen Schönemann, Eckhof und Ackermann auf die Breter führten. Dem Schlosse selbst kamen jedoch nur die nothdürftigsten Reparaturen zu Gute. Noch schlimmere Zeiten brachte ihm die Regierung des Herzogs Friedrich und seines Nachfolgers. Das war die Zeit, wo für das kleinste Paris ein entsprechendes Versailles geschaffen werden mußte; Ludwigslust wurde das Versailles von Schwerin. Die schlimmste Aussicht stellte endlich Großherzog Paul Friedrich der alten Inselburg durch den in großartigen Verhältnissen begonnenen Bau eines neuen Residenzschlosses am Ende des alten Gar-

tens. Kaum waren aber die Grundmauern aus der Erde erstanden, als er 1842 unerwartet starb und hinabgelegt wurde zu Johann Albrecht in die Heiligen-Bluts-Kapelle des schweriner Doms.

Erst der gegenwärtige Regent, Großherzog Friedrich Franz II., schloß die Thore der alten Burg wieder auf und faßte, die volksthümliche Bedeutung eines solchen Hauptdenkmals der schicksalreichen Vergangenheit eines Landes richtig würdigend, den Beschluß, das ganze Schloß zu einem großen geschichtlichen Kunstwerke für Mecklenburg zu erheben. Die Ausführung dieses Beschlusses begann im Herbst 1843, und im Herbst 1855 war der äußere Bau des Schlosses, wie unser Stahlstich ihn dem Leser vor Augen führt, vollendet. Man ist dem Gedanken, den Styl der neuen, den Schloßhof vollkommen schließenden Bauten möglichst dem der erhaltenen Gebäude anzuschmiegen, im Ganzen treu geblieben, und der Erfolg tritt besonders wohlthuend da hervor, wo man der Bauweise Johann Albrechts sich am meisten genähert hat. Als Vorbild für die Neubauten diente das durch den edelsten Renaissancestyl berühmte französische Schloß Chambord bei Blois, unter König Franz I. vollendet. Baumeister mit Rath und That waren: Demmler, Willebrand, Stüber und, für die Schloßkirche, Zwirner, der Meister vom kölner Dom.

Das Schloß von Schwerin besteht jetzt im Aeußern wesentlich aus fünf verschiedenen Theilen, welche ein unregelmäßiges, verschobenes, mit zwei rechten Winkeln nach den beiden Seen hin vorspringendes Sechseck bilden. Diese Theile sind 1) das „Lange Haus", das die Fronte dem großen See zuwendet, von Herzog Magnus in Mauerwerk errichtet, von Johann Albrecht ausgebaut und restaurirt und gegenwärtig geschmückt mit reichen Thon-Ornamenten aus der großherzoglichen Musterziegelei auf dem Klätterberg vor Schwerin. Die rothen Reliefs auf den grauen Wandflächen machen einen wohlthuenden Eindruck. Nach der Seeseite hin steht an der rechten Ecke desselben ein hoher neuer Thurm. Die Aussicht von diesem „langen Hause" über den See und seine Umgebung ist entzückend; hier schlug die fürstliche Familie ihre Wohnungen auf. — 2) Das „Neue Haus" Johann Albrechts, im Restaurationsstyle des Herzogs Adolf Friedrich vor 1620 wieder hergestellt, rechts an das „Lange Haus" sich anschließend. — 3) Die Schloßkirche, von Johann Albrecht 1563 vollendet, jetzt durch den Anbau eines Chors vergrößert. Diese nach Zwirners nur wenig verändertem Plane aufgeführte Altarkirche, wohl der einzige Kirchenbau aus Sandstein im ganzen mecklenburgischen Lande, zeigt im Aeußern wie im Innern den Reichthum in Formen, welchen der reine Spitzbogenstyl des 14. Jahrhunderts, namentlich in den rheinischen Kirchen, entfaltet. Von großer Bedeutsamkeit ist die innere Ausschmückung der Kirche durch die Glasmalerei, Bildhauerei und Wandmalerei; sie wird dadurch zugleich zur Schatzkammer der größten Werke kirchlicher Kunst in Mecklenburg erhoben. Die Einweihung derselben geschah am 14. Oktober 1855 durch den Oberkirchenrath Kliefoth, welchem man auch

den Plan zur Ausschmückung des Innern verdankt. — 4) Die Flügel nach dem Schloßgarten und dem Burgsee, Neubauten nach dem Muster des Schlosses Chambord, enthalten in der Hauptsache den Tanzsaal, den Speisesaal, die große Hoftreppe und Gemächer des Großherzogs. — Endlich 5) der von einer großen Kuppel überragte Mittelbau nach der Stadtseite, mit der Einfahrt, ein Werk nach dem Plane Stübers. Vom Schlosse Chambord unterscheidet sich das von Schwerin, seine großartigste Nachbildung, dadurch, daß es in den Flügeln kürzer ist und über den Souterräns und dem Erdgeschoß drei Stockwerke, also einen höher strebenden Charakter hat. Deshalb sind auch die Eckthürme schlanker und zierlicher, und das Ganze mit den verschiedenen Häusern, Giebeln und Thürmen gewährt ein wechselvolleres, burgartiges, imposanteres Bild.

Wie im Innern der Kirche, arbeiteten in und am ganzen Schlosse Bildhauerei und Malerei an einer würdigen künstlerischen und geschichtlichen Ausstattung. Die Bildhauerarbeiten an den Außenwänden des Schlosses haben die Bestimmung, dem Beschauer die Hauptperioden der Geschichte desselben und des Landes zu vergegenwärtigen durch Statuen, Büsten, Wappen und Inschriften. Die Glasmalerei hatte auf den 18 Fenstern des großen „Hofsaals“ (auch Hofdönsk oder Hofdornitz genannt) die 18 bekanntesten und hervorragendsten Regenten Mecklenburgs darzustellen. Der Oelmalerei endlich wurde der Thronsaal zur Aufstellung einer Ahnengalerie zugewiesen.

Nicht bloß die Geschichte und die Kunst, auch die Sage hat im Schlosse von Schwerin einen Sitz. Sie führt den Burggeist „Petermännchen“ um Mitternacht durch die Gänge und Hallen. Das ist aber kein ernster, spitzbogiger, gothischer Geist, sondern ein Gespenst ebenfalls aus der Uebergangszeit von der Renaissance zum Rokkoko, ein putziger Zwerg, runzeligen Angesichts, mit spitzem weißem Bart, kurzen krausen Haaren, langem schwarzem Rock mit engen Aermeln, großen und vorne breiten Schuhen, — offenbar ein verwünschter Hofnarr, der aber leider nichts spricht, sondern nur die Menschenkinder verlacht, ohrfeigt und ihnen die gestohlenen Lämmerbraten entwendet. Es ist nichts mit dir, Petermännchen! Du hast keine Ahnung davon, wie gut es für die schönen Schlösser wäre, wenn in jedem ein treuer „Kunz von der Rosen“ als wahrheitseliger Geist umginge! Aber reden müßte er, wie der muthige Kunz mit seinem Kaiser geredet hat, nicht bloß Allotria treiben, wie du Petermännchen!



Gest. J. G. Martini 1847.

RUINEN von ETTAIA

(Indien)

glyphe
den G
wie ein
Nirgen
in Ind
berühm
Bevölke
zerrissen
zifferung

Er
Akbar v
neues R
Ruine ge
der Mogu
entsteht,
Dauer.
den würd
während i
einer Reg
herrlicher
denskraft,
ist. — —

Seit
nach Delhi
seine roma
sind ein fa
ist der Gla
schöner, un
gipfeln, die

Universum,

Die Ruinen von Ettajah in Bengalen.

Die Geschichte der indischen Reiche ist geschrieben in kolossalen Hieroglyphen. Städte entstehen, wachsen, stürzen und vergehen mit den herrschenden Geschlechtern, und die Blüthe und der Verfall ganzer Länder ist dort wie eine Livrey, welche mit jedem neuen Herrn Schnitt und Farbe wechselt. Nirgends auf der Erde liegen Größe und Verfall so nahe bei einander, als in Indien, und ein Paar Jahrhunderte umschließen oft das ganze Leben berühmter Orte und Staaten. Darum ist inmitten einer dichtgedrängten Bevölkerung das Land bedeckt mit Trümmern, welche wie die Blätter eines zerrissenen Buchs verworren durcheinander liegen und dem Forscher die Entzifferung erschweren.

Ettajah am Dschumnah war die alte Metropole des Landes, ehe Akbar vor zwei Jahrhunderten die Moguldynastie gründete und für sein neues Reich Agra als Hauptstadt erbaute. Agra ist jetzt selbst fast zur Ruine geworden, und auch seine Nachfolgerin, Delhi, die Stolze, wo noch der Mogul als Schatten umgeht, verfällt. Nicht was auf Despotengeheiß entsteht, nur was frei und naturgemäß sich entwickelt, hat Bestand und Dauer. Petersburg z. B. würde in 50 Jahren entvölkert sein und Heerden würden Weide finden auf seinen Straßen, wäre es sich selbst überlassen; während in Nordamerika ein halbes Jahrhundert genügte, um, ohne Zuthun einer Regierung, Städte aus dem Boden wachsen zu machen, größer und herrlicher als alle Residenzen Europa's, und dabei so voll von innerer Lebenskraft, daß die Grenze ihrer Entwickelungsfähigkeit noch nicht abzusehen ist. — —

Seitdem Dampfboote von Kalkutta den Ganges und Dschumnah bis nach Delhi herauf befahren, ist der letztgenannte Strom sehr belebt, und seine romantischen, den schönsten Partien des Rheinthals gleichenden Ufer sind ein fashionables Ziel der indo-britischen Touristen geworden. Ettajah ist der Glanzpunkt der Fahrt. Denn nirgends sind die Ufer des Stromes schöner, und die Staffage — diese Trümmer von Kastellen auf allen Felsgipfeln, diese Tempel auf den Höhen oder gebettet in den Bergschluchten, —

kann nicht prächtiger sein. Bei dem Tempel, der mitten in den Ruinen der untern Citadelle eingebaut ist, legen die Dampfschiffe für so lange an, als nöthig ist, um den Reisenden Gelegenheit zu geben, Alles zu besichtigen. Braminen machen die Führer, und der Besucher erfährt von diesen wandernden Historiographen zugleich die Geschichte des Orts.

Europa besitzt weder nach Umfang noch nach Pracht ein Denkmal aus den Zeiten der Feudalherrlichkeit, das würdig wäre, mit dieser doppelten Königsburg von Ettajah verglichen zu werden. Sie bestand aus dem obern und untern Schloß. Jenes steht auf dem Scheitel eines hohen Felskolosses, der mit fast senkrechten Wänden sich in die Wolken hebt.

Dieses obere Schloß ist bis auf einen kleinen Tempel, den ein alter Bramine bewohnt, gänzlich verfallen. Es besteht aus mehren Terrassen, die sich über einander erheben und früher durch Treppen mit einander in Verbindung standen, welche nun im Schutt begraben liegen. Die ehemalige Pracht ist jedoch immer noch sichtbar. Ueberall zeigen sich Skulpturen und kostbares Material, große Blöcke des schönsten Marmors liegen umher. — Etwas besser ist das untere Schloß erhalten, und weder Zeichnung noch Beschreibung mögen einen vollkommenen Begriff von der Schönheit der Architektur geben, sowohl im Aeußern als im Innern. Mehre Säle sind von Säulenarkaden getragen und die Fußböden bestehen aus Mosaik von bunten Steinen. Die Verwüstung macht an dem, was noch erhalten ist, reißende Fortschritte; bei jedem Regenguß dringt das Wasser durch die gesprungenen Decken und Gewölbe. Im Bankettsaal hat sich eine arme Hindufamilie eingerichtet, und an den Stufen des Königsthrons, die der Sage nach einst mit Goldplatten getäfelt waren und auf denen die Großen des Reichs in Ehrfurcht sich niederwarfen vor dem unumschränkten Herrscher, kocht jetzt der Pariah seinen Reisbrei. —

Ettajah — dein Staub verweht! ein Paar Jahrhunderte noch und deine Stätte kennt man nicht mehr. Wenn man fragt: was hast du gethan und gewirkt? so spottet dein die Antwort. Du hast getrunken und gegessen, du hast geschmeichelt und gehorcht, und der König, der über dir saß da droben in seinem Felsennest, der hat geschwelgt und gepreßt und geknechtet und gemordet von Geschlecht zu Geschlecht, bis ein Stärkerer kam über ihn, und mit ihm that, wie er an Tausenden gethan hatte. Keines Hellers Werth hast du zum hehren Bau der Menschheit gesteuert, kein Sandkörnchen zum Menschenschatz des Wissens gefügt, keine einzige fruchtbringende Idee als Erbe ihr hinterlassen! Pilz du, Despotengewächs, du schossest auf aus Fäulniß und bist in Fäulniß vergangen! Hätte der Menschengeist einen Hals gehabt, deine Despoten hätten ihn abgeschlagen! Aber über ihrem Willen waltete ein höherer, und mächtiger als alle Teufel ist der einzige Gott. Ja, vernehmt es, Despoten: An Gottes Hand gehen die Völker, und die Uhr der Volksfreiheit geht fort, mögt ihr auch die Zeiger rücken, wie ihr wollt und sie schlagen lassen Mitternacht am hellen



LOUISVILLE

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

bestan
Bild a
genstan
fassung
Augen
neller
steilen
lehnt, v
hinaus
der Gru
tung de
dem Aus
Haar vo
rohes, n
unterneh
Ausdruck
den Phil
wie er m
und der
ist der O
Die
kanische
Schicksal
Wesen de
thümliche
sem Land,
Handelsst

Morgen. Daß ihr aber an die Lügenzeit selbst nicht glauben könnt, die ihr gemacht habt; daß ihr, je fester ihr aufstampft, desto schneller rollen hört und schwinden fühlt den Boden unter euern Füßen: das ist eure Sorge, eure Angst, eure Verzweiflung: — und damit seid ihr gerichtet!

Louisville.

Vor mehren Jahren, als noch die Gallerie der Art-Union in Newyork bestand, wurde vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Besucher von einem Bild angezogen, welches durch die intensiv nationale Bedeutung seines Gegenstandes, durch die wunderbare Energie und Naturfrische seiner Auffassung und die geniale Freiheit in der Ausführung sich auf eine in die Augen springende Weise vor den zahlreichen umgebenden Werken konventioneller Kunst auszeichnete. Auf einer rauhen Felsfläche, dem Gipfel eines steilen Bergabhangs, ruht eine Truppe von Jägern, auf ihre Büchsen gelehnt, voll Staunen und Verlangen nach der weiten bewaldeten Thalebene hinausblickend, welche sich unter ihren Füßen öffnet. Zuvörderst ragt aus der Gruppe eine nervige bewegliche Figur hervor, deren gebieterische Haltung den Führer der Uebrigen bezeichnet. Er zeigt auf die Landschaft mit dem Ausdruck exaltirter Freude, der Wind lüftet das starke, wild gewachsene Haar von einer aus Energie und Entschlossenheit modellirten Stirne; sein rohes, nachlässiges Ledergewand, das frische Braun seiner Wangen und der unternehmende und entschiedene, aber auch seelenvolle und wohlwollende Ausdruck des wettergefurchten Antlitzes kennzeichnen den Jäger und Pionier, den Philosophen der Wildniß, den Columbus der Wälder. Es ist Boone, wie er mit seinen Gefährten die fruchtbare Landschaft von Kentucky entdeckt, und der Strom, der in den Lichtungen der großen Waldebene sichtbar wird, ist der Ohio, da, wo jetzt Louisville steht.

Die früheste Geschichte von Kentucky, seit 1791 erst in die nordamerikanische Staatenfamilie aufgenommen, ist so sehr mit dem Namen, dem Schicksal und dem Charakter von Daniel Boone identificirt, und Geist und Wesen des Pionierlebens haben dem Leben der Kentuckyer ein so eigenthümliches verwandtes Gepräge aufgedrückt, daß unser erstes Bild aus diesem Land, selbst wenn es das Gewühl und den Glanz einer großen belebten Handelsstadt darstellt, uns unwillkürlich in die Wildniß zurücklockt, die vor-

dem diese Stelle eingenommen, und uns zur Betrachtung der Zeit auffordert, welcher so wunderbare Wandlungen der Dinge ihre Entstehung verdanken.

Wir versetzen uns auf unserem Bild um hundert Jahre zurück, in das erste Erwachen eines Frühlingstags in der Wildniß. Mit dem ersten grauenden Morgenschein, der sich auf den Gipfeln der dichten Waldesnacht niederläßt, erhebt sich der Adler von seinem Horst, die schweigende Luft durchfurchend in immer sich verjüngenden Kreisen, bis er, ein kaum noch sichtbarer Punkt am Himmelsblau, hinter den Bergen verschwindet. Thautropfen befeuchten die langen Wimpern der Kiefer und die schwellenden Knospen der Hickory. Aus dem feuchten tiefen Moorboden sprossen Halme und Schlinggewächse durch die Decke der faulen Blätter und hörbar ist nur, in solcher Waldeinsamkeit, das Rascheln des flüchtigen Kaninchens und das Nagen des Eichhörnchens. Erst wenn die Sonne ihre Strahlen durch das geschlossene Blätterdach zwingt, beginnen dessen gefiederte Bewohner ihr Werk und begleiten es mit einem wirren Durcheinander von zirpenden und schwirrenden Tönen. Der Bär durchwatet furchtlos den Waldstrom, und das Elk, das von den herabhängenden Aesten Nahrung sucht, bläst seine Nüstern auf bei einem ungewohnten Geräusch aus dem nahen Rohrbruch, welches ein einzelner Mann, der seine nächtliche Lagerstätte verläßt, verursacht. Mit der Wolldecke über dem Arm und der Büchse in der Faust, nähert er sich dem Bach, in dem er Kopf und Nacken badet, bricht sich Bahn durch das verwachsene Dickicht ringsum und erklimmt einen steinigen Vorsprung, auf dem unter dem Schatten alter Eichen eine rohe, aber fest verwahrte Hütte steht. Bald lodert vor deren Eingang ein Feuer, an dem ein Stück von einem Wild auf einer frisch vom Baum geschnittenen Gabel schmort. Der Mann knetet auf einem Stein seinen Reismehlkuchen und untersucht dann sorgfältig das Schloß an seiner Büchse. Nachdem sein Mahl, das Entbehrung, Hunger und Morgenluft gewürzt, vorüber, verschließt er, so gut als thunlich, den Eingang zu der Hütte und schlendert durch die Wildniß. Sinnend schweift sein Auge von der wilden Blume zu seinen Füßen auf nach den fernen Berghöhen. Bald bleibt er bewundernd vor einem majestätischen Waldriesen stehen, bald späht er einem Thiere nach, das vor dem ungewohnten Eindringling zurückschreckt, oder er schnitzt mit seinem Gürtelmesser, in Gedanken versunken, an einem Span von Sassafras. Wie der Tag höher steigt, dringt er weiter in die Tiefe des Waldes. Jede Form vegetabilischen Lebens, von den riesigen Farren bis zur zarten Weinrebe, die mannichfaltige Bauart der Baumgattungen, die Laute und Bewegungen des Wildes und der Vögel, flößen seinem Geiste die Empfindung der innigsten Freude, Liebe und Verehrung für die grandiose, ihn umgebende Natur ein, und erfüllen ihn mit einer solchen Stärke des Selbstbewußtseins, wie ihrer der Mensch unter Menschen nimmermehr fähig ist. In jedem Nerv und jeder Ader fühlt er den Hochgenuß der

unbegrenzten Unabhängigkeit, den er mit keiner der Wohlthaten eines civilisirten Lebens mehr vertauschen mag, so oft auch seine Seele in Erinnerungen an dasselbe sich ergeht. Ermüdung und Hunger, oder die tiefer werdenden Schatten des sinkenden Tages ermahnen ihn endlich, seine Schritte zurück zu lenken. Ein wilder Truthahn liefert ihm ein leckeres Mahl, und beim Wachtfeuer sitzend, unter dem sterneleuchtenden Firmament, erwartet er, vertrauend auf den Schutz der Einsamkeit, Ruhe und Stärkung für seine ermüdeten stahlharten Glieder.

Doch gleiten nicht alle Tage so ungestört, wie der beschriebene, hinab im Waldleben unseres Pioniers. Mit dem Frieden paart sich gar oft der Schrecken, und der Schatten ungeahnter Gefahren schwebt über dem anziehenden Bild der Blockhütte und des Lagerfeuers in der Gestalt eines grausamen, unversöhnlichen Feindes, reißender Bestien, oder von Krankheiten und Kampf mit den Elementen. Der Pionier, im Dickicht schlafend oder dem Pflug folgend oder mit seinem frugalen Mahl beschäftigt, ist so häufig das Ziel einer verrätherischen Kugel, und jeden Augenblick muß er gewärtig sein, von der Stätte seiner ruhigen Beschäftigung zu einem Kampfplatz entboten zu werden, um das Eigenthum seines Nachbars zu retten oder einen gefährdeten Außenposten der Ansiedelung zu vertheidigen. In solcher Uebung schärfen sich die Sinne, der Geist bleibt wachsam und ein ritterlicher Stolz erfüllt die Seele; je größer die Entbehrungen und je ferner die Elemente der Kultur, um so stärker wächst das Selbstvertrauen zur eigenen Kraft und das Bewußtsein der eigenen Manneswürde. Und mehr als alles Andere ist es diese Fülle edler Empfindungen, welche der Mensch an den Brüsten der ursprünglichen Natur einsaugt, die einen Boone, Audubon, Bonpland aus den Armen einer verweichlichenden Civilisation hinaus in die Wälder lockte und sie, nach dem Gesetz eines unwiderstehlichen Naturdrangs, auf die Spuren der Forschung, Entdeckung, der Abenteuer und Wagnisse führte. Aeußert sich dieser Drang doch auch bei uns in der Passion der Seefahrer, Jäger, Touristen, Bergsteiger und Landbauer; in Amerika kommt er noch entschiedener und häufiger zum Ausdruck bei den Vielen, welche freiwillig sich Expeditionen nach den Felsengebirgen, Karavanen nach Oregon und Kalifornien, oder Entdeckungsreisen nach den noch unerforschten Wäldergebieten von Mittel- und Südamerika anschließen, aus keiner andern Absicht, als eben dem Drang nach innigem und ausschließlichem Verkehr mit einer an großartigen und erhebenden Eindrücken fruchtbaren Natur.

Wer an deren mächtiger Wirkung zweifelt, vergleiche das Gebahren unserer künstlichen Kulturmenschen mit solchem Sohn der Natur, den gespreizten Ton oder die fade Gedankenarmuth einer fashionablen Salonunterhaltung mit der frischen Heiterkeit und dem sprudelnden Gedankenquell lebensmuthiger und unternehmungslustiger Gefährten am Wachtfeuer, die nervigen Sehnen und die gebräunte Haut eines Pioniers mit dem schleichen-

den Puls und der fahlen Gesichtsfarbe eines Exquisiten der Hauptstadt, und es scheint, als ob der Born ewiger geistiger, wie körperlicher Jugend noch in dem Urwald flösse. —

Monate hatte Boone schon so verlebt, seit sein Bruder ihn verlassen, um von entfernten Niederlassungen Proviant und Munition zu holen. Die Indianer, deren Jagdgründe er betreten, hatten ihn indeß eifersüchtig belauert; während er ohne fremde Hülfe war, überfielen sie ihn in seinem verborgen geglaubten Waldwinkel und machten ihn zum Gefangenen. In solcher Lage aber zeigt sich der Charakter des Pioniers in einer neuen Phase. Die Seele, die so lange und innig mit einer großartigen, ungezähmten Natur verkehrte, hat den Werth und die Potenz ihrer Selbsthülfe genugsam kennen gelernt und ist im Selbstvertrauen wunderbar erstarkt. Haben doch schon die Propheten des Alterthums darum die Wüste aufgesucht, um sich Stärke des Charakters und Kraft der Ueberzeugung zu holen, sowie der Muth und die Kühnheit von Jägern und Seefahrern sicherlich der Gewinn eines harten und isolirten Lebens sind.

Boone war ein ausgezeichneter Jäger. Sein überlegenes Geschick und seine Kühnheit erzwangen ihm so sehr die Achtung seiner wilden Feinde, daß diese sich scheuten, ihm Gewalt anzuthun, und mehr als einmal durchkreuzte er ihre blutigen Anschläge oder begegnete ihnen auf dem Schlachtfeld mit solcher kalten Unerschrockenheit und Gewandtheit des Handelns, daß er ihnen mit übermenschlichen Kräften begabt erschien. Wieder und immer wieder sah er seine Gefährten unter den Tomahawks der Rothhäute fallen, seine Tochter wurde ihm aus seiner eigenen Wohnung entführt, sein Sohn fiel vor seinen Augen im Kampf mit Indianern, die ihre Ansiedelung in Kentucky ihnen streitig machten, sein Bruder und seine treuesten Freunde blieben als Opfer von deren Feindseligkeit und Grausamkeit, nur an sein Leben wagten sie sich nicht, so oft er auch in ihre Gewalt fiel, eine Unverletzlichkeit, in der er sich durch seine seltene Erfahrung und sein außerordentliches Talent in Beherrschung des Indianer-Charakters erhielt.

Nun noch zur Kehrseite unseres Pionierlebens. Fünfzig Jahre später finden wir an dem Ufer des Missouri ein Paar einsame, ärmliche, rohe Hütten; in einer derselben liegt die ehrwürdige Gestalt des tapfern Jägers auf hartem Lager ausgestreckt. Im Bereich seiner Hand bratet wieder ein Bissen Wildfleisch, um den Ladestock seiner Büchse gewunden am Feuer. Er ist wieder allein, nur die umgebenden Hütten werden von seinen überlebenden Nachkommen bewohnt. Mit den Locken des 90jährigen Pioniers ist auch die Lebenskraft am Erbleichen, so wenig die Kühnheit und Beweglichkeit des Blicks es auch zugestehen wollen. Der alte Jäger wollte von den Landgesetzen, die seiner Einwanderung nach Kentucky bald folgten, seinem Jagdrevier keinen Zwang vorschreiben lassen und, gestört von dem Vorschreiten der Civilisation in den Gegenden, welche er in ihrer primitiven Schönheit entdeckt und kennen gelernt hatte, wanderte er hierher, fern vom

Schauplatz seiner Mannesthaten und dem Staate, den er gegründet, um in dem Geiste der Freiheit und der Liebe zum Wagen und Jagen, in dem er gelebt, auch zu sterben. In Stunden der Ermüdung und Krankheit, wie sie auch ihm das Alter nicht ersparte, richtete er seinen eigenen Sarg zusammen. Endlich fand man ihn todt im Wald wenige Schritte von seiner Hütte.

Erst 8 Jahre sind es her, daß ein Trauerwagen, mit weißen Pferden bespannt und von Immergrün bekränzt, gefolgt von einem langen Zug Leidtragender, sich durch dieselbe Straße bewegte, welche unser Bild zeigt. Es war das zweite Begräbniß der Ueberreste von Daniel Boone, welche die Legislatur von Kentucky mit allen Beweisen öffentlicher Trauer und Verehrung beisetzen ließ. Erst dann hat man sich um die Geschichte des merkwürdigen Mannes bekümmert. Ein Pennsylvanier von Geburt, war Boone frühzeitig nach Nord-Carolina ausgewandert. Kentucky scheint er zum ersten Mal um's Jahr 1769 besucht zu haben. Seine Entdeckung blieb in dem länderreichen Amerika unbeachtet, bis die Regierung 1775 große Strecken am Kentucky von den Cheronees kaufte, um ihre Freiheitstruppen damit zu belohnen, und Boone's Kenntniß des von ihm entdeckten und erforschten Landes und seine Stellung zu den Eingeborenen, wie seine Kühnheit und Unbestechlichkeit so zu Ehren kam, daß er mit Abschluß des Kaufs und Vermessung des Landes betraut wurde. Der Pionier bahnte die erste Straße durch die Wildniß und errichtete sich ein Blockhaus, das bald der Mittelpunkt einer Kolonie und der Keim eines blühenden Staates wurde, auf dem Platz der jetzigen Stadt Boonesborough. Als er seine Familie dahin übersiedeln wollte, gerieth er mit Indianern in Kampf, bei dem ihm seine beiden jüngsten Töchter entrissen wurden, und mußte sich nach den nächsten Niederlassungen zurückziehen. Dennoch erzwang und befestigte er noch im selben Jahr seinen Aufenthalt in dem Land. Im Jahr 1778, während er mit 30 seiner Begleiter beschäftigt war, Salz zu bereiten, wurde er gefangen, seine Unglücksgefährten aber führte man nach Detroit, um ausgewechselt zu werden. In seiner Gefangenschaft war er Zeuge großartiger Rüstungen der vereinigten Indianerstämme gegen die mehr und mehr sich ausbreitende Kolonisation von Kentucky. Es gelang ihm, zu entkommen, um noch zeitig die Bedrohten warnen und ihre Vertheidigung anordnen zu können. Neun Tage lang wurde er im Fort von Blue Licks von 500 Indianern belagert, und nur seiner unerschrockenen Führung der Vertheidigung hatten die schwache Garnison und die unter ihren Schutz geflüchteten Ansiedler ihre Rettung zu danken. Erst im Jahr 1783 nach dem Friedensschluß mit England wurden die Feindseligkeiten der Eingeborenen nachdrücklich zum Schweigen gebracht und war es dem rastlosen Pionier vergönnt, die Freiheit, Sicherheit und Civilisation des Landes, um welches er so lange den Kampf mit der Wildniß, den Bestien und Wilden bestanden hatte, befestigt und garantirt zu sehen. Die Regierung zeichnete

ihn später aus mit dem Kommando der sämmtlichen Grenzstationen und der Verwaltung des Indianer-Departements. Immer aber blieb es sein größter Stolz, daß die ersten weißen Frauen, welche an den Ufern des Kentucky standen, sein Weib und seine Töchter waren und daß von seiner Art der erste Baum fiel, der die Schwelle zu einer dauernden Ansiedelung des Staates bildete.

Aber auch die intellektuelle Bildungsstufe des Staats und der Charakter seiner Bewohner fanden in Boone ihren Begründer und im Pionier ihren Typus, der sich in keinem anderen Theile Nordamerika's so individuell ausgeprägt hat.

Kentucky, seit Jahrhunderten nur bekannt als Jagdrevier und Kampfplatz wilder Stämme, die sich um seinen Besitz bekriegten, ward im Jahr der Unabhängigkeits-Erklärung Virginien als County einverleibt und mit zahlreichen Forts zum Schutz der Ansiedler besetzt. Diese Befestigungen und die Grenzlage des Landes machten es während des englisch-französischen Kriegs und der Freiheitskriege zum Schauplatz vieler blutigen Scenen. Nach deren Beendigung erfolgte ein Landgesetz, welches Schaaren von Einwanderern über die Grenzen führte und die Spekulation in den gepriesenen Ländereien zu einem hitzigen Fieber anfachte. Mit einem Mal war aus einem primitiven und dünnbevölkerten Ansiedler-Territorium eine Arena für Habgier, Streit und Gewaltthat geworden. Die Konflikte der Landspekulanten wurden von feilen Advokaten genährt, gesetzlose Abenteurer erfüllten die Grenzdistrikte mit ihren Missethaten und das Lynchgesetz suchte vergeblich der allgemeinen Unsicherheit von Gut und Blut Einhalt zu thun. Dabei war die politische Stellung Kentucky's ohne ihres Gleichen. Abhängig von einem Staat, der unfähig war, die Grenzen vor den Einfällen der Indianer zu schützen, fast mit seiner ganzen künftigen Prosperität auf den großen Strom angewiesen, der seine nördliche Grenze bildete und in Gefahr war, einer fremden Macht anheimzufallen, von den ältern Schwesterstaaten durch das damals noch wilde Gebirge der Alleghanies getrennt, war es kein Wunder, daß treulose politische Abenteurer, wie Genet und Acron Burr, Kentucky als einen gedeihlichen Herd ihrer Anschläge betrachteten. Dennoch hat über alle diese Gefahren der Patriotismus, der ritterliche Sinn und die Einsicht seines Volks obgesiegt. Erst nachdem es vollständig die Angriffe von Außen zurückgewiesen und die Netze inneren Verraths zerrissen, wurde es von der mütterlichen Regierung als großjährig erklärt und am 4. Februar 1791 in die Union aufgenommen. —

Aus dem Gesagten läßt sich leicht entnehmen, durch welche bunte Elemente der Charakter des amerikanischen Westens seine eigenthümliche Färbung erhalten hat. In höchster Potenz ist er ohne Zweifel bei den Kentuckiern vertreten und illustrirt an ihrem Beispiel am besten den weiten Abstand amerikanischer von europäischer Civilisation. Im Norden ist solche wesentlich gemodelt von dem kosmopolitischen Einfluß der Seeküste, im

Süden durch ein Klima, welches eine Verwandtschaft seiner Zustände mit denen derselben Breitengrade anderswo bedingt, aber im Westen und vor allem in Kentucky finden wir den Grund der gesellschaftlichen Existenz von Jägern und Pionieren gelegt, deren Liebe zu den Wäldern, deren Gleichheit in den Bestrebungen, in der Pflege der Jagd und des Ackerbaues, und deren Isolirung von allen Formen und Geboten des Herkommens zusammenwirken, um ein gemeinschaftliches Gefühl der Unabhängigkeit, Stärke im Wollen, Geradheit und Offenheit im Streben und einen frischen und unternehmungskühnen Geist zu nähren. Die Leichtigkeit und Freiheit des geselligen Verkehrs, die Anwartschaft auf unbeschränkten Gewinn, die freie Bahn für jedwede Charakter-Entwickelung, haben eine edel geeigenschaftete Raçe erzogen, und wollen wir sie uns in einer Figur vorstellen, so ist es Daniel Boone, welcher die Ehrenhaftigkeit, die Intelligenz und Ritterlichkeit des Staats in sich verkörpert.

Aeußerlich scheinen allerdings der fast alle Interessen in sich aufnehmende Handel, der durch die großartigsten Verkehrsmittel erleichterte Ideenaustausch und die allen Gliedern des weitläufigen Staatskörpers gemeinsame Durchfluthung politischer Bewegung den anfänglich schroffen nationalen Unterschied zu nivelliren, doch bleiben bei vielen Fragmenten der amerikanischen Bevölkerung, die traditionell an den Charakter-Eigenthümlichkeiten ihrer Vorfahren hängen, bei genauerem Eingehen Unterschiede der schlagendsten Art sichtbar. Die ersten Settlers von Kentucky vereinigten mit dem einfachen und ehrlichen puritanischen Sinn der newyorker Kolonisten einen hohen Grad von Ritterlichkeit. Aus ihrer Vertrautheit mit der Gefahr, der Nothwendigkeit gegenseitiger Hülfeleistung und der anregenden Ausübung der Jagd entsprang ihnen eine Ader natürlichen Heldenthums. Die völlige Unbekanntschaft mit Geburts- und Vermögensunterschieden und der hohe Werth, welchen Geselligkeit da einnimmt, wo die einzelnen Wohnplätze in weiten Entfernungen auseinander liegen, erzeugten dort eine Wärme und Gastfreundschaft im Verkehr, welche im Norden und Osten der Union unbekannt sind. Familienehre stand im höchsten Ansehn der Unverletzlichkeit; die Frauen, in der Freiheit der Natur und Abgeschlossenheit der Familie aufgezogen und an körperliche Abhärtung und Entbehrung alles Luxus gewöhnt, erlangten einen Sinn der Unabhängigkeit und eine Selbständigkeit der Entwickelung, entgegengesetzt dem zahmen, schüchternen und uniform gestimmten Ton der Erziehung in den großen Handelsstädten. Fast alle Bedürfnisse lieferte die Arbeit der eigenen Hände, Sklaverei hatte vielmehr den Charakter des Patriarchenthums, der Brauch des Zweikampfs forderte für jede Ehrverletzung eine rasche, wenn auch blutige Sühne, und so erhielt der Kentucky-Gentleman frühzeitig die Begabung eines tüchtigen Jägers und ward mit den Ansprüchen an einen Mann von Ehre und Tapferkeit, im besten Sinne des Worts, vertraut. Solchen Ursachen muß der noch heut ritterliche Geist des Staates zugeschrieben werden.

Kentucky war von jeher der Wildeste und Ungeberdigste an der Tafelrunde der Konföderation; man muß bei ihm, dem in der Erziehung vernachlässigten jüngeren Kinde, den Fehlern und Tugenden seines Alters und seines Schicksals Rechnung tragen. Gehärtet durch die langen Wachen an den Außenposten der Civilisation, während noch die wilde Katze in seine ersten Schulhäuser schlich und die Indianer in die zerstreuten Kornfelder einbrachen, wenig väterliche Anerkennung von dem Central-Gouvernement genießend, bewies es doch gegen dasselbe eine natürliche Loyalität des Herzens, verachtete die Intriguen eines Genet und Burr und ehrte die ächten Patrioten der Nation, wie Gallatin und Fulton, als Taufpathen seiner Counties. Nachdem er das Fegefeuer der Indianerkriege, des Fiebers der Landspekulation, politischer Verderbtheit, ungewöhnlicher rechtlicher Bedrängnisse, verworrener Gesetzgebung und in deren Folge gänzlicher finanzieller Zerrüttung bestanden, hat es dennoch eine unabhängige und vorwärts schreitende Haltung bewahrt und repräsentirt den ächten amerikanischen Nationaltypus besser als irgend ein anderer Staat. Zwar ist seine Kultur nicht so verfeinert und sein gesellschaftlicher Ton nicht so geschmeidig, wie in den ältern Gemeinwesen, dagegen ist Kentucky die Pflanzschule ächten Patriotismus, der Tapferkeit und republikanischer Geradheit und Einfachheit. Sein größter Staatsmann, Henry Clay, in dem Adel seiner Gesinnung und auf der Höhe seines unbeugsamen Charakters, beleuchtet glänzend die Nationalität, deren Gründer und Pionier Boone gewesen, und die Freiwilligen von Kentucky, in den Feldzügen gegen England und Mexiko und den Kämpfen mit den Indianern, haben bis jüngst nicht verfehlt, ihr Erstgeburtsrecht in den Reihen der Tapfern zu behaupten.

So viel von Kentucky und den Kentuckyern. Was von Louisville zu sagen übrig bleibt, ist wenig. Es rangirt unter die amerikanischen Städte ersten Ranges, reichlich ausgestattet mit deren Zubehör von bedeutendem Handel, lebhafter Industrie, zahlreichen Kirchen aller Konfessionen, Universität und Colleges, öffentlichen Bibliotheken, Banken, pennsylvanischen Gefängnissen, Märkten, wohlthätigen Anstalten und gelehrten Instituten. Der Ohio, bei Louisville ungefähr eine englische Meile breit, bildet unterhalb der Stadt mehre der Schifffahrt hinderliche Fälle, und es verdankt der Platz dem Umstand, daß der Transport der Waaren und Dampfboote von hier aus per Eisenbahn und Kanal nach der anderen Seite der Fälle geschehen muß, zum großen Theil seinen bedeutenden Verkehr, andern Theils gilt er als das Handels-Emporium und der hauptsächlichste Ex- und Import-Hafen von Kentucky.

Im Jahr 1830 zählte Louisville 10,341 Einwohner. Der Census von 1853 gibt eine Ziffer von 51,726 an, und seitdem ist die Bevölkerung weit über 60,000 gestiegen, eine Zunahme, die den Platz unter die überraschenden Beispiele von der wuchernden Ueppigkeit des amerikanischen Städtewesens reiht.



Die UFER des TSAD

Aus d.Kunstanst. d.Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Eigenthum d.Verleger.

Die Ufer des Tsad.

Keine Zeit, seit Columbus, hat die Eroberungslust der Ritter der Forschung so gereizt, und hat Länderentdeckern so glänzende Sporen verheißen, als unsere Tage. Kein Fleckchen der Erde, nicht die Ufer des arktischen Eismeers, nicht die Schneegipfel der centralamerikanischen Kordilleren, sind mehr sicher vor der Kühnheit unserer Seefahrer und Bergsteiger; nirgends aber zeigt sich der Opfermuth, den der Durst nach Wissen einflößt, stärker, niemals hat er größere Gefahren bestanden und erfolgreichere Siege errungen, als im letzten Vierteljahrhundert bei den Männern, welche sich die Erforschung des innern afrikanischen Kontinents zur Aufgabe gemacht haben. Mag es noch ein Jahrhundert dauern, bis die Barbarenstaaten jenes Binnenlandes dem Verkehr mit civilisirten Nationen erschlossen werden: die Männer, welche zuerst sich in die Heimath der schwarzen Völker wagten, ihre Sprache, Sitten und Geschichte erforschten, welche Jahre lang ihr Leben gegen Fanatismus und Feindseligkeit auf's Spiel setzten und hülflos, vom eigenen Herd durch Wüste, Meer und Wildniß getrennt, nur ihrem unbeugsamen Muth und ihrem Geschick zu vertrauen hatten, — die Männer, welche zuerst dem Lauf unerforschter Flüsse folgten, die niegekannte Gebirge überstiegen und fremde Gewässer befuhren, die mit Krankheit und Entbehrungen der fürchterlichsten Art kämpften und oft nur das nackte Leben aus täglich neuen Gefahren retteten, die Männer vor Allen, welche der versengenden Gluth der Tropensonne erlagen, und deren Gebeine im Wüstensand bleichen, — sie wird die Nachwelt, die den Werth des Verdienstes erst nach dem Nutzen des Erfolgs bemißt, ehren, wie Columbus und Cortez geehrt werden, und wird ihnen Statuen setzen, obgleich ihre eigenen Ueberlieferungen unvergänglichere Denkmale sind, und ihnen im Reich der Wissenschaft die höchsten Würden zu Theil werden lassen.

Zu dieser Elite rechnen wir Männer wie Muncho-Park, Clapperton, Denham, Livingston, Overweg, Vogel, Barth. Die Hälfte der Genannten fielen als Opfer ihres Forschungseifers, und mit ihrem reisewissenschaftlichen Leben gingen Schätze an Erfahrungen, Beobachtungen, Entdeckungen und Aufzeichnungen unter. Der Glücklichsten Einer ist Barth, dessen langjährigem Aufenthalt in Centralafrika die heutige Wissenschaft den un-

gemein verbreiteten Umfang ihrer geo-, topo- und ethnographischen Kenntnisse von jenem Länderstrich verdankt. Seine Reisen erstrecken sich namentlich auf die nördlich und westlich vom Tsad, Afrika's großem Binnenmeer, gelegenen Länder, während sein Freund Vogel, dessen Schicksal noch unentschieden, es unternahm, in der entgegengesetzten Richtung, vom östlichen Ufer des Tsad aus, die Quellen des Nil zu erreichen. Barth hat über den Tsad ausführlichere und richtigere Nachrichten gegeben, als seine Vorgänger, unter denen Clapperton und Denham das Verdienst beanspruchen, die ersten Europäer gewesen zu sein, die des Sees ansichtig wurden. Barth versuchte zwar, den ganzen See zu umreisen, mußte aber vor den unübersteiglichen Hindernissen, welche die Feindseligkeit der anwohnenden Völkerschaften ihm bereitete, zurückweichen. So erforschte er auf seinen Exkursionen von Kukana, dem großen Handelsemporium am Tsad, diesen See nur auf der östlichen, südlichen und westlichen Seite. Er schildert den Tsad als eine ungeheure Lache, welche ihre Ufer jeden Monat ändere; dieselben seien zeitweilig mit unermeßlichem Schilf und Rohrbrüchen bedeckt, und bildeten so endlose Sümpfe, daß sie unter dem Horizonte verschwänden, ohne das offene Wasser zu zeigen. Im See befinden sich große, von wilden räuberischen Horden (Piraten) bewohnte Inseln. Dieselben machen sich den anwohnenden Stämmen gefährlich, welche, der Kultur näher stehend, Gewerbe, Handel, Ackerbau und Viehzucht treiben. Dazwischen hausen die vornehmsten Thiere Afrika's: Löwen, Elephanten, letztere in großen Heerden, Nilpferde, Hyänen, Antilopen 2c. in ungestörter Ruhe und so zahlreich, daß Barth erzählt, oft Meilen weit auf dem ausgetrockneten Sumpfboden kein ebenes Fleckchen gefunden zu haben vor den hohen harten Rändern der tiefeingesunkenen Elephantenspuren, nur groß genug, um darauf den ermüdeten Gliedern Ruhe zu gönnen.

Der lange gehegte Irrthum, daß der Tsad einen Ausfluß habe, ist von Barth vollständig widerlegt worden.



KASAN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn. Eigenthum d. Verleger.

Kasan, die Tatarenstadt.

Wem tritt nicht beim Lesen dieser Ueberschrift das grandiose Bild jener Völker-Windsbraut vor die Seele, die, aus den unermeßlichen Steppen Centralasiens hervorwirbelnd, die großen tausendjährigen Reiche der alten Welt entwurzelte wie morsches Rohr, die Herrschaft des Halbmonds vom Ganges bis zur Wolga trug, asiatische Kultur und asiatischen Glanz über zwei Welttheile verbreitete und die Namen eines Dschingis-Khan und Tamerlan zum Schrecken aller Throne und Nationen machte. Das durchs Schwert zusammengefügte unermeßliche Völker-Konglomerat, größer als das Reich Alexanders des Macedoniers, ist in seine Atome zerfallen, sobald der starke Arm seiner Eroberer zu Staub geworden, und die seitdem darüber hingegangenen drei Jahrhunderte haben nur noch in Knechtschaft und Sklaverei die unvertilgbaren Spuren der Pracht, den Typus der Sitten zurückgelassen an den Stätten, wo sie ehedem die alleinige Herrschaft verkündeten. Die jetzt russischen Gouvernements Krim, Astrachan, Kasan sind solche Stätten.

Letztere heißt jetzt noch die Tatarenstadt, obgleich sie kaum ein einziges hervorragendes Erinnerungszeichen an ihren fremden Ursprung bewahrt hat, den Gegenstand unseres Bildes, den Thurm der unglücklichen Königstochter Sambeka vielleicht allein ausgenommen. Kasan bietet beim ersten Anblick eine ganz russische Physiognomie dar. Auf Hügeln erbaut, einen Berg mit seinen größten und prachtvollsten Bauwerken krönend, mit seinem weitläufigen Kreml, seinen Kathedralen und Kirchen, hohen Glockenthürmen und glänzenden Kuppeln, mit einer zweiten Stadt zu seinen Füßen, einem trägen, breiten Strom, dessen mäandrische Krümmungen seine Seiten umschließen, mit Triften, Felsen, Landhäusern, lachenden Dörfern und schattigen Gärten in der Umgebung, erscheint Kasan wie ein Reflex von Moskau, dem moskowitischen Moskau, so eigenthümlich und fremdartig und so reizend und malerisch zugleich. Und dennoch bleibt Kasan die Tatarenstadt. Das ist's gerade, daß man eine russische Stadt sieht und an die tatarische Stadt glauben muß, daß in der Phantasie das Kreuz auf den Zinnen der Thürme zu dem Halbmond des Mohammed sich rundet, daß man an Stelle der starken crenelirten Festungsmauer mit der russischen Besatzung die alten hölzernen Bastionen sich denkt, von fanatischen Tataren gegen die Armeen Iwans vertheidigt. Während man auf dem Dampfboot die Wolga hinab schwimmt durch die unabsehbare Steppe, jetzt das Todtenfeld der tatarischen Geschichte, und je mehr man sich Kasan nähert, um so weniger wird der

Geist abgezogen von der Betrachtung der Vergangenheit, um so freier ergeht sich die Einbildungskraft in den glänzenden Bildern, welche einst diese Einöde belebten. Und hat man das moskowitische Kasan durchwandert, so gelangt man in eine andere wirklich tatarische Stadt, mit einer abgeschlossenen Bevölkerung, die Charakter, Sprache, Sitten, Physiognomie, Religion und Tracht unversehrt erhalten hat. Sollte darum Kasan nicht noch den Namen der Tatarenstadt verdienen?

Verfolgen wir in raschen Schritten die Bahn der Ereignisse, welche Kasan in der Reihe der osteuropäischen Städte zu so großer Bedeutung erhoben und zu der Entwickelung des mächtigen Russenreichs beitrugen.

Der Name der Tataren tritt erst mit Dschingis-Khan, als derselbe China verheerte und das gewaltige Mongolenreich stürzte, aus dem Dunkel der Geschichte. Dieser Fürst, mit den zahlreichen unterjochten Völkern im Gefolge, zog um einen großen Theil des Erdkreises mit Blut und Feuer eine Siegesbahn, welche die Grenze des neugeschaffenen Tatarenreichs bildete. Dieselbe Hand löschte, wie der Mongolen, so der übrigen unterjochten Stämme Namen und Sprache aus, so in der kleinen und großen Bulgarei, im Land der Baschkiren, der Tschuwachen, in der Krim, in Kuban, und machte das Tatarenthum zur allerwärts herrschenden Nationalität. Nach Rußland brachte Batu-Khan, der Enkel Dschingis-Khans, zuerst das Schwert und den Namen der Tataren. Er gründete mit seinen großen Eroberungen im Anfang des 13. Jahrhunderts das unermeßliche Reich von Kaptschak, welches lange Zeit den ganzen Norden Asiens, Rußland, Polen, bis zu einem Theil Deutschlands und Ungarns unter seinem Scepter vereinigte. An den Ufern der Wolga baute er seine Residenz, Sarai, und war der erste Khan der „goldenen Horde". Innere Kriege und Empörungen drohten dem Reiche den Untergang, bis Tamerlans Kriegsglück es wieder auf kurze Zeit vereinigt und sogar vergrößert sah. Unter dessen Nachfolgern brachen jedoch neue Fehden aus und die goldene Horde trennte sich in die einzelnen Khanate von Kasan, Astrachan, der Krim und Kaptschak. Letzteres fiel wieder den Uebrigen zur Beute, und noch beherbergen die Stämme der Baschkiren und Kirgisen kenntliche Trümmer der sie früher beherrschenden Nation. Das Khanat von Kasan bestand bis 1552, wo es Iwan IV. eroberte. Das von Astrachan erlag wenige Jahre später denselben siegreichen Waffen; das der Krim allein erhielt sich aufrecht bis 1783; seine Unterwerfung verherrlichte die Regierung Katharina's II.

Die Erbauung Kasans wird Batu-Khans Nachfolger, Sain, zugeschrieben. Er wählte den Platz für die neue Hauptstadt seines Reichs, wie die Städtegründer des Alterthums Theben, Memphis, Baalbek gründeten, auf Oasen in Mitte von Wüsten. Und eine Oase an malerischen Bergen und fruchtbaren Gefilden ist die Lage Kasans in der Hunderte von Meilen sich erstreckenden Steppe des Wolgagebiets.

Die Geschichte von Kasan bis zur Epoche, als das Reich mit seiner Hauptstadt unter dem Schwert Iwans fiel, bietet während fast drei Jahrhunderten eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, nach außen und innen, Eroberungen, Revolutionen, Entthronungen und Verjagungen von Fürsten, Kämpfen und Hader verschiedener Dynastenfamilien. Es ist die Geschichte fast aller Barbarenvölker, beherrscht von roher despotischer Gewalt und sich aufreibend in innerer zielloser Kraft.

Auch eine Bartholomäusnacht und sicilianische Vesper zählt Kasan unter die Akte seiner Chronik. Den 24. Juni 1706 war es, an einem großen Markttag, jährlich von vielen Russen und fremden Kaufleuten besucht, an dem Mehemed Amin, verjagt von seinen Völkern und mit Hülfe der Czaren von Moskau wieder auf seinen Thron erhoben, den Anschlag zur Ermordung aller Christen nicht nur in Kasan, sondern im ganzen Reich ausführte. Nur Wenige entgingen dem ihnen bereiteten Schicksal, und von diesem Massakre datirt hauptsächlich der erbitterte Krieg mit Rußlands Czaren, der nach mannichfachen Wechselfällen zum Sturz des Khanats führte.

Das tragische Ende Kasans ist eine jener geschichtlichen Katastrophen, die in der Feder des Aufzeichners zum Epos werden, so erhaben steht das Heldenthum der 30,000 Vertheidiger gegen ihre 150,000 Feinde, so reich an Zügen des Opfermuths, so groß an Aufwand jeglicher menschlichen Tugend und Leidenschaft ist die Geschichte dieses Kampfes, eine Iliade des Mittelalters, zu vergleichen mit dem Beispiel des maurischen Granada und des saracener Jerusalem.

Im Jahr 1547 kam Iwan IV. mit einer großen Armee, Kasan zu belagern. Starke Wälle aus Eichenholz mit festen, hohen Thürmen und einem Kreml, welcher die Umgebung beherrschte, vertheidigten den Platz. Vergeblich suchten die Batterien Breschen in die Mauern zu legen. Kasan hielt Stand. Die Elemente sind mit ihm im Bund. Wolkenbrüche überschwemmen die Lagerstätte der Russen, und unter großen Gefahren tritt der Czar den Rückzug an. Dreißig Werst von Kasan, an der Einmündung eines Flusses, macht er Halt, beschließt und befiehlt daselbst die Gründung einer christlichen festen Stadt. Nach vier Jahren hatte sich dort die Stadt und Festung Swiajsk, am Fluß Swiaga erhoben. Kasan erschrak. Im folgenden Jahre begann die Belagerung der Hauptstadt, die Geschichte ihres Heldenthums.

Der Czar kündigt dem versammelten Rath seiner Bojaren an, daß die Zeit da sei, den Stolz der Tatarenstadt zu brechen. „Gott schaut auf den Grund meines Herzens; ich suche keinen leeren irdischen Ruhm, ich will nur das Glück meiner Christenvölker sichern. Wie könnte ich einst furchtlos vor dem Höchsten erscheinen und sagen: Hier bin ich mit den Unterthanen, die du mir anvertraut hast, wenn ich sie nicht vor den grausamen Feinden Rußlands geschützt habe, vor den Barbaren, mit denen nie Ruhe noch Frieden zu halten ist?“

Die Vorbereitungen sind fertig, die Heerführer ernannt; die Einen führen die moskowitischen Schaaren nach Nijni, Jene an der Spitze der Bojarensöhne, der Strelitzen, und die Kosaken beziehen ein Lager an der Kama; die Wojewoden von Sviajsk sollen die Wolgaübergänge besetzen. Der Czar hält Revue über seine Heerestheile, redet ihnen Muth ein, instruirt die Generale, die Armee setzt sich in Bewegung, es ist der 18. Juni. Schwere Transporte waren vorausgeeilt. Die Oka und Wolga waren bedeckt mit Fahrzeugen, diese mit Geschützen und Munition beladen, jene mit Lebensmitteln. Der Czar folgt seiner Armee. Er nimmt von seiner jugendlichen Gattin, der nordischen Anastasia, Abschied: „In deine Hände lege ich die Zügel des Reichs und meine höchste Gewalt. Sei gut und wohlthätig. Der Herr wird meine Tapferkeit und deine Milde belohnen". — Auf den Knieen erfleht die Czarin den höchsten Schutz für ihres Gatten Waffen. Dieser begibt sich in die Basilika und empfängt den Segen des Priesters; mit ihm die Offiziere seiner Garde.

Auf dem Marsch erfährt Iwan, daß der Khan von Taurien an der Spitze eines Heeres und der Janitscharen des Sultans den Kasanesen zu Hülfe eile. Tula ward von ihnen bereits belagert.

In der Armee zeigt sich bald Erschöpfung. Sie murrt. Wohin wird sie geführt? Was wird das Ende des Feldzugs sein? Es fehlt schon an Lebensmitteln. Alles ist aufgezehrt am Weg. Dabei ist die Jahreszeit vorgerückt. Die Bojarenkinder sind die ersten, die sich beklagen. Die Entmuthigung theilt sich allen Truppenkörpern, jedem Rang sogar mit.

Der Czar erfährt's, aber bleibt standhaft. — Er fordert die Namen Derjenigen, welche ihrer Fahne treu bleiben und wendet sich dann zur Armee: „Die Andern mögen heimkehren; sie sind feige, und werden uns um die Hälfte unserer Lorbeeren bestehlen. Die Getreuen aber sollen meine Kinder sein, ich werde Ruhm und den letzten Bissen mit ihnen theilen!"

Des Czaren Worte wendeten den Sinn der Unzufriedenen. „Vorwärts!" erscholl's aus allen Reihen, und die Armee setzte sich nach Sviajsk in Bewegung, der Stadt, welche Iwan hatte bauen lassen, um gegen Kasan zu operiren. Nach zweitägiger Rast und religiösen Uebungen in der Kathedrale der neuen Stadt brach er auf. Noch 30 Werst trennen ihn von Kasan. Er überschreitet die Wolga. Von da sendet er eine Botschaft an den Tatarenfürsten, ihm die Thorheit vorstellend, seinen überlegenen Waffen widerstehen zu wollen und Gnade versprechend für freiwillige Unterwerfung. Aber Kasan hatte sich zur Gegenwehr gerüstet. Bei ihm handelte es sich um die nationale Existenz, um seinen Glauben. Keine Aussöhnung zwischen der Fahne des Propheten und dem rothen Kreuz auf weißem Grunde. „Laßt sie kommen", antwortete der Tatar, „wir sehen nicht zum ersten Mal Moskowiten unter unsern Mauern. Immer noch haben sie Niederlagen und Hohn mit ihren Angriffen geerntet, sie mögen kommen; das Fest ist bereitet, der Waffentanz kann beginnen". Die Armee stand noch sechs

Werst von Kasan. Zwei Tage lang schifften sie ihre Geschütze aus. Ueberläufer sagten aus, daß Kasan von nur 30,000 Tataren vertheidigt sei. Es war der 23. August. Mit Sonnenaufgang rückte die Armee schweigsam in Schlachtordnung vor. Kasan enthüllt sich ihren Blicken in seiner ganzen glänzenden malerischen Gestalt. Die zahlreichen Moscheen, Minarets, Paläste leuchten über den starken Bastionen hervor, welche die Stadt umgürten. Der Czar gebietet Halt. Unter schmetternden Fanfaren entfaltet sich das Banner des rechten Glaubens; Alle steigen von den Pferden, die Priester sprechen die Weihe aus über die Fahnen und Waffen und vollenden die feierliche Messe. „In deinem Namen, Herr, laß uns diese Ungläubigen besiegen!" betet laut der Czar. Es wird zum Angriff geblasen. 7000 Strelitzen stürzen sich tollkühn auf die Bastionen. Da erfüllt das Kriegsgeschrei der Tataren die Luft; feindliches Fußvolk und Reiterei ergießen sich aus den geöffneten Thoren, und nach einem blutigen Gemetzel werfen sie die Angreifenden zurück.

Die Belagerung wurde langwierig; die Beschwerden im Russenlager häuften sich. Sturm und Regengüsse verwandelten die Umgebung der Stadt in Morast, zerstörten die Zufuhr von Lebensmitteln auf dem Fluß, Hunger und Krankheit drohten, glückliche Ausfälle der Tataren decimirten die Mannschaft, und jählings über die feindliche Ebene von Arsk hereinbrechende Reiterhaufen, welche in dem angrenzenden Wald sichere Schlupfwinkel fanden, beunruhigten Tag und Nacht das Lager. Dennoch schritt das Werk der Belagerung in Ordnung vor; 150 grobe Geschütze unterhielten aus den Laufgräben das Feuer auf die Stadt. Die Erbitterung wuchs auf beiden Seiten und wurde durch tägliche Waffenthaten genährt. Sturm und Wetter kämpfen mit auf der Seite der bedrohten Stadt; täglich bei Sonnenaufgang erscheinen tatarische Zauberer auf den Wällen und rufen die verderblichen Elemente herbei. Selbst unter den Russen wird der Glaube wach, die Gnade des Höchsten sei ihnen entgegen, und Entmuthigung und Verzweiflung ergreift auf's Neue ihre Reihen. Da sendet der Czar nach Moskau und entbietet den Patriarchen der Kirche mit dem Allerheiligsten in's Lager. Vor ihm erlahmt die Macht der Zauberer und das wunderthätige Kreuz verscheucht den Zorn vom Angesicht des Himmels. Muth und Vertrauen kehren in die Gemüther der Russen zurück. Sie erbauen einen ungeheuren beweglichen Thurm, den sie mit 60 schweren Kanonen bewehren und von dem sie den Tod mitten in die Straßen und über die Wälle schleudern. Der ungebeugte Muth der Besatzung jedoch spottet jeder zu ihrem Verderben ersonnenen Vorrichtung. Mehr als eine Mine hatte schon weite Breschen in ihre Wälle gelegt, mehr als ein hartnäckiger Kampf war um dieselben entbrannt, aber stets behaupteten die Tataren den Platz und wußten die Schäden an ihren Befestigungen wieder herzustellen. Mit Schrecken fühlte die Armee den Winter nahen; es mußte die Entscheidung beschleunigt werden. Iwan bestimmte den 1. Oktober zum Tag derselben. Alle Minen

waren bereit, mit einem Mal sich zu entladen. Der Czar und mit ihm das ganze Heer empfingen am frühen Morgen den priesterlichen Segen und genossen den Leib des Herrn. Noch einmal ergeht an die Einwohnerschaft von Kasan die Aufforderung, sich zu ergeben, noch einmal wird sie zurückgewiesen mit den stolzen Worten: „Entweder werden die Mauern von Kasan unser Grab, oder wir befreien sie von der Belagerung"; — dann erst erfolgte der Befehl zum Sturm.

Hell und rein erglänzte der Himmel über dem bevorstehenden Schauspiel. Die Kasanesen erwarteten gerüstet auf den Wällen den Angriff. Die Russen standen noch im Schutz der Laufgräben. Die Fahnen beider flatterten ungeduldig im Wind. Der Czar befand sich beim Gottesdienst. Da, im Moment als die Liturgie begann: „Es wird nur ein Hirt und eine Heerde sein", erbebte die Erde, Schlag auf Schlag fiel, der Himmel verfinsterte sich, auf flogen Blitze, Rauchsäulen, Erdschollen, Steine, Menschenglieder, im gräßlichsten Gewühl, und als die Sonne auf das Werk der Zerstörung wieder niederschaute, würgten sich die Heere unter und auf den Wällen, in den Breschen, über den Schutthaufen, und raste der Tod in tausenderlei Gestalt. Der Czar hielt hoch zu Roß auf der Ebene, da begrüßte ihn schon das wehende Kreuzesbanner von der Tatarenveste.

Doch mitten im Sieg drohte der Untergang. Kasan enthielt große angehäufte Reichthümer, erworben im Handel mit Asien. Anstatt ihren Sieg zu verfolgen, überließen sich die Russen zu früh der Gier nach Beute. Selbst die Offiziere ließen sich fortreißen. Die stürmende Armee löste sich in wilde, trunkene, plündernde Haufen auf; viele warfen die Waffen weg, um sich mit den Kostbarkeiten, die sie in den Häusern und Magazinen fanden, zu beladen. Die Kasanesen nahmen den Moment der Verwirrung wahr, sammelten sich und trieben die Plünderer zu Paaren. Mit einem Male schien sich Alles, von dem erneuten Angriff bestürzt, in wilde Flucht aufzulösen. Da erschien der Czar mit seinen 20,000 berittenen Garden an den Thoren der Stadt, warf sich den Fliehenden entgegen, und von Neuem begann das Stürmen, Schlachten, Wüthen. Die nach heldenmüthiger Gegenwehr abermals geworfenen Tataren setzten sich im königlichen Palast fest und vertheidigten diesen ihren letzten Zufluchtsort mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit. Dem Ungestüm der Russen gelang es endlich, die Thore zu sprengen; sie eröffneten den Eindringenden ein ergreifendes Schauspiel: die Frauen und Töchter der Vornehmen der Stadt, reich geschmückt, harrten hier dem Tode entgegen. Entfernt von ihnen stand das letzte Häuflein Streiter, ihren Fürsten in der Mitte. „Hört, Kasan ist in euren Händen, wir überliefern euch seinen Herrscher unverletzt; führt ihn zu eurem Czaren; uns aber fordert das Vaterland als letzte Opfer." Sie fielen Alle, die Waffen in der Hand; die eroberte Stadt brannte an allen Ecken und das Blut der Erschlagenen überschwemmte die Straßen.

Der Czar dankte dem Himmel für den Sieg und errichtete selbst das erste Kreuz vor dem Hauptthore, als dem Platz für den ersten christlichen Tempel in der gefallenen Tatarenstadt.

Das Schwert der Russen vermochte wohl die großen Tatarenreiche zu stürzen, aber lange noch blieben die Tataren, wenn auch unter russischem Scepter, die dominirende Nationalität in den Wolgaländern, und schwerlich dürfte es je dem russischen Einfluß gelingen, diesen von Natur und Rechtswegen Asien angehörenden Gebieten den europäischen Stempel aufzudrücken. Das Völkergemisch asiatischer Abstammung, welches hier wohnt und wandert, ist wunderbar. Tschermissen, Tschuwachen, Kalmücken und Tataren leben neben und durcheinander, jeder Stamm in seiner eigenen Beschäftigung, seiner eigenen Kultur, seiner Religion, Sitte, Eigenthümlichkeit, ein jeder auch in seiner eigenen Art von Macht, Ansehen und Reichthum: die Tataren namentlich, deren noch an zwei Millionen in diesen Grenzländern wohnen, scheinen sich durch einträglichen Handel für den Verlust ihrer Unabhängigkeit zu trösten. Der Verkehr mit den Kirgisen, der Bucharei und China, der jährlich viele Karawanen und unzählige Kameele in Bewegung setzt, die prächtigen Bazare in Kasan und den übrigen großen Stapelplätzen der Wolga von Nijni-Nowgorod bis hinab nach Astrachan sind in ihren Händen. Von der Bedeutung des Waarenumsatzes auf ihren Messen und dem bunten Menschenchaos, welches hier zusammenströmt, hat man in Westeuropa keinen Begriff. Was die Manufakturen des Moskowiter-Landes liefern, was über Petersburg oder Archangel von dem fernen Westen kommt, die Stapelprodukte Sibiriens und der chinesische Thee, Alles sammelt sich auf einem Markt. Hier sind Tuch- und Baumwollenballen, dort die Metalle des Urals, hier das Pelzwerk von Tausenden von Quadratmeilen gesammelt, dort Leder und Häute zu Bergen aufgestapelt, dazwischen die kostbaren persischen Kachemir- und Seidenstoffe; wer könnte die Erzeugnisse der entlegensten Zonen alle aufzählen, die hier die großen Magazine füllen! Den Werth des Umsatzes auf einer einzigen solcher Messen schätzt man auf mehr als 100 Millionen Rubel. Auch die meisten Fabriken des Landes von Tuch, Leder, Seife werden von Tataren betrieben. Ein freieres, obwohl an Erwerb von Reichthümern Jenen wenig nachstehendes Leben führen die nomadisirenden Stämme dieses Volks; sie wohnen in Zelten, bilden Horden mit eigener Verfassung, eigenem Adel und haben sogar noch eigene Fürsten, kennen das Joch russischer Leibeigenschaft nicht und treiben Viehzucht in großartigstem Maßstab. Der Besitzstand eines wohlhabenden Zelt-Tataren wird nach Hunderten von Kameelen, Tausenden von Pferden, Zehntausenden von Rindern und Hunderttausenden von Schafen gezählt. Man sieht, in welcher Ursprünglichkeit sich diese Steppenvölker, welche die Pforten Asiens

noch von der Zeit her bewohnen, als sie die Welt zu erstürmen hier durchbrachen, bis zum heutigen Tag bewahrt haben; dabei halten sie streng am Koran und verschmähen jede Wissenschaft und Bildung, die über das Wort ihres Propheten hinausgeht.

In den Städten, wie Kasan, ist die Tatarenbevölkerung in ein besonderes Viertel, Slobode, verwiesen. Die eigentliche Stadt, und darin gleichen sich alle Wolgastädte auf ein Haar, ist ein Gemisch von asiatischem und moskowitischem Styl. Neben schlanken und zahlreichen Minarets der Moscheen erheben sich die zwiebelförmigen, vergoldeten Kuppeln der Kathedralen, neben den grauen Mauern und Thürmen des weitläufigen Kreml die neuen weißen Façaden der Kasernen, breite schöne Straßen und winkelige, in Staub oder Sumpf erstickende Gäßchen, düstere Klöster auf entlegenen Plätzen und geräuschvolle Karawansereien, prächtige Paläste und reich ausstaffirte Bazare neben elenden Erd- und Lehmhütten, neben dem schwarzen französischen Frack und der russischen Uniform die malerischen Trachten der Tataren, Perser, Türken, Armenier, wie auf einem Maskenball so bunt, und dies nicht nur auf der Straße, sondern auch in den Gesellschaftszimmern der Vornehmen, bei den Reunions der hohen Beamten und auf den offiziellen Festen.

Von hervorragender Wichtigkeit für intellektuelle Interessen ist die Universität, eine Schöpfung des Kaisers Alexander. Mit großem Verständniß hat er gerade nach Kasan einen Lehrstuhl verlegt, um die Studien der orientalischen Sprachen und Wissenschaft zu betreiben, und keine Universität der Welt kann an Ansehen und Erfolg in dieser Richtung mit Kasan verglichen werden. Nicht nur daß die Professoren selbst gelehrte Mongolen, Perser, Türken, Armenier, Tataren sind, welche ihre Sprachen und Literaturen lehren, auch die Studirenden kommen hier täglich mit Orientalen aller Himmelsstriche in Berührung, werden heimisch bei ihnen und bereisen dann mit um so größerem Erfolg die Heimathländer jener Völker. Die Universitätsbibliothek ist die reichhaltigste an orientalischen Handschriften. Die übrigen modernen Institute und Etablissements, auf welche die Regierung große Sorgfalt verwendet, wie Sternwarte, Klinik, Arsenal, Schiffswerfte, Militärschule, wissenschaftliche Sammlungen, sind von großer Vollkommenheit und vortrefflich ausgestattet.

Ein eben so auffallendes als charakteristisches Ueberbleibsel aus der Herrschaftszeit der Tataren ist der Thurm von Sambeka. Die überall nachzulesende Geschichte seiner fürstlichen Bewohnerin ist eine jener episodenreichen Hofgeschichten, an denen Kasan zu Grunde ging.



Ad. Rottmann sc.

PIERRE PERTUIS

BEI TAVANNES.

(SCHWEIZ)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

die S

abhän

Pierre Pertuis, das Römerthor.

(Schweiz.)

Der Schöpfungstag ist die Ewigkeit; denn das Schaffen ist ohne Ende wie die Zeit selber. Aber jeder Tag hat seine Tageszeiten, seinen Morgen und seinen Abend, und wenn wir von dem Schaffen der Naturgewalten reden, wie sie uns in der Struktur der Gebirge entgegentreten, so denken wir an des Tages Morgenroth, an seine ersten Stunden. — Milliarden Jahre sind vergangen, seitdem des Feuers Kraft und der Gewässer Wucht die Rippen der Alpen emporgetrieben und ihre Längen- und Querthäler gezogen haben. Der Kampf der streitenden Elemente: — des plutonischen, welches die Massengesteine aus der Tiefe der Erde aufschichtete, und des Wassers, welches sie wieder niederstürzte, in Schutt begrub, und die Schluchten und Gründe eingeschnitten, oder die Berge gespalten, gesprengt und zerrissen hat, so daß nichts stehen blieb, als steiles Felsgemäuer, — dieser Kampf füllte Zeiträume aus, gegen welche die Periode des Menschenlebens wie Augenwinken erscheint. So viel steht fest, daß schon in der Urbildung des Schweizerlandes die Geschichte desselben vorgezeichnet worden, — eine Geschichte, die sich anders gestaltet haben würde, wäre das Gebirg nach seiner Erhebungszeit ungestört geblieben, hätte es, wie die Ebenen Hochasiens, ein Plateau getragen, einförmig, abgeschlossen, ungeschützt vor den Winden, eine Wüste, den mongolischen Steppen gleich, kalt, unfruchtbar, unzugänglich, unbewohnbar. Der Boden macht den Menschen. Wie ganz anders wären diese Söhne der Alpen, würden sie nicht von der Natur ihrer Berge erzogen, die sie beständig an den Kampf widerstreitender Kräfte erinnert, und ihre gesammte Energie, des Körpers wie des Geistes, fortwährend aufregt, erfrischt, zum Streite nöthigt und in Uebung erhält. Johannes von Müller hätte keine Helden und Heldenthaten zu schildern gehabt, die Schweizergeschichte wäre ein leeres Blatt geblieben und das Land selbst nicht eine Wohnung der Freiheit und das Asyl Aller, die um der Freiheit willen leiden und verfolgt sind seit fünf Jahrhunderten.

Die schweizerische Gebirgsnatur ist die große Erziehungsschule des schweizer Volks, die Quelle, aus der ihm der Geist des Muthes und der Freiheit beständig frisch in die Seele sprudelt. Sie ist der Born, aus dem die Schweizer das Bewußtsein ihrer Menschenwürde, des Stolzes der Unabhängigkeit und Selbständigkeit schöpfen, der Kunst, sich in jeder Lage

selbst zu helfen und der Energie, welche sie in den Stand setzt, trotz ihrer isolirten Lage, und eingeschlossen von den Zoll- und Mauthlinien schelsüchtiger und übermüthiger Nachbarn, durch die Macht der Intelligenz, der Industrie und der Erfindung Goldströme in das arme Land zu locken und sich zum verhältnißmäßig reichsten Volke der Erde zu machen.

Mannichfaltigkeit — wie wir sie im Volke selbst nach Abstammung, Sprache, Sitten und Charakter sehen, — das ist das wahre Abzeichen des Alpenlandes! Ein Gurt von Seen umlagert von allen Seiten die Gebirgswelt und sammelt in ihren Becken die wässerigen Niederschläge von dem Felsgebäude auf, die aus tausend und abertausend Rinnsalen den Tiefländern zufließen. Von diesen Wasserbecken erheben sich in den verschiedensten Abstufungen die Gehänge des Gebirgs und bieten auf jeder Staffel andere Naturbilder dar. Auf der Nord- und Südseite des gesammten Alpenstocks steigen die Voralpen — das Hügelland — zur Höhe von 2000—2500 Fuß empor, und im Westen erhebt sich die Mauer des Jura über den Leman- und Bielersee schroff und ernst. Der Jura erreicht die doppelte Höhe der Voralpen; aber die Sohlen seiner vielen parallelen Thaleinschnitte sind kaum halb so hoch gelegen. In diesen Vorbergen drängt sich eine dichte, mannichfaltige Menschenwelt. Das deutsche Volkselement herrscht vor; nur in dem westlichen Jura dominirt das französische. In den Thalgründen jenes Vorlandes und auf den sonnigen Berggehängen und Terrassen reihen sich Wohnungen an Wohnungen, Höfe an Dörfer, Flecken an Städtchen. Hier ist der Schauplatz des emsigsten Fleißes, des gewerblichen und staatlichen Lebens. Eine Staffel höher breitet der Wald seine Fittige über das Land. Hier blühen die Gewerbe, welche in der Forstwirthschaft ihr Fundament finden. Noch höher hinauf, bis in die Nähe des ewigen Schnees, hat das Hirten- und Jägervolk seine Bergtriften, Sennereien und Reviere. Dort, wo die Gewässer als Wildbäche in den tief eingefressenen Schluchten brausen, oder als Staubbäche über die senkrechte Felswand stürzen, um die dürstenden Matten zu benetzen, welche die Schutthalden der Berge kleiden — und noch weiter oben, wo die Krummholzkiefer die einsamen Berggehänge umsäumt, auf denen Alpenröschen und Heidelbeeren prangen — da haben das Murmelthier und die Gemse ihre Heimath; da nisten die Berg- und Schneehühner, da streifen der Marder und der Iltis, da würgt der Adler und der Falke, da ist der Schauplatz für des Waidmanns Gefahr und Lust. Diese Region ist auch die Geburtsstätte der Gletscher, jener unerschöpflichen Eismagazine, welche das Tiefland bewässern und befruchten. Zuhöchst aber stehen die Throne der Alpen, die nackten, zerrissenen Hörner und Spitzen, auf denen kein Schnee haften will und keine Hand voll Erdreich: die Region der Erstarrung und des Todes. Ernste Majestät sitzt auf diesen Königsstühlen des ewigen Winters, über welche das Sonnenlicht an jedem hellen Morgen und Abend sein Purpurgewand geworfen hat.



C. Reiss del.

Martini sc.

ORLEANS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Pierre Pertuis ist ein Bild aus den tiefern Regionen der Schweiz. Im Kanton Bern, unweit Tavennes, an der Grenze des Jura, führt ein schmaler Gebirgspaß hinunter in das lachende Solothurner Land. Schon die alten Welteroberer kannten die strategische Wichtigkeit dieses Uebergangs für die Befestigung ihrer Herrschaft in der Rauracher und Sequaner Gebiet und deshalb erbauten sie eine befestigte Heerstraße, bei deren Konstruktion das weite Thor durch die vorliegende Felswand gesprengt wurde, welches unser Stahlstich so vortrefflich darstellt. — Das Thor hat eine Höhe von 40 Fuß und eine lateinische Inschrift verkündet der Welt den Namen seines Erbauers.

Orleans in Frankreich.

Orleans! — Du tauftest die zarte Heldengestalt einer Seherin, die Frankreich rettete. Unsterbliche Johanna, die du durch das Gedächtniß aller Völker gehst, könntest du doch niedersteigen zu einem zweiten Werke der Befreiung. Auch die deutsche Erde bedarf geweiheter Menschen, auch sie bedarf Geister, welche den Stempel Gottes auf der Stirne tragen; auch sie bedarf eines Retters, dessen Persönlichkeit ein Lichtkreis umgibt, welcher ausstrahlt von der lautersten Tugend, der höchsten Weisheit, der stärksten Thatkraft; — eines Messias bedarf sie, der die Völker zu begeistern weiß zum unbedingten Gehorsam unter seinen Willen, welche einig und stark zu machen, zu befreien und zu beglücken er sich vorsetzt. Deutschland bedarf eines Heros, vor dessen Salvatorkraft sich Alles in Demuth beugt, dessen Himmelsgestalt die Erdengeister wie einem Gotte dienen, es bedarf eines jener Männer, wie sie aus jenen alten Prophetenschulen hervorgegangen waren, um die Erlösung mit dem Wort und mit dem Schwerte in die Welt hinaus zu den Völkern zu tragen. Wenn ein solcher Mensch jetzt aufträte unter'm deutschen Volke und hinzeigte auf den frischen Morgen, der heraufdämmert hinter der Nacht, die unsere Gegenwart in Banden hält — und wenn dann der Heros das Banner erfaßte und um sich schaarte die Hunderttausende, denen allen er den Stempel seiner eigenen Sittlichkeit und Würde aufdrückte: — wie würde da die Hölle erbeben in ihren Grundvesten, wie würden alle Feinde und die Teufel der Schwäche, der Zwietracht, des Neides und des Argwohns zittern, wie würde ihr morscher Bau zusammenbrechen über ihren Häuptern ohne Aufschub!

Orleans, die Hauptstadt des Loire-Departements, ist uralt, reich und groß: sie zählt über 50,000 Einwohner. Unter den 5000 Häusern sind manche mittelalterliche Paläste, und mehre Kirchen sind berühmt als kostbare Ueberbleibsel der gothischen Baukunst. Die Straßen sind zwar meist winkelig und enge; Märkte und Plätze aber stattlich, und die neuern Stadttheile sowohl an der Brücke über die Loire, als in der Nähe der Eisenbahnhöfe sind in breiten Straßen ausgelegt und mit schönen Gebäuden geziert. Auf dem Rathhause, einem Gebäude aus der fränkischen Zeit, bewahrt man noch eine eherne Bildsäule der begeisterten Erretterin der Stadt und Frankreichs von den erobernden Briten, — „der Jungfrau von Orleans". — Es ist das einzige noch übrige Denkmal, nachdem in der Revolution die bronzene Gruppe, welche die Brücke zierte, mit vandalischer Rohheit zerstört und minder bedeutende Denkmäler entfernt oder vernichtet worden sind. — Orleans, durch Eisenbahnen sowohl mit Paris und dem Norden, als auch mit dem Süden des Reichs verbunden und im Mittelpunkt des französischen Fluß- und Kanalschifffahrtnetzes, bietet dem Binnenhandel und der Fabrikation Vortheile dar, die seine fleißigen und wohlhabenden Einwohner gut zu nutzen wissen. Der Zwischenhandel mit allen Erzeugnissen Frankreichs und seiner Kolonien ist sehr lebendig, und Manufakturen und Gewerbe blühen in großer Mannichfaltigkeit. Für die Zuckerfabrikation ist Orleans der Hauptort des Südens; von noch größerer Bedeutung aber ist der Weinbau; Reben decken die Gelände des Loirethals und der Seitenthäler; vielen Tausenden ist er die einzige Quelle des Erwerbs. Die Gegend um Orleans ist eben so schön als gesund, das Klima ist mild, und seitdem die Eisenbahn Orleans Paris so nahe gerückt hat, haben sich viele Familien der Hauptstadt zum Sommeraufenthalte hier angesiedelt. Der lebendige Verkehr zwischen beiden Städten erfrischt das gesellige Leben und ein durch die Kunst und Wissenschaft veredelter heiterer Sinn durchdringt die gebildeten Kreise der Gesellschaft und macht den Aufenthalt für Fremde angenehm.

Orleans hatte sonst eine berühmte Universität: die älteste in Frankreich nach der in Paris; die Revolution hat sie aufgehoben. —



An der MÜNDUNG des RIO DE LAS LAJAS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Der See Nicaragua

an der Mündung des Las Lajas.

Wie der Adler auf seinem Sonnenfluge beherrscht der Geist der Menschheit die Dinge auf dieser Erde. Er ist ein stolzer Geist. Sein Glanzlicht erfüllt eine Welt, welche, ehe der Hauch Gottes den Menschen in's Dasein rief, geistige Nacht bedeckt hat. Auf der irdischen Leiter des Erschaffenen die oberste Sprosse einnehmend, ist es kaum zu verwundern, wenn zuweilen Schwindel ihn ergreift und er wähnt, er sitze, als der Liebling Gottes, zu seiner Rechten und theile mit ihm die Macht und die Herrlichkeit. Ueberhebung macht ihn allemal lächerlich und er schneidet dann wohl gar wunderliche Fratzen.

Unbestritten ist es der deutsche Geist, welcher im Menschheitsleben jetzt die große Rolle spielt. Er ist's vorzugsweise, welcher auf die Elemente der Zukunft in beiden Hemisphären bestimmend wirkt. Vom Ural bis zu den Säulen des Hercules, vom Nordkap bis zu Kaliforniens goldenem Thor herrscht entweder germanisches Wesen unmittelbar, oder übt es überwiegenden Einfluß. Es verliert diese Thatsache nichts an ihrem Gewicht dadurch, daß der Deutsche in seinem eigenen Lande, das einst das Reich der Mitte gewesen, so tief gesunken ist, daß dem Löwen die Hasen an der Mähne zausen, und er den Diener macht von Allen, die seine Dienste anrufen, auch wenn es Söldner-, Schreiber-, Kutscher- und Mägdedienste wären. Als Engländer aber beherrscht er die Meere, ihre Eilande, ein Viertel der Landfeste der Erde; er prägt zwei hundert Millionen Menschen den Stempel seiner Verfassung, seiner Geschichte und seines Lebens auf; als Holländer zähmt er kühn die Wuth des Oceans, pumpt er Seen aus, legt weite Sümpfe trocken, und behauptet mit wunderbarer Beharrlichkeit seine Botmäßigkeit in fernen Zonen; als Däne und Schwede hat er die Civilisation in den starren Norden und das Christenthum in die Länder des ewigen Eises getragen, und als Nordamerikaner — als der Bruder Jonathan — hat er die große Aufgabe zu lösen, in jener westlichen Erdhälfte, über welche gleichsam der Geist des Schöpfers noch schwebend brütet, und wo ein verworrenes, trübes, unklares Gemenge zahlloser Urvölker sein Wesen treibt, Organisationen hervorzurufen, die das Angesicht des Welttheils gänzlich umgestalten. Und nicht nur dieses Welttheils allein: auch auf die Umwandlung der Verhältnisse in der alten Welt wird Amerika wirken, und in der Solution der amerikanischen Verhältnisse werden sich recht eigentlich

die Krystallisationen jenes germanischen Allreichs bilden, dessen Möglichkeit nicht mehr in das Reich der Träume gehört.

Alle Grundelemente des deutschen Wesens sind in Nordamerika zur vollsten Geltung gekommen. Dort ist's, wo ein Zustand vollkommener Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit innerhalb der Schranken derjenigen Gesetze, welche in die Herzen aller Menschen gegraben sind, in dem menschlichen Verein, Volk genannt, sich Anerkennung verschafft hat; dort ist's, wo jedes Glied im Staate dem andern gleich ist von Grund aus, wo der Größte dem Kleinsten an Rechten in keiner Weise überlegen ist, wo Gewalt und Jurisdiktion, wie Recht und Pflicht, überall wechselseitig und sich einander bedingend, erscheinen. In Amerika ist's, wo Jeder seine rechtlichen Handlungen ordnen darf nach eigenem Wohlgefallen, und unkontrollirt und ohne Bevormundung und Einmischung der Staatsgewalt, über Leib, Leben, Besitz und Eigenthum und all' sein Thun nach eigener Willkür verfügen darf; dort ist's, wo unabhängig ein Jeglicher und Jeder sein eigener Herr ist, wo der Bürger sich wie ein König fühlt, keine Autorität über sich erkennend, die ihn meistern oder richten könnte, es sei denn das selbst gegebene Gesetz. Das germanische Leben hat sich in Amerika jene wunderbare Verfassung aufgebaut, die kühn und keck die Worte „besser hundertfacher Mißbrauch der Freiheit, als ihr eine einzige Schranke" — zum Motto sich genommen: und unter dieser Verfassung hat es sich gezeigt, welcher Entwickelung der freie Mensch fähig ist und was die Zukunft der Welt von dort erwarten mag. Herrschaft über den ganzen Kontinent ist des Amerikaners offen erklärtes Streben; an diese Herrschaft aber knüpft sich der Untergang der romanischen Raçe unvermeidlich, sofern sie unfähig bleibt, sich der germanischen zu assimiliren und in ihr aufzugehen. Schon verfügt die große Republik über Mexiko und über die Brücke, welche die nördliche mit der südlichen Hälfte des Welttheils verknüpft, so entschieden wie England über die Scheinkönige Indiens verfügt; — die nordamerikanischen Gesandten und Generalkonsuln spielen die Rollen wie sie römische Prätoren einst bei den Bundesgenossen spielten, und überall bereitet sich die Einverleibung vor, welche rechtzeitig, wie eine reife Frucht, den Yankees in den Schooß fallen wird. Mit einer Voraussicht, mit einer klugen und kühnen Berechnung künftiger Verhältnisse, die dem Amerikaner so eigen ist und einen Grundzug seines Charakters ausmacht, entwirft er Straßen, Kanäle, Eisenbahnen durch die noch anscheinend unabhängigen Nachbarstaaten und wagt sein Kapital an deren Ausführung. So hat er die Verbindung seiner Großstädte mit Mexiko durch eine Eisenstraße angeregt, so läßt er in Centralamerika und bis nach Neugranada hinab, auf dem ganzen Isthmus die Uebergänge für eine zweite und dritte Eisenstraße und zu einem Kanal für Schiffe erster Größe zur Verbindung beider Meere vermessen; so füllen schon die Diskussionen über die Anlagen von Häfen und Emporien in jenen fremden Ländern die Spalten seiner Journale, und die Frage der Oertlichkeit für die

Gründung einer Hauptstadt, welche das der Welt sein und werden soll, was London, Paris und New-York für ihre respektiven Geschäftskreise geworden sind, ist in Erörterung und beschäftigt alle Köpfe dieses praktischen Volkes.

Daß eine solche Hauptstadt, an der Wasserverbindung der beiden Oceane gelegen, die Pforte des künftigen Weltverkehrs sein müsse, darüber ist man einig, und fast eben so bestimmt ist der Theil der Frage gelöst, wo die Grabung des Kanals am praktikabelsten sei, nachdem alle bis jetzt durch Nivellements geprüften Passagen über den Isthmus die Unmöglichkeit herausgestellt haben, eine andere Linie einzuschlagen, als jene, welche schon Humboldt als die einzig ausführbare anerkannte, nämlich die über den Nicaraguasee mittelst der Kanalisirung und Korrektion der beiden Flüsse Rio de las Lajas und des St. Juan. — Die Mündung des Las Lajas — dargestellt in unserem trefflichen Stich nach einer von Julius Fröbel für dies Werk im Jahre 1854 aufgenommenen Zeichnung, — ist von vielen Stimmen als der Ort bezeichnet worden, auf welchem die Weltstadt der Zukunft, die Vermittlerin des Verkehrs zwischen den beiden großen Oceanen und den östlichen und westlichen Ländern, prangen soll. An diesem jetzt noch öden Strand wird man einst den Mittelpunkt des Welthandels und den Sitz aller der Macht suchen, die sich daran und an den Besitz der unermeßlichen Reichthümer knüpft, welche sich daselbst versammeln werden. London mit seinen drei Millionen Einwohnern wird dann vielleicht in zweiter Linie erscheinen, seine Fürsten des Geldes werden in Schatten treten gegen die Krösuse der neuen Roma, welche das Menschenmeer Japans und China's und die ganze Inselwelt des stillen Meers in das Bereich ihres Lebens ziehen wird. Die unermeßlichen Silberschätze, welche seit so vielen Jahrhunderten aus Europa und allen anderen Welttheilen in das Reich der Mitte geflossen sind, um dort im Dunkel der geheimen Behälte vor der Habgier der Mandarine zu verschwinden, werden dann vielleicht zur Rückströmung gelangen und in den Banken am Las Lajas sich entleeren. Es ist erwiesen, daß der chinesische Handel seit drei Jahrhunderten über 30,000 Millionen Gulden Silber aus Europa an sich gezogen hat, von denen, außer den wenigen Millionen, welche der Opiumkrieg nach England führte, nie etwas zurück kam. Noch gegenwärtig gehen für 150 Millionen Gulden Silber jährlich zur Ausgleichung der Handelsbilanz aus Europa nach China. Es ist Thatsache, daß jenes Reich die gegenwärtige Silberproduktion aller Bergwerke der Erde ganz verschlingt, so daß sich der Silbervorrath in der übrigen Welt mit jedem Jahr fühlbarer vermindert.

Es mag jene Zeit noch eine fern gerückte sein; aber der Zeiger der Weltuhr hat jetzt gar schnellen Umgang und ein Volk, wie die Amerikaner, denen zunächst die Verwirklichung des großen Gedankens zufällt, rechnet nicht nach Jahrtausenden in einer Periode, in welcher der Gedanke schneller von Volk zu Volk fliegt als der Strahl des Lichts, und der Dampf

die Menschen geschwinder zu einander führt, als das geflügelte Gespann die alten Götter. Vielleicht schon in einem oder in zwei Jahrhunderten schaut ein Mastenwald über Kayen von Marmorquadern auf diesem Strande, ragen die Kuppeln und Thürme der Tempel aller Kulten, die Portiken und Säulenhallen von Forum, Akademie und Theater, von Palästen und Gerichtshöfen, von Banken und Börsen hier über ein unübersehliches Häusermeer. Dann wird Europa, das stolze, wie eine untergehende Sonne am äußersten Rande des Oceans schimmern; viele seiner Reiche werden der Vergangenheit angehören; manche Geschlechter seiner Kronenträger werden, wie die meisten asiatischen, nur noch in den Büchern der Geschichte eingezeichnet stehen neben ihren guten und bösen Thaten, oder in den genealogischen Registern begraben sein, um dem Geschichtsforscher oder Alterthümler noch einiges Interesse einzuflößen, bis auch dieses erlöscht. Des mütterlichen Europa's aber wird die neue Welt immer in Ehrfurcht und Liebe eben so gedenken, wie wir der hellenischen Vorwelt, der Mutter unserer Kultur. Beständig werden es die Schätze der germanischen Bildung sein, welche Amerika's Theilnahme fesseln werden, denn nie wird es vergessen können, von wo seine eigene Geistesentwickelung ausging, wo die Quellen seiner Sprache, seiner Kunst, seiner Wissenschaft, seiner Religion, seiner Verfassung, seiner Gesetze, seiner Freiheit, kurz aller Elemente seiner Bildung und seiner Wohlfahrt zu suchen sind. Dann wird man aus Amerika nach England und Deutschland wallfahrten wie wir jetzt nach Hellas und Italien pilgern; und die Humanität, zur Zeit noch ein Wiegenkind in der Neuen Welt, dann aber groß geworden und auf den Thron gehoben, wird noch nach Jahrtausenden so gewiß Nahrung an Europa's Brüsten saugen, wie die unsrige sich an Hellas unversieglichem Born beständig erfrischt und kräftigt.

Wie der Calabrese von Neapel und Campanien glaubt, sie seien ein Stück des Paradieses, das Engel hergetragen, — so nennt Mittelamerika das Bassin von Nicaragua sein gelobtes Land, und nimmt, wie jener, die Heimath der Erdbeben und Vulkane mit in den Kauf. Ueberschwängliche Fruchtbarkeit ist die Mitgift des vom unterirdischen Feuer erwärmten Bodens überall, wo nicht die plutonischen Gewalten denselben zerrüttet und verwüstet, oder ihn mit Asche und Lava überdeckt und der Vegetation auf lange Zeit unzugänglich gemacht haben. Den Mittelpunkt dieser Landschaft füllt das prächtige Wasserbecken des Nicaraguasees mit seinen romantischen Inselgruppen aus. In dasselbe ergießen sich von den umliegenden Gebirgen mehr als hundert größere und kleinere Gewässer, die in dem St. Juan ihren Abfluß zum atlantischen Ocean finden. Der See ist das Auge und die Seele des Landes. Heiß, dürr, unfruchtbar und ungesund ist das Klima in dem vulkanischen Gebirge; an den Seeufern herrscht aber tropische

Fruchtbarkeit, weht eine milde, gesunde Luft. An den südlichen Gestaden sieht man die Ueberreste der alten spanischen Kultur, die Haciendas, die weitläufigen Missionen, die Ruinen der Forts und die verfallenen Städte in maurischem Baustyl; aber daneben blinken die wohlerhaltenen Farms, die Baumwollen-, Indigo- und Zuckerpflanzungen amerikanischer, englischer und deutscher Ansiedler, neuangelegte heitere Städte, die Stationen der Dampfschifflinien mit ihren Magazinen und Docks und die modernen Wohnhäuser und Villen europäischer und amerikanischer Konsuln und Kaufleute. Scheu und in weiter Entfernung verstecken sich unter dunkelblätterigen Platanen-Gruppen die niedrigen Hütten der Indianer, der hier wie überall bei Seite gedrängten eingeborenen Herren des Landes. Ihre hohen Götzenbilder stehen einsam in den Palmenhainen am Ufer oder auf den nebeligen Inseln des Sees, verspottet und verachtet selbst von den Enkeln Derer, die sie aufgerichtet haben.

Von der Costa Rica bis zum Isthmus von Tehuantepek wimmelt das Land von jüngeren Vulkan-Kegeln und Kratern. Stephens hat deren über 200 gezählt, welche sich sämmtlich auf einem schmalen Strich Landes an einander reihen, welcher nicht über die Mitte des Sees von Nicaragua hinausgeht. Die höchsten messen 11,400 Fuß. Zehn oder zwölf sind noch in Thätigkeit, zum zeitweiligen Schrecken der Umwohnenden; neue sind sogar entstanden seit Menschengedenken; so der Jorillo, der sich in einer Nacht des Jahres 1779 aus einer blühenden Hacienda zu einem Berge von 2000 Fuß Höhe emporwühlte und dessen Taufpathen zum Theil noch leben und davon erzählen. Es ist nämlich ein von der heidnischen Zeit herübergebrachter Kultus, die jungen Prinzen aus dem hohen Haus der Vulkane mit allen kirchlichen Ehren zu taufen und mit Verleihung eines christlichen Namens, Segenssprechung und mit Errichtung des Kreuzes auf seinem Scheitel die Geister zu bannen, welche ihm innewohnen. Der Bischof von Leon macht den Oberceremonienmeister bei einer solchen Hof-Feierlichkeit.

Erdbeben sind in Nicaragua etwas Alltägliches. Von der Bildung eines offenen Kraters in der Ebene von Leon war der amerikanische Reisende Squire selbst Zeuge. Sieben Tage vergingen unter den heftigen Geburtswehen, welche die ganze Gegend bis 20 Meilen weit erzittern machten und nächtlich erleuchteten. Am achten Tage schien das junge Ungethüm zahm geworden zu sein und zeigte sich in unfläthiger Form eines umgestürzten Kessels, mit einem Loch im Boden, als ein breiter Aschen-, Stein- und Lava-Wall in Mitten der reizenden Landschaft eingebettet. Zeitweilige wiederholte Ausbrüche thürmten die Ränder höher und höher auf, und ein Jahr später fand ihn Squire schon zu einem stattlichen Lümmel herangewachsen, mit junger, wenn auch noch kümmerlicher Vegetation auf den unteren Aschenschichten und gemächlich eine leichte Rauchwolke emporwirbelnd. Selbst unter der Oberfläche des Sees leben und wühlen die Geister der unterirdischen Gluthen fort und fort. Häufig werden bei heiterem stillen Wetter so

heftige Erregungen im See wahrgenommen, daß er wie im Sturme Wellen schlägt und ungestüm über seine Ufer tritt. Inseln tauchen dann, wie Wasserniren, auf die Oberfläche und verschwinden wieder; Haufen todter Fische treiben umher und Alles verräth einen Ausbruch im tiefen Grunde des Sees. Die interessantesten Denkzeichen dieser Art sind die jetzt ruhenden Inselvulkane Ometepec und Madeira, welche der Mündung des Las Lajas gegenüber sich 4—5000 Fuß über den Spiegel des Sees in schlanker Kegelform erheben. Unser Bild präsentirt einen dieser schlummernden Feuerberge vom Ufer aus gesehen. Unheimlicher Weise zeigen sie eine auffallend höhere Temperatur, als ihre Umgebung. Wärmer als die Atmosphäre, ist ihr Haupt gewöhnlich mit Dünsten umschleiert, und nur bei heftigem Windzug ist man im Stande, die Spitze zu sehen. Die Insel selbst strotzt von der üppigsten Vegetation. Sie wird von vereinzelten Indianerfamilien bewohnt, welche von Raub, Jagd und Fischfang leben. Zu vorspanischer Zeit scheint Ometepec eine Art Nekropolis des Landes gewesen zu sein, den vielen Götzenbildern, Grabgefäßen, Monumenten und Schmuckgegenständen nach zu urtheilen, welche dort versunken und verschüttet liegen. Jetzt noch halten die Ureinwohner die Insel für einen geheiligten Ort und bis zu Anfang dieses Jahrhunderts stand auf einer abgelegenen hohen Felsspitze ein Altar, um den sie sich heimlich in der Nacht versammelten und ihre Ceremonien vollzogen. Von den christlichen Priestern entdeckt, wurde er zerstört, und an seiner Stelle ein Kreuz aufgerichtet.

Ueber die Herkunft der Bewohner des Landes schwebt ein dichtes Dunkel, zu dessen Aufhellung die dürftigen Forschungen der Archäologen wenig beigetragen haben. Aus dem, was von Zeichen der alten Kultur noch übrig ist, läßt sich mit Gewißheit entnehmen, daß einst in Nicaragua dieselbe Gesittung blühte, welche uns an den alten Mexikanern in Erstaunen setzt. Als die Spanier in das Land kamen, suchten sie die armen Eingeborenen mit Feuer und Schwert heim, zwangen sie zur Arbeit in den Bergwerken oder auf den Haciendas oder vertrieben sie in die Wälder. Das andauernde System der Unterdrückung und der Aussaugung durch weltliche Beamte brachte die Niederlassungen herab; die Küstenstriche verödeten, die Häfen wurden unsicher durch die auf beiden Meeren umherschwärmenden Piraten, der Handel hörte auf, der Anbau des schönen Landes erlag und ein bigottes, demoralisirendes Pfaffen-Regiment richtete Volk und Land auf lange hinaus zu Grunde. Nach dem Untergang der spanischen Herrschaft blieben zwei sich befeindende politische Elemente zurück: die Priesterschaft mit ihrem mächtigen Einfluß auf das Volk und die großen Grundbesitzer, denen ein kleines, aber kühnes und thatkräftiges Häuflein von Patrioten gegenüberstand, welche der europäischen und nordamerikanischen Entwickelung nachstrebten. Mit wechselndem Glück haben sich diese Parteien nicht nur, sondern auch die Nachbarstaaten untereinander befehdet, dazwischen hat die beiderseitige Appellation an die wilden und halbwilden Indianerstämme

einen Raçenkrieg eingeflochten; europäische und amerikanische Diplomatie haben unter der Decke mitgespielt und so der Welt das häßliche Schauspiel der ärgsten Verwirrung von Revolutionen, Anarchie und Blutscenen aufgeführt, welche je über ein Land gekommen ist. Nicaragua theilte das damalige Schicksal aller centralamerikanischen Republiken, in denen zu gleicher Zeit und aus gleichen Ursachen die Zersetzung der spanischen Raçe vor sich ging. Erst nach völliger Entfernung aller streitenden nationalen Parteien traten zwei neue Faktoren, einerlei Ursprungs, im offenen Kampf um die Herrschaft des Landes auf: England und die Vereinigten Staaten.

— Und der Preis dieser Rivalität war kein kleiner. Die Frage, derenwegen Columbus Amerika entdecken mußte, welche Maghellan um das Horn führte und Cortez in das Herz von Meriko trieb, die Frage eines direkten Seewegs nach dem Osten harrt schon seit 300 Jahren einer Lösung. Alle seefahrenden Nationen haben ihrer Zeit erkannt, daß die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Oceane Demjenigen die Herrschaft über das Meer verleiht, der den Schlüssel zu diesem Wasserthor hütet und Alle haben mit Argwohn und Begierde den Moment bewacht, der die Ausführung des Unternehmens begünstigen könnte. Anfangs die Eifersucht der Spanier, dann die andauernden Wogen der Revolution und Unsicherheit der Zustände haben so lange alle Erwartungen und alle Bemühungen vereitelt. Erst unsere Zeit hat Hand an's große Werk gelegt und scheint die so lange auf der Tagesordnung des Weltverkehrs stehende Frage lösen zu wollen.

Im Jahre 1845 faßten die Engländer zuerst festen Fuß an der Muskitoküste, stellten unter den armen halbnackten Karaiben einen Scheinkönig auf und organisirten in dessen Namen eine staatliche Macht. Es war nun ein Leichtes, zu einer Zeit, wo Niemand wußte, wer in Nicaragua Regent und wer Regierter war, Ansprüche auf Gebietserweiterungen durchzusetzen und einen Theil des Nachbarstaates, das linke Ufer des San Juan und die daran gelegene Stadt und den Hafen gewaltsam zu occupiren; einen ähnlichen Handstreich verübten sie gleichzeitig unter anderer Firma an der Tiger-Insel in der Fonseca-Bay des stillen Meeres. England glaubte damit den Aus- und Eingangspunkt der einzigen ausführbaren Kanallinie in Händen zu haben. Das ohnmächtige Nicaragua konnte nichts, als gegen diesen Raub protestiren; als England aber, anstatt sich darum zu bekümmern, nur um so anmaßender in seinen eigenen Ansprüchen wurde, sich in dem neuerworbenen Gebiet befestigte und die Existenz des ganzen Staates gefährdete, rief Nicaragua die Vereinigten Staaten zu Hülfe. Eine willkommnere Einladung hätte denselben nicht werden können. Die Amerikaner schlichteten den Streit auf Yankee-Weise, indem sie das bestrittene Gut für ihr eigenes erklärten und beide Parteien mit leeren Händen nach Hause schickten. 1850 schloß Nordamerika mit

England den Bulwer-Clayton-Vertrag, durch den England aller angemaßten Protektion, Privilegien und Gebietsvergrößerungen verlustig wurde. Der in dieselbe Zeit fallende Ausbau der neuen Staaten am stillen Ocean, welcher einen bedeutenden Schwerpunkt der amerikanischen Interessen nach jener Seite des Kontinents verlegt und einen mächtig fluthenden Verkehr dahin erzeugte, verlieh den Händeln am Nicaragua erhöhte Wichtigkeit; ein Paar vertragswidrige Maßregeln der Engländer reizten die Amerikaner, sie auch noch aus dem letzten Rest von Einfluß und erworbenen Rechten zu vertreiben, und sich als alleinige Herren von San Juan oder Greytown, wie die Engländer es getauft hatten, zu erklären, indem sie bewirkten, daß die Einwohner des Staates sich politisch konstituirten und nur Amerikaner zu Beamten wählten. Nun hatten die schlauen Yankees mit den schwachen Behörden des Staates leichtes Spiel. Die Sendung eines eigenen amerikanischen Gesandten verdrehte ihnen den Kopf und der Einfluß der seitdem im Lande angesiedelten Amerikaner und reichliche Bestechung vollendeten das Uebrige. Man gaukelte ihnen vor, welche wichtige Leute sie seien, welche ungeheure Vortheile dem Land aus dem längst projektirten Kanal erwachsen würden und brachte endlich einen Vertrag mit der sogenannten Nicaragua-Transit-Company zu Stande, die unter der Bedingung, den Kanal binnen 12 Monaten zu beginnen und nach 12 Jahren zu vollenden, das Privilegium erhielt, während 85 Jahren sämmtliche Gewässer des Landes allein mit Dampfbooten zu befahren. Einige Zeit darauf wußte man durch pfiffige Machinationen die Regierung von Nicaragua zu bestimmen, derselben Gesellschaft dieselben Vorrechte ohne die Verpflichtung des sofortigen Kanal-Baues zu ertheilen. Als Compensation dafür bezahlte die Kompagnie eine jährliche Abgabe von 10,000 Piaster an den Staat. Daneben besteht ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Nicaragua und den Vereinigten Staaten, welches allen fremden Einfluß aus dem Lande führt und es mit Haut und Haar an Nordamerika preisgibt.

Unter den verschiedenen projektirten Kanallinien zur Verbindung des Nicaraguasees mit dem stillen Meer*), wird jetzt diejenige, welche von der Mündung des Rio de las Lajas ausgehen und bei San Juan del Sur in's stille Meer münden soll, am ausführbarsten gehalten und gewiß ist, daß die Yankees, nachdem sie sich in den Besitz aller Garantien für die politische Sicherheit des Unternehmens gesetzt haben und nachdem so schwer wiegende Interessen, wie die ihres jetzigen Handels nach den Küstenländern des stillen Meeres in die Wagschale gefallen sind, nach vollständiger Orientirung über alle möglichen Linien, die dem Zweck entsprechendste zur Ausführung bringen, und sich so wenig von der Höhe der Ziffern als der Berge werden erschrecken lassen, welche sie ebnen müssen.

*) Vergleiche „San Juan de Nicaragua“ im III. Bande des Universums.



Gez. v. C. Reiss

LAXENBURG

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

zu

aus
schö

Schloß Laxenburg bei Wien.

Paris hat sein Versailles, London sein Richmond und Greenwich, Berlin sein Potsdam; Wien aber hat mehr als alle diese Städte, denn in einem Umkreise von wenigen Stunden besitzt es die schönsten Scenerien, von den lieblichsten an bis zu jenen, die durch ihre Wildheit und Romantik Auge und Seele fesseln. Wien liegt gleichsam im Mittelpunkte des großartigsten Parks, und jeder Ausflug von diesem Mittelpunkte führt zur Entdeckung neuer Schönheiten und Reize.

Ein Ausflug nach Laxenburg füllt einen Tag auf das Angenehmste aus. Das Schloß ist der gewöhnliche Aufenthalt des Kaisers in der schönsten Jahreszeit. Es liegt 3 Stunden von der Hauptstadt entfernt und ist durch Alleen mit dem nahen, noch größern Lustschlosse Schönbrunn verbunden. Schon 1377 bewohnte Herzog Albert hier eine Burg, von welcher der Rittersaal und einige Gemächer erhalten sind. Der Hauptbau des jetzigen Schlosses wurde um das Jahr 1600 aufgeführt und jeder Fürst der spätern Zeiten schmückte daran, oder verschönerte und erweiterte die Parkanlagen, welche, über eine Quadratstunde groß, Berg und Thal bedecken. Die reizendste Zuthat ward ihm aber von dem Kaiser Franz in seiner Franzensburg, die er auf einer Insel, inmitten einer krystallhellen Wasserfläche, sich erbauen ließ.

Von allen Nachahmungen der Burgen des Mittelalters, welche in unserer Zeit versucht worden sind, ist Laxenburg ohne Widerrede die gelungenste. Mittelst eines kleinen Kahns, der an Seilen sich fortbewegt, gelangt man über den mit Schwänen besetzten Schloßgraben hinüber zum Burgthor, das in den großen Hof führt. Von da macht ein Diener des Kastellans den Wegweiser.

Die ganze innere Ausschmückung ist mit Pracht und Geschmack im Style des 15. Jahrhunderts gehalten. Im Rittersale sieht man eine reiche Sammlung von Rüstungen und Waffen aufgestellt, worunter Vieles, das Helden und Fürsten angehörte, deren Degen und Thaten die Blätter der Geschichte schrieben. Trophäen vergegenwärtigen jene Kämpfe Oesterreichs, durch welche es der Türken Macht erst einen Damm entgegensetzte und dann sie brach. In einer Halle stehen die Marmorstatuen der Kaiser aus Habsburgs Stamm, seit Rudolf. Alle Wände und Decken der Zimmer sind mit

kunstvoller Schnitzarbeit bedeckt, und Oesterreichs Klöster, Schlösser und Kunstsammlungen steuerten ihr Bestes, um die Liebhaberei des alten Franz an solchen Dingen zu erfreuen. Damit jedoch nichts fehle, dem monumentalen Konterfei der Feudalzeit Kraft und Wahrheit zu geben, so ist auch eine unterirdische Folterkammer zu schauen und ein Burgverlies. In letzterem liegt, mit Ketten schwer beladen, die Gestalt eines Templers, und tritt man näher, so erhebt der Automat die Hände und ringt sie, mit den Ketten rasselnd. Neben der Burg ist der Turnierplatz mit den Schranken und den Sitzen der Preisrichter und den Söllern der Damen. Für die ritterlichen Spiele fehlen bloß — die Spieler: man hätte Automaten hinstellen sollen, wie dort im Verlies.

Roznau.

Das österreichische Kronland Mähren ist noch ein von der Heerstraße der Touristen so entlegener Theil unseres Vaterlandes, daß nur selten eine Reiseschilderung oder ein Bild daher uns zu Gesicht kommt, obgleich die landschaftliche Natur dort an grandioser Schönheit und reizender Mannichfaltigkeit den gepriesensten Gegenden Europa's beigesellt zu werden verdient und dem Künstler, Freund und Forscher der Natur, wenn er nur den Schleier von dieser fast noch terra incognita zu lüften versuchte, eine reiche Fundgrube der interessantesten und überraschendsten Entdeckungen bieten würde. Umschlossen von einem Kranz natürlicher Mauern, den wildmalerischen Bergriesen der Karpathen, den wald- und erzreichen Höhen der Sudeten und den böhmischen Grenzgebirgen, birgt es in seinem Kessel ein wahres Paradies der fruchtbarsten und anmuthigsten Thalbilder, die sich zwischen sanften Hügeln wiegen, groteske Felsengebilde, labyrinthische Höhlen und phantastische Grotten, schäumende Wildbäche und von der Göttin der Gesundheit geweihte Quellen entrollen sich in raschem Wechsel vor den Schritten des Wanderers, der Gewerbfleiß belebt die Thäler mit Dampf- und Wasserwerken, an den Anhängen steigen die Häuserstufen volkreicher Orte empor. Sage und Geschichte thronen auf burggekrönten Höhen, und über Wald und Flur hat die Fruchtgöttin das Horn ihres Ueberflusses ausgeschüttet. Die Eisenbahn, welche jetzt durch diesen großen Naturpark gelegt wird, verfehlt sicherlich nicht, an der Handhabe der materiellen Interessen auch die landschaftlichen Reize, zu denen sie den Weg bahnt, ihrem Ver-



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

BAD RÖZNAU in MAEHREN

Eigenthum d. Verleger.



WILHELMSTHAL

Schloss und Park bei Eisenach.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildh.

steck zu entreißen und künftig Schaaren von Vergnügen und Zerstreuung suchenden Pilgern nach Mähren zu führen, wie sie jetzt nach dem benachbarten Böhmen oder der sächsischen Schweiz wallfahrten.

In einer der quellenreichsten Gegenden Mährens gebettet, in einem weiten Thal der westlichen Ausläufer der Karpathen, liegt das Bad Roznau, ein Marktflecken von 3000 Einwohnern mährisch-wallachischer Abkunft, deren Armuth und Bedürfnißlosigkeit sich auch da noch mit dem blockhausartigen Holzbau begnügt, der dem Ort fast das Aussehen einer steierischen oder tyroler Ansiedelung gibt. Der Ruf seiner Heilquellen ist von jüngerem Datum und die Badeliste versteigt sich noch nicht zu den hohen Ziffern ihrer böhmischen Schwestern, doch erinnern ein Paar nagelneue comfortable Hotels, noch junge englische Parkanlagen und steife Alleen und die geräuschvolle Esplanade, auf der sich vor dem Kurhaus allabendlich die Gäste bei einem gutbesetzten Orchester böhmischer Musikanten versammeln, daß auch das so idyllische Roznau die Koketterien seiner älteren Schwestern zu erlernen bemüht ist, um für sein Wasser die Gunst und das Gold der Fremden einzutauschen.

Wilhelmsthal bei Eisenach.

Die Gegend zwischen Eisenach und Bad-Liebenstein ist „der Thüringer Park“ — und ein Park ist's, wie ihn nur die Hand des Allmächtigen schaffen, — wie ihn kein König, kein Millionär, keine Kunst herstellen konnte. Menschen haben dabei nichts zu thun gehabt, als ihn zugänglich zu machen, Wege zu bauen, Pfade zu ziehen, Durchsichten zu hauen und einzelne Partien mit den Zierden der Kultur zu schmücken. Zwei Punkte sind es vorzugsweise, die, bezüglich einer Fülle anmuthiger und romantischer Scenerie, mit einander um den Vorrang streiten: — Wilhelmsthal, ein Lustschloß des Weimarischen Hofs, und Bad-Liebenstein mit Schloß Altenstein, die Residenz der Meininger Herzogsfamilie in der schönen Jahreszeit.

Von Eisenach ist Wilhelmsthal zwei Stunden entfernt. Die Chaussee dahin führt durch das romantische Marienthal, hinan zur „hohen Sonne“, einem Jagdhause mit Wirthschaft, gelegen auf dem Scheitel einer felsigen Höhe mitten im wohlgepflegten Buchenforste. Die Straße ist streckenweise aus dem harten Konglomeratfelsen gehauen und auf mehren

Punkten gönnt sie freie Blicke über Land und Wald. Von der „hohen Sonne“ aus lohnt es, die Straße zu verlassen und auf dem Fußsteige nach Wilhelmsthal zu wandern, auch den kleinen Umweg über den Hirschenstein nicht zu scheuen, ein aus Waldesnacht emporsteigender Bergrücken, von dessen spärlich bewachsener Zinne der Blick weit über Berg und Thal hin, westwärts bis zur Rhön, südwärts durch das offene Werrathal bis zu den Höhenzügen Frankens reicht. Dicht unter dem Hirschenstein, tief unten im Grunde, blicken die Gebäude Wilhelmsthals aus einem Kranze von bunten Wiesen und glitzernden Seen. Die Anlage ist so anspruchslos, einfach, traulich und friedlich — „ähnlicher einer Herrnhuter Kolonie, denn einer großherzoglichen Residenz“. Sie besteht aus einer Gruppe zweistöckiger Wohnungen und Oekonomiegebäude und einem Wirthshaus. Das Schloß selbst ist ein kleines zweistöckiges Gebäude, eher ein Gartenhäuschen als ein Palast zu nennen, im italienischen Styl, dessen Säulenfronte sich dem See zukehrt. Ein Paar Blumenbeete umgeben es, breite Kiespfade führen an seine Pforte, eine Einfriedigung oder Schranke ist so wenig zu sehen, wie Garden und Polizei. Das Ganze ein Bild fürstlicher Bescheidenheit und Genügsamkeit, das jedem Fremden, der den Maßstab für die Sommerresidenz eines Monarchen den gewöhnlichen Vorstellungen entnimmt, überrascht.

Das Schlößchen hat sich Karl August nach Goethe's Entwurf gebaut, und es hat auch seinem Nachfolger genügt. Der zum Schloß gehörende Park bedeckt eine Quadratstunde Flächenraum. Ohne bestimmte Begrenzung schmilzt er unmerklich mit den Bergen und Thälern, Wäldern und Gründen der Umgebung zusammen.

Bequeme, guterhaltene Kiespfade durchwinden den Park in allen Richtungen, und überall, bald im Gebüsch versteckt, bald von den schönsten Baumgruppen beschattet, bald auf dem grünen Sammet eines Rasenplatzes, bald neben der Kaskade eines Forellenbachs, sind Sitze von Stein oder Holz angebracht, und kein Punkt, der einen schönen Ausblick gibt, ist ohne Ruheplatz, wäre es auch nur ein breiter bemooster Felsblock. Manche werden als Lieblingsorte Karl August's und Goethe's (der manchmal von seinem fürstlichen Freunde auf ein Paar Wochen herbeschieden wurde) noch jetzt ausgezeichnet. Vor der einen dieser Bänke breitet sich der kleine See aus und tiefe Baumschatten färben seinen Spiegel. Die Sänger des Waldes lieben diese Stelle besonders, und mit tiefem Gefühle beschreibt der Fürst in einem Briefe an Goethe das Koncert, das ihm Grasmücke, Amsel, Drossel und Nachtigal an einem hellen Maimorgen gaben. Auf einer andern, die von einem Hagedornbusch beschattet wird und mitten auf einer Wiese steht, saß der Fürst oft Stunden lang im Schmelze von tausend Blumen und lauschte dem Summen der Bienen und Käfer, oder sah dem Spiel der Schmetterlinge zu, die sich von Blumenkelch zu Blumenkelch jagten. Auf einer Felskuppe, in der Tiefe des Waldes, hatte er sich mit eigner Hand ein



UMGEGEND VON CUMÄ

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Paar Steine zum Sitz hergerichtet. Dort sah er am liebsten die Sonne untergehen, und er hielt das Plätzchen so geheim, daß es nur wenige seiner Vertrautesten kannten. Manchmal verbrachte er da die Sommerabende bis Mitternacht, sich freuend des Himmels voll strahlender Welten, lauschend den Chorälen des Waldes, oder des fernen Wehrs, einathmend die Balsamdüfte, die über die blühenden Baumwipfel strömten. Verborgen vor der Welt konnte sich der Fürst in diesen heimlichen, genußreichen Stunden zur Ueberschau der großen Pflichten des Regenten, der allgemeinen Verhältnisse des Lebens, der Politik und der Menschheit ungestört erheben und seinen Geist von dem Kleinlichen freihalten oder befreien, das beständig so zudringlich an hochgestellten und großen Menschen sich hinanrankt, wie die Waldrebe an der Ulme oder am Eichbaum. In solchen Weihestunden war es auch, wo jene Freiheit und Unbefangenheit der Anschauung und des Urtheils in seine Brust einzog, und jener Hochsinn seine Stärkung fand, der diesen Fürsten ausgezeichnet hat vor allen andern seiner Zeit.

Bei Cumä in der „Campagna Felice" in Italien.

(1850.)

Campania Felix! Ist das das Land des Glücks, das Horaz besungen und Virgil gepriesen? Ich sehe herab auf eine Brandstätte der Erde, auf erloschene Essen der Cyklopen, auf Aschenhügel und Lavenkegel, welche vulkanische Gewalten emporgetrieben und ausgeworfen; — ich schaue auf die überwachsenen Gräber vergangener Städte, und wo einst die Bewunderung vor den Marmorpalästen der Welteroberer weilte und Tausende sich ergötzten an den Spielen des Cirkus: da ist's öde und menschenleer geworden. Woher diese Verwandlung? hat die Natur sich verändert? hat Gottes Fluch diese Erde mit Unfruchtbarkeit geschlagen, oder ist seit den Tagen des Trajan das Feuer erloschen, welches den Boden erwärmte zur treibenden, blühenden, fruchttragenden, überschwenglichen Ueppigkeit? Keins von dem Allen. Die Hand der Natur hat keine ihrer Gaben zurückgezogen; nichts ist anders geworden, als — der Mensch, ohne dessen Fleiß und Pflege auch ein Paradies zur Einöde verwildern kann. Italien steht am Abend, und die Sonne der Kultur ist gesunken nach einem langen dunkeln Tage. Blutigroth ziehen dort die letzten Streifen am Horizonte, herein bricht der Barbarei schwarze Nacht, und das entartete Volk ist schier ver-

blutet unter den Wechseln von Anarchie und Despotismus. Aber getrost, die Nacht wird vergehen, und ein stiller Sabbathmorgen wiederkehren, und ein verjüngtes Volk wird Besitz ergreifen von dem Lande und den Blüthenstaub einer neuen Kultur ausstreuen. Dann werden Städte entstehen auf den Todtenhügeln der gestorbenen, so herrlich, als die gewesenen. — Ein Kreislauf ist Alles, Alles ist ein Blühen und Welken und Wiederblühen; aber jede neue Blüthe ist eine höhere und jede Frucht eine edlere. Erschrecke Keiner, wenn eine Schicksalsnacht über ihn hereinbricht, und zage auch Keiner über den langen Weg durch die Finsterniß. Eine Fackel ist Jedem hingehalten — und es ist deine eigene Schuld, wenn du sie nicht ergreifst und du dich führen läßt mit verbundenen Augen. Dann magst du dich freilich verirren, oder in Klüfte und Abgründe gerathen, von denen kein Entrinnen ist, als durch das Pförtchen, durch welches der Engel mit der gesenkten Fackel alle Müden leitet. —

Wie es dem einzelnen Menschen ergeht, so ganzen Nationen. Wenn sich die Völker in ihrer Nacht nicht zurecht finden können, wenn sie auslöschen ihre Fackeln und sich die Augen zuhalten, so müssen sie fallen und in die Abgründe stürzen, und sterben und verderben, bis andere Völker heraufsteigen mit andern Jahrtausenden. Es ist ein Kommen und Gehen, ein Grünen und Dorren, ein Leben und ein Sterben ohne Unterlaß. Aber es ist tröstend und erhebend, daran zu denken; denn jeder Blick auf die Vergänglichkeit des Größten erinnert an unser eigenes höchstes Gut und Wesen, — an unsere Ewigkeit. Die Weltgeschichte mag noch tausend Nationen und Reichen Grabsteine setzen, welche ungeboren im Schoose der Zeiten ruhen: du trägst ein unendliches Herz im Busen, du dauerst ewig. Darum getrost, wenn es nachtet, und — die Fackel nicht vergessen! —

Die jetzt so verödete Gegend von Cumä war ehedem die bevölkertste der Campagna Felice. Mit jedem Schritte stößt man auf Dinge, welche davon Zeugniß geben. Schutt deckt alle Weiden und Felder, und die Gehölze grünen auf den Trümmern römischer Villen und Sommerwohnungen, welche die Höhen kleideten. Sechs Töchterstädte umgaben das große Cumä, welches, von den Griechen schon in den Tagen des Herkules gegründet, zur Zeit des Augusts eine der blühendsten Städte des Reichs war und sogar Rom eifersüchtig machte. Aber gründlicher ist auch keine Stadt des Römerreichs zerstört worden, als Cumä, das, seiner Befestigung wegen, immer von Neuem die Wetter des Kriegs und der Verwüstung auf sich zog. Im fünften Jahrhundert verheerten die Vandalen unter Genserich den Ort; später verbrannten die Sarazenen die Stadt; darauf erhob sich Cumä noch einmal aus der Asche, und im zwölften Jahrhundert fühlten

sich die Einwohner stark genug, den Fehdehandschuh aufzunehmen, welchen ihnen die Neapolitaner hingeworfen hatten, die das Gedeihen der Nachbarin mit neidischem Auge betrachteten. In der Feldschlacht besiegt, widerstand Cumä lange Zeit der Belagerung; endlich aber, durch Hunger geschwächt, fiel die Stadt im Sturm, und ihr wurde das Schicksal, das die Römer einst Carthago angethan hatten. Cumä, das dem Zerstörer der stolzen Nebenbuhlerin Roms ein Asyl gegeben, wurde vertilgt von der Erde. Die Einwohner wurden getödtet, die Stadt geplündert und verbrannt, die Mauern niedergerissen und der Erde gleich gemacht, die Felder verwüstet. So vollständig war die Verheerung, daß schon ein Reisebeschreiber des 15. Jahrhunderts nichts mehr fand, als eine Wüste, mit der Tradition: „Hier hat Cumä gestanden.“

Außerhalb der Stadt erkennt man noch die Substruktionen einer Wasserleitung, eines Tempels und jenes berühmten Amphitheaters, wo die Bevölkerung von Cumä, nachdem sie die griechischen Sitten und Gebräuche mit denen ihrer Besieger, der Römer, vertauscht hatte, an den Kämpfen der Gladiatoren und wilden Thiere sich erfreute. Das Theater faßte 45,000 Zuschauer und war größer, als das Colosseum in Rom. Auch ist noch ein gemauerter Halbkreis kenntlich zum Ruhesitz für die Tausende, die in den mit öffentlichen Anlagen, Tempeln, Monumenten, Bildsäulen geschmückten Umgebungen der Stadt lustwandelten. Ueberall, wo der Spaten oder die Hacke den Boden ritzt, zeigt er Trümmerspuren der verschwundenen Herrlichkeit, und wo Ausgrabungen versucht worden, waren sie lohnend. Cumä mit seinen Vorstädten deckte einen großen Theil des Raums zwischen dem Averner See und dem Lago Licola (jener ist der Kratersee links auf dem Bilde; dieser die Wasserfläche rechts, welche das Profil des Monte Barbaro, des Bergs mit dem viereckigen Thurme, durchschneidet) und zog sich am Monte di Cumä (dem spitzigen Kegel in der Ferne) hinan, der auf seiner Zinne die feste Acropolis trug. Am Fuße dieses Berges sieht der Leser einen winzig kleinen, weißen Bogen; dieß ist der Rest des berühmten Arco Felice, eines prächtigen Triumphthors als Eingangspforte des städtischen Weichbildes. Die Bildwerke, die ihn schmückten, sind längst verschwunden, selbst von den Marmorplatten, die ihn deckten, ist er gänzlich entkleidet, und übrig ist nichts mehr, als das Gerippe aus Ziegeln; aber so fest ist der Bau, daß er noch Jahrtausenden trotzen kann. Vom Monte Barbaro (dem Gaurus der Alten) verdeckt, ist die Stelle, wo Scipio, dem ein bezwungener Welttheil den Beinamen gab, ein Landhaus hatte: das Asyl, in das er sich vor dem Undank Roms zurückzog. Dort ist auch sein Grab. Von der Inschrift desselben „Ingrata patria, nec ossa mea habebis!“ (Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben!) ist nur noch das Wort patria lesbar, und dieses gab der Gegend den Namen. Auch Cicero hatte bei Cumä eine Besitzung und lebte daselbst nach dem Sturze der Freiheit eine Zeit lang in

Unzufriedenheit, Kleinmuth und Trauer über den Gang der Dinge in Rom. „Nachdem der Senat vernichtet,“ schreibt er, „wo gibt es noch für Männer Etwas zu thun?“ — Cicero war kein Scipio, welcher, von seinen Feinden geschmäht ohne Unterlaß, es unter seiner Würde hielt, sich zu vertheidigen. Diesem ist nie eine Klage über die Lippen gekommen. In Scipio erkennen wir darum den Typus des großen Römers, der in Brutus noch einmal glänzte und mit Cato erlosch. Die Imperatoren herrschten bloß über Sklaven, und der Geist des alten Roms war längst entwichen, als Barbaren die Paläste der Cäsaren bewohnten.

Den schönsten Ueberblick dieser merkwürdigen Gegend, an welche sich der geschichtlichen Erinnerungen so viele knüpfen und die geweiht ist durch so viele große Namen, — gewährt die Zinne des viereckigen Thurms, welcher den Monte Barbaro (den Gaurus) krönt. Zu den Füßen sieht man die erloschenen Feuerberge, deren mit Wasser angefüllte Krater jene Seen bilden, über welche die Mythe der Alten ihre geheimnißvollen Schleier breitet. An ihren Ufern wohnten die Sybillen, welche weissagten die Schicksale der Völker, dort öffneten sich die heimlichen Pfade für die Götter und Boten der Unterwelt. Ruhig, klar und durchsichtig sind diese Seen; aber kein Baum schmückt ihre Gestade; düsteres, melancholisches Schweigen ruht auf ihren Gewässern. West- und südwärts öffnet sich das tyrrhenische Meer. Die Schiffe schweben wie weiße Möven auf der Futh, und die Inseln tauchen auf in den anmuthigsten Formen. Der Felsenkegel von Cumä aber erscheint wie ein hoher Grabhügel — wie die Todtenurne der Völker, Helden und großen Männer, welche hier starben oder Thaten verrichteten. Man sieht die Ströme der Zeiten stürzen, man denkt an Griechenland und Rom, und die Geister der Sybillen, des Herkules, des Aeneas, des Scipio, Cicero und Seneca, des Horaz und Virgil ziehen vorüber.



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

BAD PFEFFERS

(SCHWEIZ)

Eigenthum d. Verleger.

Wildbad Pfeffers in der Schweiz.

Das ist ein herrliches, blühendes Land, dieses Land St. Gallen. Die Klosterbrüder haben es verstanden. Sie schnitten sich überall das beste Stück aus dem Kuchen. St. Gallen mit seinem 40 Quadratmeilen großen Gebiet ist wie ein Park, in dem die Natur ihre besten Schätze zur Schau stellte. In diesem Lande war der Krummstab das Scepter, der Abt der Fürst, und in Macht und Pracht, Stolz und Hoffahrt stand er weltlichen Regenten nicht nach. Aber nach und nach entwuchs das hörige Volk, das der Fleiß vieler Jahrhunderte wohlhabend und reich gemacht hatte, dem Gängelbande, und Theil nehmend am ewigen Fortschritt der Civilisation entwickelte sich, trotz aller Gegenbestrebungen der Pfaffen, das freie Bürgerthum. Als dies zu Kraft gekommen war, da entspann sich der Kampf gegen die Kirche, und allmählig wurde den Aebten ein Recht und eine Koncession nach der andern abgerungen. Die morsche Mönchsherrschaft war dahin, und in den Verwirrungen der schweizerischen Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts brach sie vollends zusammen. Der letzte Nachfolger des heiligen Gallus starb vor etwa 30 Jahren in der Zelle eines fremden Klosters, und die junge Republik, als Kanton des Schweizerbundes, ist eins der glücklichsten und blühendsten Gemeinwesen der Erde. Von Jahr zu Jahr wächst ihr Wohlstand, ihre Bevölkerung, und auch die edlern Früchte der Freiheit: Kunst, Wissenschaft und Humanität, gedeihen in dem kleinen beneidenswerthen Staate.

Dort an der Grenze des bündtner Landes, wo der junge Rhein aus dem Hochgebirg hervorbricht, schlängelt sich ein Saumpfad hinan bis zu den Hütten des Dorfes Valens. Es liegt beinahe 3000 Fuß über dem Meere, in einem heitern Bergthal, zwischen den Hörnern der wildzerrissenen Gebirgsstöcke Calanda und Monteluna. Vom Kirchlein weg geht seitwärts ein Pfad durch Wiesen bis zum Rand einer Bergschlucht, auf deren finsterm Grunde die Tamina über Felsblöcke hinrauscht. Steil windet sich der Weg an der Felswand in den Schlund hinab bei 700 Fuß tief, und in dieser schauerlichen, kaum zugänglichen Einsamkeit stehen die Gebäude eines kleinen Kurorts. Es ist Pfeffers — das berühmteste unter den Bädern der Schweiz.

Die warmen Heilquellen von Pfeffers wurden um 1038 entdeckt und zuerst im 13. Jahrhundert benutzt. Die Abtei Pfeffers, in deren Terri-

torium die Quellen entsprangen, ließ sich mit dem Eigenthum derselben „auf ewige Zeiten" belehnen und übernahm dagegen die Verpflichtung, die für den Gebrauch der Bäder nöthigen Einrichtungen zu treffen und zu unterhalten. Diese Einrichtungen waren freilich lange Zeit dürftig genug. Die Kranken wurden an Seilen in die Tiefe der Schlucht hinabgelassen, mußten dann an der Tamina hinan, bald über Felsblöcke weg, bald auf Leitern, bald von Seilen gehalten zu den Quellen klettern und da eine ganze Woche lang Tag und Nacht im Wasser liegen, während ihnen ein Klosterbruder das Nöthigste an Speise und Trank reichte. Die Kur war eine verzweifelte, und die Schrecken der Umgebung, die halsbrechende Fahrt, die Finsterniß des Orts, welche nur durch den Schimmer einer ewigen Lampe vor dem im Gestein gehauenen Bilde der heiligen Jungfrau gebrochen wurde, der Mönch, der zu verschiedenen Tageszeiten mit den Kranken die Litanei absang, oder das Ave betete: — alles Das regte neben der drastischen Wirkung des Bades so gewaltig auf und weckte so viele schlummernde Kräfte, daß die unglaublichen Wunderkuren wohl möglich wurden, von denen die Legenden des Klosters erzählen. Erst vor anderthalb Jahrhunderten wurden bequemere Einrichtungen gemacht, gangbare Pfade in die Schlucht gesprengt, die Badehäuser gebaut und das Wasser der Quellen aus einer Entfernung von 700 Schritt durch Röhren in das Kurhaus geleitet. — Seit 1838, wo das Kloster aufgehoben wurde, steht das Bad Pfeffers unter Verwaltung der St. Galler Regierung.

Die Fahrt zu dem Ursprung der Heilquelle selbst ist immer noch ein kleines Wagniß; aber der Reiz, das Naturwunder zu schauen, überwindet die Furcht bei den Meisten. „Es ist ein Gang", — erzählt Zschokke — „als wär' es ein Weg durch die geborstene Erdrinde zum Orkus oder zu den unterirdischen Palästen der Gnomen." Die Felspforte zum Eingang ist dicht bei dem Badehause. Sie führt in eine schmale Bergspalte, in deren Wand eiserne Pfähle eingetrieben sind, auf welchen ein schmaler Bretersteig, kaum 2 Fuß breit, gelegt ist. Der Steig ist ohne Geländer; er schwebt über einem 30 bis 40 Fuß tiefen Abgrund, auf dessen Sohle dampfendes Gewässer rauscht. Durch das ewige Tropfen des Wassers von den Felswänden wird der Pfad schlüpfrig und das blendende Fackellicht erhöht die Gefahr. Ein Fehltritt brächte unvermeidlichen Tod. Mehre hundert Fuß hoch steigen die Felswände der Schlucht senkrecht hinan zu dem kaum erkennbaren Tageslicht. Das Gestein ist schwarzer Marmor, durch welchen da und dort eine blendend weiße Spathader sich wie ein Blitz schlängelt. An vielen Stellen hängen die Wände weit über, und hausgroße Felsblöcke bilden, zwischen die Wände eingekeilt, natürliche Thore. An andern Orten neigen sie sich, den Einsturz drohend, einander zu, oder sie gehen weit auseinander und formiren Hallen von unabsehlicher Höhe, aus denen helles Grün der Gebüsche herableuchtet, wie aus einer andern Welt. Die Tamina heult brausend, tobend und stürzend aus der

Tiefe herauf, wie der Strom der Hölle. Man fühlt den Steig zittern unter den Füßen von der Gewalt der rasenden Fluth. So geht es fort unter Herzklopfen wohl eine Viertelstunde lang, bis der Führer sein „Halt!" ruft. Man steht am Ziel. Eine zweite Fackel wird angezündet, um hinab zu leuchten, wo die Heilquelle geboren wird. Auf schmalen, in die Felswand gehauenen Stufen geht es hinunter, ein großes Felsthor thut sich auf, dichte, warme Dampfwolken hüllen dich ein, und in der Tiefe siehst du polternd und zischend die gischtenden Wasser aus dem schwarzen Marmorfels hervorbrechen. Ein Drittel der Wassermenge genügt für den Bedarf der Bäder und wird in Röhren hingeleitet; das Uebrige stürzt über die Felswand und vermengt sich mit der Tamina.

Pfeffers würde ein Weltbad sein, — denn die außerordentlichen Heilkräfte seiner Quellen übertreffen die der meisten europäischen Thermen! — wenn für behaglichere Zustände der Leidenden gesorgt würde oder werden könnte, denn die enge Thalschlucht, in welcher im höchsten Sommer die Sonne nur von 10 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags scheint, gestattet gar keine Anlagen und Einrichtungen von der Art, wie sie die Mehrzahl der Badereisenden gegenwärtig beansprucht. Die Badegebäude sind klosterartig, wie auch sonst alle Einrichtungen klösterlich. Im Uebrigen ist die Anstalt billig und gut, namentlich was die Verpflegung anbelangt. — Die Thermen haben 30 Grad Wärme, sind klar und leicht und werden besonders gegen Leiden der Nerven, der Verdauungsorgane, gegen Rheumatismen und dergl. gebraucht.

Eine fahrbare und interessante Straße führt die Taminaschlucht entlang nach Ragatz im Rheinthal, wo im „Hof Ragatz", einer ehemaligen Statthalterei des Klosters Pfeffers, seit 1840 ein großes und vielbesuchtes Badeetablissement eingerichtet ist, indem die Therme von Pfeffers durch eine über 12,000 Fuß lange Röhrenleitung dahin geleitet wird. Hier bleibt denn seitdem der reichere, bequemere und anspruchsvollere Theil der Badegäste, während die Badebevölkerung von Pfeffers selbst aus weniger wohlhabenden Leuten und solchen Kranken besteht, die die Quelle hier ächter zu haben glauben und denen das Leben in Ragatz zu wenig kurgemäß ist.

Der Hradschin.

Wir müßten eine Geschichte Böhmens hier folgen lassen, wollten wir dem Ansehen dieser uralten Königsburg gerecht werden und unsern Lesern neben dem Blick auf ihre Mauern und Thürme eine Rundschau in den gefüllten Schatz ihrer Erinnerungen und Erlebnisse gönnen, denn wie um ein leuchtendes Gestirn sammeln sich um die Zinne des Hradschin die Strahlen, welche hinab in das Dunkel der Vergangenheit Böhmens fallen. Bis zu der Gründung Prags, bis zur Seherin Libusa reicht seine Geschichte; mit allen Ereignissen des Böhmenreichs ist er in enger Berührung. Der Herrschersitz seiner edelsten Geschlechter, der Preis aller Kämpfe, der Zeuge aller Größe und alles Unglücks, was über das Czechenland noch gekommen, steht der Hradschin als die eigentliche Landesmetropole und als das unvergängliche Symbol der Macht, von welcher die Geschicke des großen Böhmenvolkes ausgegangen sind.

Wir müssen uns auf eine Aufzählung der Hauptphasen beschränken, welche die alte Königsburg betroffen, und entnehmen diese einem größern Artikel der prager Zeitschrift Bohemia, welcher nach dem Schloßbrand im Jahr 1855 erschien.

Die erste Gründung der Burg auf dem Hradschin fällt mit der Gründung Prags zusammen, jedenfalls vor das Jahr 750, während der nachbarliche Wysehrad sich eines noch höheren Alters rühmen darf. Die Gründerin des Hradschin war die fürstliche Seherin Libusa, welche in Prag im Geiste eine Stadt erstehen sah, deren Ruhm zu den Sternen reichen sollte, und über dieser neuen Ansiedlung eine Burg erbauen ließ.

Die ersten christlichen Regenten des Landes hielten sich nur zeitweilig auf dem Hradschin auf, ihre eigentliche Residenz blieb der Wysehrad. Unter Herzog Wratislaw, dem Vater des heiligen Wenzel, belebte sich das Innere der Hradschiner Burg durch die Erbauung der Kollegiatkirche St. Georg, und unter Wenzel dem Heiligen durch die dem heiligen Veit geweihte Rotunda, aus welcher später der jetzige großartige St. Veitsdom entstand. Derselbe Herrscher erbaute eine neue herzogliche Residenz und verbesserte die bisherige Befestigung derselben durch neue, feste, viereckige Thürme, weshalb das Volk die Hradschiner Burg Jahrhunderte lang „die St. Wenzelsburg" zu benennen pflegte. Unter dem heiligen Wenzel erschien der erste Feind vor seinen Mauern, Kaiser Heinrich der Fink-



DER HRADSCHIN IN PRAG

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildhn.

ler (928), und bald darauf, im Jahre 950, ein zweites deutsches Heer unter König Otto I. Erobert aber wurde die Hradschiner Burg erst im Jahr 1003 von polnischen Truppen Boleslaw's, welcher Böhmen okkupirte und den Piasten Wladiwoj zum Herrscher einsetzte, allein den festen Wyschrad nicht zu nehmen vermochte. Im nächsten Jahre zog Böhmens rechtmäßiger Herr, Herzog Jaromir, durch einen kühnen Handstreich seines Bruders Udalrich und des tapfern Ritters Wyhon Dub wieder in der den Polen entrissenen Burg ein.

Das Kriegsjahr 1041, in welchem Heinrich III. mit zwei Heeren Prag bedrohte, aber nicht einnahm, bewog den böhmischen Achilles, Herzog Bretislaw I., neue Festungswerke nach wälscher Art rings um das Prager Schloß zu errichten. Prinz Spitihnew, des Herzogs Sohn, leitete in eigener Person die Befestigungsarbeiten. Er legte auch den Grund zu einer bedeutenden Erweiterung des dazumal noch romanischen Veitsdoms. Im Thronstreite des Herzogs Wladislaw II. mit dem mährischen Premysliden drang Herzog Konrad III. von Znaim mit mährischen Truppen bis in das Herz von Böhmen vor und belagerte den Hradschin. Die Feuerpfeile der Belagerer fielen in die Fürstenburg und legten die Kirchen St. Veit und St. Georg in Asche. Die Burg litt zwar beträchtlichen Schaden, aber die Mährer mußten doch unverrichteter Sache abziehen.

König Wenzel I. ließ im Jahr 1252 eine neue Mauer mit Vertheidigungsthürmen und Schießscharten um die Hradschiner Burg ziehen. Sein Sohn, der große Premysl Otakar II., ließ neue Mauern und mehre Thürme errichten, bessere und tiefere Gräben ziehen und die Thürme durch geschützte Gänge mit Zinnenwänden verbinden. Zugleich erhielt die Kleinseite Ringmauern, Wälle und Gräben, und bildete so ein deckendes Vorwerk des Hradschins. Die königlichen Wohnungen wurden mit jener Prachtliebe, welche Otakar von seinem Vater Wenzel geerbt hatte, prunkvoll ausgestattet und auf Kosten des Oberstlandrichters Tschitsch im Jahre 1263 die Allerheiligenkirche erbaut, die sofort zur königlichen Hauskapelle erkoren ward. Zehn Kastellane aus den edelsten Geschlechtern des Landes hatten die Burg zu bewachen und jedem derselben waren dreißig bewaffnete Schloßwächter beigegeben. Von dem Otakarschen Bau haben sich noch mehre Reste über dem Hirschgraben, gegen das Belvedere zu, erhalten; die festen Thürme Daliborka, Mihulka und der sogenannte weiße Thurm, rühren in ihrer Grundform aus Otakars Periode her. Von der Mächtigkeit der Otakarschen Befestigungen gibt uns ein gleichzeitiger Chronist einen Begriff, indem er die Breite der neuen Hauptmauern auf 40 Ellen, die Höhe auf 50 Ellen schätzte.

Regengüsse, Wolkenbrüche und heftige Orkane machten im Jahr 1281 einen alten, gegen das St. Georgsstift zugekehrten Theil der Burg einstürzen, und später legte eine heftige Feuersbrunst einen Theil der könig-

lichen Wohnungen in der Hradschiner Burg in Ruinen. Unter der leichtsinnigen Verwaltung Johanns von Luxemburg geschah nichts für die nöthige Herstellung, und die Prager Burg blieb in einem so verfallenen und kläglichen Zustande, daß Karl IV., von seinem Vater zum Reichsverweser in Böhmen eingesetzt, bei seiner Ankunft in Prag im Jahre 1333 ein Bürgerhaus beziehen mußte. Es wurden rasch Anstalten zu einem Neubau gemacht und mit königlichem Aufwand ausgeführt, besonders als Karl selbständiger Regent geworden war. Großgezogen am französischen Hofe, wählte der prachtliebende und kunstverständige Fürst das Schloß der französischen Könige, das Louvre, zum Vorbild der Prager Königsburg. Der Neubau ward so bewunderungswürdig, daß man im ganzen Lande niemals etwas Aehnliches gesehen. Die Bleidächer der beiden höchsten Burgthürme ließ Karl mit reinem Golde überziehen, daß deren blendender Glanz bei hellem Sonnenschein weit im Lande zu sehen war. Der herrliche gothische Neubau des Doms St. Veit erhob sich inmitten der Burgmauern, und selbst die Burghöfe bekamen manchen werthvollen Schmuck, davon sich die Reiterstatue des heiligen Georg bis auf den heutigen Tag erhielt. Karl IV. bestimmte den Dom von St. Veit zur Krönungs- und Grabesstätte der böhmischen Könige und hinterließ ein selbst verfaßtes Ritual darüber.

Als nach Wenzels IV. Tode die hussitischen Unruhen unaufhaltsam vorschritten, warf sich die Königin Wittwe Sophie mit ihren treuen Baronen und Rittern in die Hradschiner Burg und lieferte den Pragern von da herab manchen blutigen Strauß, bis sich die Hussiten an die Belagerung des Hradschins machten und die Königin zur Abschließung eines Vertrags nöthigten (1419). Eine Besatzung Sigmunds hielt sich längere Zeit in der Burg, bis Zizka und die Prager ernste Anstalten zu einem Sturme auf dieselbe trafen. Die Schloßbesatzung bat um einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen, und versprach sich zu ergeben, wenn sie bis dahin von König Sigmund keine Hülfe erhalten sollte. Nach Ablauf dieser Frist wurde die Burg wirklich übergeben und eine Besatzung von 200 Prager Bürgern hineingelegt.

König Wladislaw II., baulustig und prunkliebend, wollte den Königshof prachtvoll umbauen, die fortwährenden Unruhen der Bürger Prags verleideten ihm aber den Aufenthalt. Als ein Neustädter Bürger sich so weit vergaß, daß er gegen den aus einem Fenster schauenden König die Armbrust spannte und den Umstehenden zurief: „Laßt uns diesen verdrießlichen Polen niedermachen!“ setzte Wladislaw noch in derselben Nacht mit einigen Treuen über die Moldau und begab sich auf den Hradschin. Er wandelte einen großen Theil der Residenz großartig im gothischen Style um, und ließ einige herrlich gewölbte Säle darin erbauen, deren einer, der sogenannte Wladislawsche, noch jetzt eine der schönsten Zierden des Landes und einer der interessantesten gothischen Säle überhaupt ist. Der Werk-

meister des Wladislawschen Burgbaues, von dem sich noch ein stattlicher Flügel und zwei Säle erhalten haben, war der geniale Benes von Laun. Wladislaws Sohn und Thronerbe, König Ludwig, der letzte Jagellonide und dessen Schwager und Nachfolger Ferdinand I. residirten auf dem Hradschin, und der Königshof in der Altstadt zerfiel zusehends.

Am 2. Juni 1541 brach in der Kleinseite jener fürchterliche Brand aus, welcher diesen Stadttheil großentheils einäscherte und zum Unglück auch die königliche Burg ergriff und verheerte. Die königlichen Wohnzimmer mit allen Schätzen und Seltenheiten, die Regierungslokalitäten mit allen Akten und Archiven, und zum unberechenbaren Schaden des Landes auch die Landtafel wurden ein Raub der Flammen; der St. Veitsdom, die Kirche und das Kloster St. Georg, die Allerheiligenkirche erlitten furchtbare Verheerungen; eine große Anzahl von Privatgebäuden und Häusern der Herren und Ritter, welche in und an der Burg standen, verbrannten bis auf den Grund, sehr viele Menschenleben gingen durch die bei der großen Dürre noch durch einen starken Wind genährten Flammen und den erstickenden Qualm zu Grunde. Ferdinand I. ließ den Schaden durch geschickte Baumeister nach Möglichkeit wieder ersetzen. Ihm verdanken der Schloßgarten, die Staubbrücke und das herrliche Lustschloß am Volksgarten die Entstehung, das er seiner Gemahlin Anna, der Schwester des letzten böhmischen Jagelloniden Ludwig, zu Ehren erbaute. Die glänzenden Turniere, die schon Wladislaw, so lange er Geld hatte, kultivirte, fanden unter Ferdinand nicht selten in dem großartigen Wladislawschen Saale Statt.

Größern Aufschwung noch nahm das Prager Schloß unter Rudolf II.; es ward zum Schatzkasten der mannichfaltigsten Kunstwerke, Antiquitäten und Seltenheiten: nicht mit Uebertreibung nannte man es damals das „achte Wunder der Welt" und den Kaisergarten einen „unvergleichlichen Lustort der Feen". Die stattlichen, zum Theil jetzt noch erhaltenen Lustgebäude jenseits der Staubbrücke, die Reitschule, die Ballhäuser, die Löwen- und Thierzwinger entstanden durch Rudolf II., und die Sehenswürdigkeiten seines Gartens überragen jegliche Beschreibung.

Die rudolfinische Epoche ist für Prag unvergeßlich. Die Burg war damals der Mittelpunkt eines großartigen, wahrhaft kaiserlichen Hofstaats und zahlreicher fremder Gesandten und Agenten, auf dem Hradschin hatte die Reichshofrathkanzlei ihren Sitz und glänzende Feste versammelten den einheimischen und fremden Adel im Wladislawschen Saal, in den Burghöfen, im Turnierhause und in den beiden Ballhäusern des Königsschlosses, bis Rudolf in jene ängstlich brütende Melancholie versank, welche seine Studien und Versuche in der Alchymie, aber auch zugleich seinen Sturz beförderte. Unter den Gelehrten, welche theils mit dem Kaiser in dieser Burg verkehrten, theils ihm die Produkte ihres Geistes widmeten, waren ein Tycho Brahe, ein Keppler, Thaddäus von Hajek, Adam Hu-

der von Riesenbach, Ritter Adam Zaluzansky von Zaluzan (der erste Aufsteller des Sexualsystems in der Botanik), Anselm von Boodt, Christoph Harant von Polzic (der böhmische Ulysses), Bartholomäus Paprocki von Gogol, Jakob Typotius, Georg Handschius von Limusa, Rabbi Löw; unter den Dichtern: Thomas Mitis von Limusa, Paul von Jisbice, Georg Karolides von Karlsberg, Kaspar Kropác, Georg Pontanus von Breitenberg, Simon Lomnicky von Budec, die „englische Muse" Elisabeth Weston; unter den Malern, Bildhauern und Kupferstechern: Hans von Achen (des Kaisers erklärter Liebling), Bartholomäus Spranger, Roland Savery, Georg Hufnagel, Joseph Heintz, die beiden Sadeler, Peter von Mecheln, Alexander Kolin, Adrian von Vries, Johann du Mont, Alexander Abondio; unter den kunstreichen Gemmenschneidern, mit welchen Rudolf nicht selten selbst arbeitete: Jobst von Brüssel, drei Miseroni von Lisson, Kratsch, Costrazzi, Schweiger und Lehmann. Dazu kam noch das Völklein abenteuernder Alchymisten, Magier, Geisterseher und Zeichendeuter, zuvörderst der Pole Michael Wojski Sendiwoj, die Engländer John Dee und Edward Kelley, der Grieche Mamugna (der falsche Graf Marco Bragadino), der Italiener Scotto, der Niederländer Kornel van Drebbel, die Deutschen Müller von Müllenfels (der ehemalige Barbier), Philipp Güstenhöfer (der Goldschmied aus Straßburg), Sebald Schwerzer und Michel Mayer. Nachdem bei dem Einfall der Passauer, wenn auch vorübergehend und durch offenbaren Verrath, fremdes Kriegsvolk den Hradschin betreten hatte, schwankte die böhmische Krone auf Rudolfs Haupte und sein Bruder Mathias wurde 1611 König von Böhmen. Der Schmerz über die Entthronung nagte an Rudolfs Leben, er starb 1612 in Prags Königsburg, nachdem er bei seines Bruders Krönung seinen Fluch über das „undankbare Prag" herabgerufen, der sich nur zu bald erfüllte.

Mathias erhielt von den Ständen 20,000 Schock meißnischer Groschen zum zierlichen Umbau der Burgfronte, welche dieser Fürst im Jahre 1614 durch den bekannten Architekten Scamozzi in Ausführung bringen ließ. Das Scamozzische Portal sammt der gleichzeitigen Inschrift hat sich erhalten. Nachdem der weltbekannte Fenstersturz, dessen Schauplatz, die alte Landstube, ganz in ihrer alten Einrichtung erhalten ist, am 23. Mai 1618 eben auf dem Prager Schlosse das Signal zum Ausbruche des 30jährigen Krieges gegeben hatte, behielt Mathias seine Residenz fortan zu Wien. Dessen Beispiele folgten die späteren Regenten. Die Landtage und der Sitz der Dikasterien bewahrten jedoch dem Prager Schlosse auch fernerhin eine politische Wichtigkeit. Nur für eine kurze Zeit schmeichelte sich der Hradschin mit der Hoffnung, eine Residenz zu bleiben, als Friedrich von der Pfalz mit der schönen Königstochter

aus England, Elisabeth Stuart, als erwählter König einzog. Während am 8. November 1620 ganz in der Nähe die Kanonen der Schlacht auf dem weißen Berge donnerten, saß König Friedrich in einem der Säle dieser Burg bei einem glänzenden Mahle, als ein Bote mit der Nachricht, die Entscheidungsschlacht sei verloren, hereinstürzte und den sofortigen Aufbruch des Königs und des ganzen Hofstaats verursachte. Nicht lange darauf besetzten, statt der ständischen und königlichen Söldner, Bouquoy's Wallonen und Tilly's Bayern die Wachen in der Königsburg.

Der 30jährige Krieg brachte dem Prager Schloß ungeheure Verluste. Die Bayern und Sachsen, jene 1620 als Freunde, diese 1631 als Feinde auf dieser Burg anwesend, entführten zahlreiche Ladungen voll Kunstschätze und Kostbarkeiten. Was diese übrig ließen, nahmen zum größern Theil die Schweden unter Königsmark aus den Kunstkammern und Zeughäusern des Prager Schlosses, dessen sie sich 1648 zugleich mit der Kleinseite bemächtigt hatten.

Unter Ferdinand II. wurden viele im Innern der Königsburg eingebaute Privatgebäude angekauft und demolirt und der Anfang zur neuartigen Befestigung des Prager Schlosses gemacht. Kaiser Ferdinand III., welcher gern und oft in Böhmens Metropole weilte, ließ im Jahre 1641 unter der Leitung des Hofbaumeisters und Mathematikers Miseron einen größeren Umbau der Vorderfronte der Burg vornehmen und Vorbereitungen zu einem großartigen Ausbau treffen; allein die kriegerischen Zeiten hinderten die Ausführung. Die neue Befestigung der Burg wurde dafür energisch in Angriff genommen. Vom Jahre 1645 ab wurde auf lange Zeit eine Trankſteuer im ganzen Lande bewilligt, „daß daraus die angefangene Fortifikation kontinuirt und vollführt werden solle". Um dem Königreiche Böhmen einigen Ersatz für die geraubten Kunstwerke zu bieten, vermehrte Ferdinand III. die in der Prager Burg gebliebenen Bilder durch den Ankauf der großen und werthvollen Gemäldegallerie des Lord Buckingham, welche herrliche Sammlung noch durch Leopold I. vermehrt wurde. Heute ist leider wenig mehr davon übrig als der Katalog. Derselbe Herrscher ließ 1686 den noch jetzt vorhandenen großen Röhr- und Springbrunnen durch den geschickten Heidelberger anfertigen und im zweiten Burghofe aufstellen, ferner im Jahre 1698 den spanischen Saal von David Hagenmüller mit Stuckmarmor bekleiden. Karl VI. nahm eine neue Ausschmückung des deutschen und spanischen Saales durch den bekannten böhmischen Baumeister Dienzenhofer vor und erbaute, da das unter Ferdinand III. und Leopold I. in der Burg bestandene Theater seinen Anforderungen zu klein erschien, ein großes Hoftheater jenseits der Staubbrücke.

Die französische und bayerische Invasion (1741 und 1742) brachte dem Prager Schlosse, welches der General Rutowski mit sächsischen Truppen genommen hatte, keinen erheblichen Schaden: nicht das Mindeste

wurde entwendet und nur der Schloßgarten durch die in demselben kampirenden französischen Regimenter arg zugerichtet. Schlimmer ging es bei der fürchterlichen, aber vergeblichen Belagerung Prags durch Friedrich den Großen (1757). Auf den Hradschin war das mörderische Feuer der meisten preußischen Batterien gerichtet, und der ehrwürdige Domthurm das Hauptziel derselben. Man kann den Schaden ermessen, welcher der Prager Burg damals zugefügt wurde, wenn man weiß, daß 22,000 Kugeln auf die St. Veitskirche geschleudert worden waren; 770 davon lagen in der Kirche, und das Kirchendach war an 215 Stellen durchlöchert. Die königliche Residenz, der spanische Saal und die meisten übrigen Gebäude, namentlich das Damenstift, waren übel zugerichtet. Das Hofopernhaus jenseits der Staubbrücke hatten am 8. Juni 1757 preußische Bomben, deren an diesem Tage 2059 geworfen wurden, in Schutt und Asche gelegt.

Eine gründliche Restauration der Prager Burg ergab sich als eine dringende Nothwendigkeit und wurde in ausgreifenderer Weise ausgeführt, indem man die von Ferdinand I., Mathias und Ferdinand III. restaurirten Flügel in architektonischen Einklang brachte, die alten, erhaltenen Theile, die Landtagsräume, den spanischen und deutschen Saal und den interessanten Wladislawschen Bau aber in ihrer alten Gestalt beließ. Dieser Bau wurde 1774 beendet. Der spanische und deutsche Saal wurden 1783 restaurirt, mit Fresken und zahlreichen Lustern geziert, und noch in demselben Jahre mit einem Hofball eröffnet, welcher 16,000 Gulden kostete. Unter Karl VI. und der Kaiserin Maria Theresia wurde leider eine Menge kostbarer Bilder aus der Prager Burg nach Wien und anderwärts fortgeführt, aber dennoch sind die Kunstwerke der Burg noch heute nicht ohne Belang, obwohl sogar noch unter Joseph II. im Jahre 1782 bei einer vorschnellen Versteigerung alter Ueberreste der rudolfinischen Kunstkammer viele werthvolle Stücke, z. B. der unvergleichliche Torso des Ilioneus, jetzt eine Hauptzierde der Münchener Glyptothek, für ein Spottgeld verschleudert worden.

Seit dem denkwürdigen 2. December 1848 bewohnt Ferdinand I. die königliche Burg des Hradschins; am 20. Februar 1855 brach Feuer in den Dachräumen aus und ein beträchtlicher Theil der Dachung des der Stadt zugekehrten Flügels brannte ab.

Unter den neuesten Ausschmückungen der Burg verdient die Restaurirung der Hofkapelle Erwähnung; sie wurde dem böhmischen Historienmaler Wilhelm Kandler übergeben und ward im Laufe der Jahre 1856 bis 1858 beendet.



TOULON

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr. Instit.in Hildbh.

Eigenthum d.Verleger.

Toulon.

In der Provence, jener vielgepriesenen Landschaft, liegt Toulon, die Rüstkammer und der Stützpunkt Frankreichs für seine Herrschaft im Mittelmeere und in Afrika. Einen im Felsgestade ausgehöhlten prächtigen Hafen umgibt halbkreisförmig die dichte Häusermasse der Stadt, und hinter ihr ranken Tausende von Gärten und Weinbergen mit Villen und niedlichen, blinkenden Winzerhäuschen hinan am Gehänge der Berge, deren kahle oder spärlich beholzte Gipfel fast traurig auf die paradiesische Landschaft und das Meer hinabschauen. In Toulon weht schon italienische Luft, und Winterfröste sind so selten, wie in Neapel. In den Gärten der Stadt beugen sich die Orangenbäume unter der Last ihrer Früchte, der Oelbaum dauert im Freien aus, selbst die Palme erhebt da und dort einsam ihr Fächerhaupt, und Kaktusarten bekleiden mit ihren hochrothen Blüthen und saftigen Blättern Fels und Gemäuer. Die Trauben der Toulonер Rebgärten sind die süßesten in der ganzen Gegend und werden bis nach Paris verfahren. Prachtvoll ist der Ueberblick von den Felsen der Nordseite. Die Stadt, die Forts, der Hafen mit seinem dichten Mastenwald, die mit Schiffen bedeckte Rhede und der zwischen Hügeln und Landzungen hervorglitzernde Ocean machen ein Bild, das das Auge entzückt und das Herz erweitert.

Die Bewunderung des Reisenden mindert sich jedoch, sobald er den ersten Fuß in die engen, finstern und schlecht gebauten Straßen setzt: in ein Labyrinth von unansehnlichen Gebäuden, deren Exhalationen Ekel erregen. Das alte Toulon hat nicht ein einziges Bauwerk, das von seiner einstigen Größe in der Phönizier- und Römerzeit und im Mittelalter Zeugniß gäbe. Die gemeinen Bürgerfrauen, meistens reizlose Gestalten, haben die Gewohnheit, ihre meisten Beschäftigungen vor den Häusern auf der Gasse vorzunehmen, umschwärmt von halbnackten Kindern, und sobald der Abend seinen Schleier über die Scene breitet, mischen sich Matrosen und Soldaten dazu, und Rohheit und Zügellosigkeit streiten um den Preis. Der Fremde ist froh, dem Häusergewirr zu entrinnen, und erst an der Rhede schöpft er wieder freien Athem. Hier harrt seiner ein imposantes Schauspiel. Diese majestätischen Dreidecker mit den übereinander gebauten Bastionen, die wie

schwimmende Citadellen aus der Fluth den stolzen Leib emportragen; dieser Hafen, einer der größten der Erde; dieses Drängen und Treiben, dieses Jagen und Vorüberschießen der tausend Barken und Boote, dieses geschäftige Gewühl der Matrosen, dieses ewige Auf- und Abmarschiren der Marinesoldaten, dieses Rufen und Schreien bei dem Ein- und Ausladen, dieses Knarren der Krahnen, dieses Rasseln der Wagen, welche Güter und Munition holen oder bringen: Alles das macht selbst auf Den mächtigen Eindruck, welcher an das lebendige Treiben großer Handelsstädte gewöhnt ist. Der friedliche Kauffahrer erscheint wie eine gebrechliche Nußschale gegen den Riesen, der die Donnerkeile des Kriegs aus 120 Feuerschlünden schleudert, und statt des Menschengedränges auf dem Kai eines Handelshafens — statt der bunten Gruppen in allerhand Trachten, wie sie z. B. im nahen Marseille, das Morgen- und Abendland vertretend, auf jedem Tritt Ohr und Auge anziehen, staunt er an die Mannichfaltigkeit der Uniformen des Staatsdienstes und die gewaltigen Apparate der Gewalt und Herrschaft. Der blaue Marinesoldat mit dem runden, schwarzen Hütchen auf dem Kopfe und dem immer muntern Sinne im Herzen, der stattliche, ernste Schiffskapitän, der rothhosige Soldat der Fremdenlegion, die kühnen, bärtigen Gestalten der Chasseurs d'Afrique, jener ebenbürtigen Gegner der Araber des Atlas, die Krieger aller Waffengattungen der französischen Linie, welche alltäglich in Toulon nach Algerien eingeschifft werden, oder verbrannt von der afrikanischen Sonne zurückkehren, um, unter dem Kanonengruß der Citadelle, mit grünen Reisern geschmückt zur Heimath zu ziehen, — erinnern fortwährend daran, daß in Toulon der gepanzerte Kriegsgott herrscht, nicht des Olymps friedlicher, leichtbeschwingter Bote mit dem Schlangenstabe.

Toulon ist die größte Festung, der Hauptwaffenplatz und der erste Kriegshafen Frankreichs; sein Arsenal ist das reichste in ganz Europa. Eine Spazierfahrt im Hafen von Toulon, unter dem Schutz einer leicht zu erlangenden Karte des Kommandanten, bietet den größten Genuß und ist äußerst lehrreich. Hinausrudernd auf die Rhede, überrascht da ein unvergleichlicher Anblick, viel schöner noch, als der von der Höhe der Berge. — Man überblickt zunächst die unermeßlichen Werfte, wo an den Riesenskeletten der im Bau begriffenen Kriegsschiffe Tausende von klopfenden und hämmernden Menschen wie Ameisen herumkriechen, den Mastenwald des Hafens, die Stadt, alle Forts und Außenwerke auf den Höhen und dahinter die grotesken Gebirgsformen, welche sich in blauer Ferne verlieren. Dort, unter den mit Mauern gepanzerten Höhen war es, wo zum ersten Male das Gestirn jenes Mannes aufging, das ein ganzes Menschenleben hindurch wie ein flammendes Schwert strafend und züchtigend über Länder und Völker hinzog, die zu erlösen er von Gott berufen! Dort steht noch der Name Mulgrave an jenem von den Briten erbauten Fort, das für unüberwindlich gehalten wurde und deshalb auch im Munde des englischen

Kriegers nur Klein-Gibraltar hieß, das aber der schmächtige Artillerie-Lieutenant mit jener berühmten Batterie niederschmetterte, in welche Keiner einging, der sich nicht dem fast gewissen Tode geweiht hatte. Hier war es, wo Bonaparte dem Korporal Jourdan mitten im Bombenregen kaltblütig seine Rapporte diktirte; hier war es, wo er so viele Heldenseelen im schlichten Soldatenkittel kennen lernte, die ihm nachher als Marschälle und Herzöge die Völkerschlachten schlugen und Reiche unterwarfen; — hier war es auch, wo er der Schreckensmänner des Konvents inne wurde in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit und der erste Gedanke aufstieg in seiner herrschsüchtigen Seele, welcher am 18. Brumaire seine Vollendung fand. „Da habt ihr Toulon", sagte er den Kommissären des Konvents, „mein Tagewerk ist gethan." Und diese Elenden, die in ihrem Rapporte an die Regierung nicht einmal den Namen des Helden nannten, ohne dessen Genie und Tapferkeit die große That nimmer hätte geschehen können, begannen hierauf ihr Tagewerk. Die Adler des Ruhms flogen auf, die Raben stiegen nieder; — das Fallbeil arbeitete sechzig lange Tage nach einander und überschwemmte die Märkte und Straßen mit dem Blute des Volks und vieler der besten Bürger. Wer zählt die Unschuldigen, welche die Bosheit der nimmersatten Guillotine überlieferte, wozu damals nichts weiter nöthig war, als die Anschuldigung: er ist ein Aristokrat! Die Köpfe der edelsten, wärmsten Freunde der Volksfreiheit füllten die Körbe pêle mêle mit denen der Royalisten, und über zehntausend Toulonesen flüchteten in die Arme des Elends in der Fremde zur Rettung des nackten Lebens. — —

Das Arsenal von Toulon ist dem Fremden nur zu betreten erlaubt, wenn er das Empfehlungsschreiben eines Konsuls vorzeigen kann. Ein Gensdarm gibt von Raum zu Raum, von Gebäude zu Gebäude das Geleit. Zuerst öffnet sich der Modellsaal, einer der größten in der Welt und von keinem andern an Interesse überboten. Hier stehen alle Arten von Kriegsschiffen, vom Kanonenboot bis zum größten Dreidecker von 140 Kanonen, fertig aufgetakelt, in genauen Modellen, und eben so alle Maschinen, Geschütze, Wurfgeschosse und sonstiges Rüst- und Waffenzeug des Seekriegs. Die Eleven der Seekadetten- und Schiffbauschule empfangen in diesem Raum täglich einige Stunden Unterricht. Die Reeperbahn ist ein anderes bewundernswürdiges Gebäude: eine auf eisernen Säulen und Bogen ruhende, 1/4 Stunde lange Halle, noch ein Werk des berühmten Vauban, wo die oft mannsdicken Ankertaue und alles Seilwerk für die Schiffe gefertigt werden.

Der Waffensaal enthält Muster aller Marinewaffen, von der Römerzeit an bis auf den heutigen Tag, chronologisch geordnet: eine merkwürdige Sammlung. Unter dem Waffensaale hämmern an 1000 Schmiede und Schlosser in unabsehbaren Werkstätten; aber ihr furchtbares Getöse verhallt vor den Cyklopenschlägen jener von Dampfmaschinen gehobenen

Riesenhämmer, welche die Anker schmieden auf ungeheuern Ambosen, um welche sich die schwarzen, von der höllischen Gluth verbrannten Gestalten, vom sprühenden Feuerregen umgeben, mit langen Zangen bewegen. — Die Docken für den Neubau der Schiffe reihen sich unmittelbar an die Arsenalgebäude und auch ein großes Bassin für die ausrangirten Schiffe — die Invaliden, welche nach langem Dienst und mancher Schlacht hierher geschafft werden, um, wie in einem Spital, unter dem Roste der Zeit und der Nässe zu verwittern, oder abgebrochen zu werden. Ganze Berge alter Schifftheile liegen hier aufgehäuft, und verbrauchte, mit zolldickem Rost überzogene Kanonen, Anker und Kugeln ohne Zahl. — Auf den Werften haben die Galeerensträflinge Arbeit zu mehren Tausenden. Lauthallendes Kettengerassel tönt dir von allen Seiten schauerlich an's Ohr und bald da, bald dort siehst du die Reihen dieser Unglücklichen, in kurze blutrothe Mäntel und buntscheckige Pantalons gekleidet und paarweise durch einen eisernen Leibgurt mit kurzer Kette zusammengeschmiedet, von Gensdarmen und Soldaten geführt, in langen Zügen über die belebte Bühne eilen. An den Arbeitsplätzen nähert sich dir dann und wann einer dieser Armen und bietet dir das Erzeugniß seines Fleißes in den Ruhestunden an: Schnitzarbeiten, Dosen, Spielzeug um wenige Sous: und wenn du gibst, was man fordert, dankt dir ein Blick der von der Kraft ungezähmter Leidenschaften scharf ausgeschnittenen Gesichter. Manche Heldengestalt geht hier an der Kette! O, welche Seelenkräfte werden hier aufgerieben von dem Ungeheuer Staat, das nur zu züchtigen, nicht zu bessern, nicht zu retten weiß! Und wie erscheinen hier Gericht und Gerechtigkeit! Betrachte diesen! Er ist Familienvater, der, verzweifelnd bei dem Anblick vom Elend seiner darbenden Familie, den Sack Mehl stahl, und nun, zusammengeschmiedet mit dem Straßenräuber von Handwerk, Steine zum Bau eines neuen Bagno fährt, während seine unschuldige Familie, ihres Ernährers beraubt, dem Laster oder dem Elend preisgegeben ist; den General aber, den die Plünderung von 20 eroberten Städten zum großen Räuberhauptmann stempelte, den feiert, den Lorbeerkranz des Ruhms auf dem Scheitel, ein ehernes Standbild! — Betrachte die edle hohe Gestalt mit den schweren Fesseln: es ist ein Priester der Freiheit — ein Rebell: jede männliche Tugend ziert sein Antlitz, das reichste Wissen schmückt seinen Geist; seinen kühnen Versuch stempelte aber zufälliges Mißlingen zum Verbrechen: wäre er geglückt, so würde man ihn vielleicht in dieser Stunde als Retter des Vaterlandes ehren und Denksäulen würden seinen Ruhm künftigen Geschlechtern erzählen. Er unterlag aber — und die Despotie, seine Siegerin, läßt den ehrlichen Mann nicht einmal mit Ehren sterben: sie entzog ihn dem Fallbeil, um ihn in das Kataster der Schurken zu setzen. Und das nennt sie Gnade üben, und die Civilisation des Jahrhunderts weist auf solche Opfer hin und brüstet sich mit denselben als mit dem — Beweis ihrer Humanität. — —

Die Aufbewahrungsorte der Toulonee Gefangenen sind massive, kastellartige Gebäude, umschlossen von hohen Mauern, auf deren Kronen spitze Eisenstangen ein Uebersteigen derselben unmöglich zu machen suchen. Jedes Gebäude enthält eine Reihe Säle zum Essen und Schlafen. In den Schlafsälen müssen die armen Kettenträger auf dem harten Holzboden liegen, ein Wollsack ist ihr Kopfkissen, und nachdem sie sich Abends auf Kommando alle niedergestreckt haben, werden die Füße der Unglücklichen der Reihe nach an eine Eisenstange gekettet, so daß jede heftige Bewegung eines Gefangenen alle übrigen aufwecken muß. Bis vor wenigen Jahren war die Peitsche das souveräne Werkzeug der Ruhe und Ordnung, und die Gnade des Lebens in diesen philanthropischen Räumen war teuflischer Spott gerade für Die, welche Gnade verdienten; denn für diese war ein solches Leben noch viel bitterer, als der Tod auf dem Schaffot. Unter den Bourbons wurden die Gefangenen bei dem geringsten Anlasse von ihren unbarmherzigen Aufsehern geschlagen wie das Vieh, und der Sträfling zitterte wie der Sklave auf Cuba, wenn der Hüter mit der bleibeschwerten Peitsche auf ihn zutrat. Mit dem Königthum ward aber diese Teufelei doch gebrochen, die grausamen Zuchtwärter wurden entfernt, und Männer, die ihr Amt mit Milde üben, sind an ihre Stelle getreten. Die Arbeiten sind zwar nicht leichter, als sonst; doch der Arbeitsstunden sind jetzt weniger. Immer aber ist des Elends, des Jammers und der Barbarei genug übrig geblieben, und das Herz des Menschenfreundes versinkt in Trauer bei dem Anblick so vieler jungen Leute von 16—18 Jahren, die, oft zusammengekettet mit alten, unverbesserlichen Schurken, hier die Priesterweihe des Verbrechens empfangen. Wer sollte es glauben, daß unter solchen Verhältnissen und unter solchen Menschen die Unverwüstlichkeit des Göttlichen in unserer Natur sich noch erhalten könne? und daß da noch möglich sei eine Begeisterung für das Edelste und Höchste? Und doch! Als im Jahre 1793 Bonaparte, nach der Erstürmung des Forts Mulgrave, die Tod und Verderben schleudernden Batterien gegen die Rhede richten ließ, da steckten die sich einschiffenden Engländer vor der Räumung der Stadt das Arsenal, die Werfte, das Lazareth und die französische Flotte in Brand. In diesem Moment grenzenloser Verwirrung befreiten sich die Sträflinge von ihren Ketten. Aber statt zu fliehen, oder mit zu plündern und zu morden, eilten sie, fest zusammenhaltend und unter dem Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!" in den Hafen, stürzten sich in's brennende Arsenal, in die Docks, in das Lazareth, bekämpften mit Löwenmuth die Flammen, retteten die Kranken und Verwundeten von dem gewissen Feuertode und — nachdem sie den Brand gelöscht hatten mit Aufopferung des Lebens, — und während die Schlächter des Konvents in der Stadt selbst gegen Schuldige und Unschuldige wütheten, — kehrten sie in ihre Gefängnisse zurück und legten sich die Ketten wieder an: Denn — sagten sie — die Achtung vor dem Gesetz ist die Mutter und die Hüterin der Freiheit! — Der Konvent

votirte ihnen den Dank des Vaterlandes und gab 100 Gefangenen die Freiheit, deren Wahl den Sträflingen selbst überlassen wurde. — Wo findet sich ein solches Beispiel in der Geschichte wieder? —

Das Toulonér Leben hat in allen Dingen Bezug auf militärische Verhältnisse. Die Straßen wimmeln von Soldaten, die Uniformen dominiren in jeder Gesellschaft. Jedes Vergnügen hat einen militärischen Beigeschmack. Die besuchteste Promenade ist das Champ de Bataille, ein großer, viereckiger Platz, umgeben von Reihen schöner Platanen. Hier tönt jeden Abend die herrlichste Militärmusik, und nach ihr folgen verschiedene Lustbarkeiten und Schauspiele für's versammelte Volk; es steigen illuminirte Luftballons auf, Marionetten tanzen bei der Drehorgel, Taschenspieler zeigen ihre Künste, wandernde, kastanienbraune italienische Sängerinnen lassen sich hören und warmblutige Provenzalinnen spielen die Guitarre oder Zither. Die vornehme Welt promenirt unterdessen in den Alleen, und die zierlichen Bänke und beleuchteten Tischchen umstehen die Gruppen geputzter Damen und schmucker Offiziere. Um 10 Uhr rufen die Trommeln und Hörner die Krieger zum Aufbruch, — die vornehme Welt entfernt sich — die Lichter verschwinden, und das, was übrig bleibt, hüllt sich willig in den Schleier der Nacht. —

Schloß Brunn (Prunn) im Altmühlthale.

Die schöne Kriemhild im Burgundenland, des Nibelungenliedes Heldin, hat vieler herrlicher Ritter Tod verschuldet, aber keiner derselben wird in unserem kostbarsten Nationalepos schmerzlicher beklagt, als der Markgraf Rüdiger von Bechlaren.

Das ist von allen traurigen Geschichten, die uns die alten Sagen und Dichtungen von der deutschen Vorzeit bewahrt haben, die schönste. Siegfried, der tapfere, starke Königssohn aus den Niederlanden, war nach Worms im Burgundenland gekommen, hatte durch kühne Thaten die Freundschaft des Königs Gunther und seiner Brüder Gernot und Giselher gewonnen, die ihm Kriemhild, ihre Schwester, zum Weibe gaben. Gunther selbst hatte Brunhild, die mächtig starke Königin auf Island, mit Siegfrieds Hülfe bewältigt und heimgeführt nach Worms. Siegfried aber zog mit Kriemhilden auf seine Burg zu Xanten am Rhein. Einstmals kamen sie zum Besuch nach Worms. Da erhub sich ein Neid und Streit zwischen



SCHLOSS PRUNN im ALTMÜHLTHALE
(BAYERN)

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

den beiden Königinnen über ihren Vorrang und die Vorzüge ihrer Männer, sie sagten sich harte Worte, und die wurden Siegfrieds Tod. Denn Königin Brunhild gewann den tapfern, bösen Ritter Hagen, und der erschlug den schönen Siegfried im Walde. Dazu holte Hagen später durch List und Tapferkeit Siegfrieds großen Schatz, den er einst den Nibelungen abgekämpft, den berühmten „Nibelungenhort", und versenkte ihn heimlich in den Rhein. Da ward die Rache groß in Kriemhilden gegen Hagen und ihren eigenen Bruder Gunther und sein Weib Brunhild. Sie zog mit ihrer Mutter Ute in das Kloster zu Lorsch, nahm den Leichnam ihres Gemahls mit, begrub ihn in „einem langen Sarg" und beweinte ihn in der Einsamkeit dreizehn Jahre lang.

Da kam frohe Botschaft in's Burgundenland. Rüdiger von Bechlaren war gesandt, um für Etzel, den König der Heunen (Attila, den Hunnenkönig), zu werben um die schöne Kriemhild. Sie widerstand scheinbar, aber ernstlich widerrieth der kluge, kühne Hagen dem König Gunther, Kriemhild ziehen zu lassen zu dem mächtigen Etzel. Er fürchtete Rache. Und um der Rache willen ging Kriemhild mit Rüdiger und seinen Helden, nachdem sie in geheuchelter Freundschaft von den Ihrigen Abschied genommen hatte. Aber das Lied sagt:

„Ich wähne, der üble Teufel Kriemhilden das rieth,
Daß sie sich in Freundschaft von König Gunthern schied."

Der treue, edle Rüdiger wußte nichts von dem bösen Sinn der schönen Frau. Recht in Freude über den gelungenen Dienst für seinen Lehnsherrn führte er die Königsbraut auf seine Burg Bechlaren, wo Kriemhilden von seiner Gattin Götelinde und seinem lieblichen Töchterlein „vil michel dienest", „gar freundlicher Dienst" bereit war. Zu Zeißenmauer geschah dann die Begrüßung Kriemhildens durch Etzel, und dann ward zu der Königsburg an der Donau gefahren und die Hochzeit gefeiert siebzehn Tage lang.

Nach sieben Jahren gebar Kriemhilde dem König Etzel einen Sohn, und im dreizehnten Jahre ihrer Ehe gedachte sie an die Ausführung ihrer Rache an Hagen und den Burgunden. Sie klagte eines Nachts dem König, daß sie von ihren hohen Verwandten noch nicht besucht worden sei, so daß die Leute im Lande sagten, sie sei nur eine Landverwiesene. Der liebevolle Etzel sandte sogleich seine Fiedelleute, Werbel und Swemmel, gen Worms, wohin sie auch Rüdigers Grüße mitnahmen. Abermals warnte Hagen den König und die Seinen vor Kriemhildens Rache; als aber kein Warnen half, begleitete er selbst die Helden auf ihrer letzten Fahrt. Nach vielen Abenteuern kamen sie zu Rüdigers Burg Bechlaren, wo sie herrlich empfangen und bewirthet wurden und wo Kriemhildens jüngster Bruder Giselher Rüdigers Töchterlein erfreite und für die Heimfahrt zum Weib erhielt. Aber Niemand fuhr wieder heim, denn schon die Weise, „wie

Kriemhild Hagenen empfing", bereitete den Vernichtungskampf zwischen den Burgunden und den Heunen vor. Kriemhilds Racheplan siegte, der geschürte Haß verkehrte die Turnierspiele in blutigen Kampf und den Bankettsaal in ein Schlachtfeld. In wenigen Tagen lagen 7000 Helden erschlagen. Da schwur auch Etzel allen Burgunden den Tod, und Kriemhild ließ Feuer legen unter den Saal, den die Ihrigen vertheidigten. Die Schaaren der Heunen waren schrecklich gelichtet. Da mußte auch Rüdiger in den Kampf gegen seine Gastfreunde und den Bräutigam seiner Tochter. Die Lehnstreue gegen seinen König und die Treue gegen seine Freunde stritten in seinem Herzen. Er klagte bitterlich:

O weh mir Gottverlaßnen, daß ich dieß sollt' erleben!
Aller meiner Ehren muß ich mich nun begeben,
Aller Treu und Zùchten, die Gott mir angebot.
Weh mir, o Gott vom Himmel, daß mich entledigt nicht der Tod!

Aber die Lehnstreue siegt über die Freundespflicht. Er scheidet von seinen Freunden, die nun seine Feinde sein müssen, mit den ergreifendsten Klagen, beschenkt Hagen noch mit seinem eigenen Schild, und dann führt er seine Mannen zum Verzweiflungskampf. Reihen der Helden sinken vor seinem starken Arm, die Kämpfer waten im Blute, der Seinen liegen schon viele erschlagen zu seiner Linken und Rechten, und endlich fällt auch er. — Um des Helden Leichnam, wie um ein heiliges Kleinod, beginnt der letzte Kampf, und der endet mit dem Tode aller Mannen Dietrichs von Bern, und mit Gunthers, Gernots, des jungen Giselhers, des bösen Hagens und auch der schönen Kriemhild Tod. „Hie hât daz mær ein ende. ditze ist der Nibelunge nôt."

Wie konnte aber unser Bild uns zu den „alten mæren" führen und zu Rüdiger von Bechlaren? Der Anblick dieser Felsenburg in der Mondnacht könnte schon an sich an die Mondscheinhelle unserer Sagenwelt und die Felsenfestigkeit ihrer Heldengestalten gemahnen, wenn auch nicht des edlen Rüdigers Nachkommen die Herren dieses Schlosses wären. Nach dem alten Stammhause an der Donau Alt=Bechlarn oder Pöchlarn nannte ein Grafengeschlecht sich Pecklarn, später Pöcklar und seit 1500 Pückler. Es zerfiel in die lausitzer und die fränkische Linie. Letztere, jetzt Pückler=Limpurg, besitzt außer Burg=Farnbach ꝛc. auch Schloß Brunn, das, wohl erhalten, eine Zierde des an romantischen Reizen reichen Thales der Altmühl in Bayern ist.



DIE JUNGFRAU

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Die Jungfrau.

Unter dem Namen der lepontinischen Alpen bedeckt ein großes Gebirge die westliche Schweiz, welches sich vom Monte Rosa, auf beiden Seiten der Rhone, durch das Wallisertal über den Sankt Gotthard bis zum Bernardino in Bündten hinstreckt und die Lombardei von Helvetien scheidet. Es ist die besuchteste aller Alpenketten und eben sowohl durch erhabene Naturschönheit, als dadurch merkwürdig, daß sich seinem Schooße mehre der größten Ströme des Welttheils (der Inn, der Rhein, die Rhone) entwinden, welche verschiedenen Meeren zuströmen. Nahe bei ihren Quellen thürmt sich dieses Gebirge zu einer den Raum von 12 Quadratmeilen bedeckenden, ewigen Eis- und Schneewüste auf, aus denen die größten und höchsten Massen desselben — das Finsteraarhorn (13,234 Fuß hoch), die Furka (13,171 Fuß), das Schreckhorn (12,562 Fuß), und die Jungfrau (12,875 Fuß hoch), hervorragen. Das Innere dieser grausenhaften Wüste, wo nie ein Hauch des Lebens weht, hat noch selten ein menschlicher Fuß betreten. Die Jungfrau, von den schauerlichsten Gletschern umgürtet, und mit an vielen Stellen mehre tausend Fuß hohen Felsenwänden umgeben, die lothrecht aus dem Thale emporsteigen, ward in neuerer Zeit mehrmals erstiegen; zuerst im Jahre 1811 von den Brüdern Meier aus Aarau; später von den Professoren Studer, Agassig Formes und Andern.

Am herrlichsten zeigt sich dieser König der Berge von der Nordwand des Grindelwaldthals. Hier, von einer grasreichen, mit Sennen und weidenden Kühen bedeckten Höhe, öffnet sich ein Gebirgspanorama von der größten Pracht. Die Jungfrau ist die Hauptfigur in demselben, und man überschaut sie von ihrem Fuße an bis zu ihren breiten, über Alles erhabenen, krystallenen Scheitel mit den strahlenden Spitzen und Hörnern, Zacken und Mauern und allen Wundern der glänzendsten Eisformation.

Das Thal des Grindelwaldes selbst, welches in unbeschreiblicher Majestät die höchsten Berge Europa's umgeben, von welchen sich schimmernde Gletscher bis in die grünen Matten herabsenken, ist ein kleines Paradies in einer großen Wüste. — Seine von der tosenden Lutschina durchströmten, immergrünen Matten sind mit freundlichen Wohnungen bedeckt, die Heerden geben die fetteste Milch, den herrlichsten Käse, und Weizen und viele Arten von Obst gedeihen in seltener Ueppigkeit. — Oft betten die köstlichsten Matten sich dicht an die Grenze des ewigen Schnee's, wilde Erdbeere reifen, und Alpenröschen entfalten ihre Knospen am Rande der Gletscher. — Einen Begriff von dem Grasreichthum dieses wunderbaren Thals kann

man sich aus dem Umstand machen, daß seine Bewohner jährlich über 100,000 Pfund Käse verfahren. Wohlstand und Reichthum würden allgemein unter ihnen sein, ohne die sich jährlich wiederholenden Verwüstungen, welchen sie durch Lavinen, Schneestürme, Bergstürze und durch die oft in schönen Kaskaden das Thal überströmenden Schneewasser ausgesetzt sind. —

Der Gletscher, der sich links auf unserm Bilde von einer hohen Felswand in das Thal herabsenkt, wird von Reisenden zuweilen, obschon nicht ohne Gefahr, erstiegen, um eines der merkwürdigsten Naturschauspiele zu genießen. Er führt nämlich auf das sogenannte Eismeer, dorthin, wo die weißen Firnen über die schwarze Wand der Jungfrau herüber blinken. Seinen Namen hat es deshalb, weil seine Oberfläche erstarrten Meereswellen ähnlich sieht. Alles erinnert in dieser Oede an Tod und Vernichtung; und doch herrscht auch hier noch die ewige Kraft, das ewige Wirken der Natur! Das hörbare Sickern des Wassers, das Einstürzen der Eisoberfläche, das Rollen der stürzenden Eisblöcke, das sturmähnliche Brausen im Innern dieser in fortwährendem Bilden und Zersetzen begriffenen Massen, die Schwingungen und Erschütterungen des Bodens, endlich das bald dumpf rollende, bald gräßlich krachende Donnern der platzend spaltenden Eisfelder selbst — Alles zeigt eine innere Entwickelung und ein inneres Leben, ein geheimnißvolles, stetes Zeugen und Zerstören, das die Seele mit Bewunderung und mit Ehrfurcht vor dem Schöpfer erfüllt.

Eine höchst merkwürdige und, ihren Ursachen nach, noch unerforschte, historische, aber gewisse Thatsache ist es, daß der große Raum, welcher vom Schreckhorn, Wetterhorn, Finsteraarhorn, Grimsel und der Jungfrau eingeschlossen und jetzt ganz mit Gletschern, die sich über einander thürmen, angefüllt ist, einst bewohnt war. Vor vielen Jahrhunderten befanden sich in dieser unzugänglichen Wüste die herrlichsten Alpenthäler, durch die eine lebhafte Saumroßstraße nach dem Wallis ging. Noch zeigt man im Grindelwald die Glocke einer Kapelle, die auf einer Stelle jener Wüste gestanden, auf der jetzt ein über 1200 Fuß hoher Eisberg sich lagert, und noch vor drei Jahrhunderten sah man aus einer Gletscherwand Gemäuer eines Kirchthurmes hervorgucken, — schauerliches Zeichen des untergegangenen blühenden Lebens.



C. Reiss del.

BASEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Basel.

Hart am Rheinstrom, am Thore Helvetiens, Frankreichs und des deutschen Bundes, in einer gesegneten, schönen Landschaft, liegt das „reiche" Basel, ehedem eine freie Stadt und Vormauer des deutschen Reichs, bis auch dieser Eckstein vom morschen Haus abbröckelte und es, im Anfang des 16. Jahrhunderts, mit seinem Gebiet als Kanton dem Schweizerbunde beitrat. Dieß Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1832. Die Landgemeinden, welche bis daher von Basel, der Stadt, in politischer Nichtigkeit erhalten worden, waren endlich zum Gefühl ihrer unwürdigen Lage gekommen, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sie friedlich zu ändern, sprengten sie, in einem allgemeinen Aufstande, in jenem Jahre ihre Fesseln und sagten sich aus dem politischen Verbande der Stadt los. Der kurze blutige Kampf, in welchem die Stadt unterlag, endigte in der Trennung des Kantons. — Basel-Stadt und Basel-Land schieden so, daß jedes fortan bei der Tagsatzung für Bundessachen eine halbe Stimme selbständig repräsentirte. Mit zwei treu gebliebenen Dörfern hat Basel-Stadt etwa 20,000 Seelen. Nicht nach Bevölkerung, sondern nach Areal ist es, nächst San Marino, die kleinste der Republiken auf der Erde.

Die Römer schon hatten ein Castrum auf der Stelle des heutigen Basels zum Schutz der Hauptstadt der Provinz, der prächtigen Augusta Rauracorum. In spätern Zeiten setzte das Christenthum einen bischöflichen Stuhl hin mit reicher Ausstattung, und über die letzten Trümmer des Standorts römischer Legionen stiegen (im 11. und 12. Jahrhundert) jene auf unserm Bilde aus der Häusermasse hervortretenden beiden Thürme des Münsters empor. Während der Kreuzzüge gelangte Basel, als nunmehriger Knotenpunkt der Hauptverkehrstraßen Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Italiens, zur Handelswichtigkeit und wachsendem Reichthum. Die Stiftung einer Universität im 15. Jahrhundert aus bürgerlichen Mitteln läßt den großen Sinn erkennen, der damals das Gemeinwesen belebte. Basel ward ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit und der freien Forschung auf allen Feldern der Wissenschaften, ein Sammelplatz der reichsten Geister, der unternehmendsten Köpfe, der berühmtesten Künstler. Erasmus, Froben und Holbein lebten als Zeitgenossen und als Freunde hier. Die Bürgerschaft erstarkte zu einer furchtbaren Kraft und offenbarte ihre Macht in Thaten der Kühnheit und langen Ausdauer. Auf eigne Hand

führten die Bürger von Basel einen dreißigjährigen Krieg gegen die adeligen Raubhorden des Oberrheins, des Elsaß und Schwabens, und sie ruheten nicht, bis sie alle bezwungen. Sie zerstörten ihre Schlösser, rotteten die Geschlechter aus, welche so wenig Anspruch auf Schonung machen konnten, als wilde Bestien, machten ihre Knechte und Hintersassen zu Leibeigenen und sich zu Herren ihrer zunächst liegenden Güter. Nachdem sie so die Macht des Adels gebrochen hatten, brachen sie auch die des Bischofs, und der Emancipation von den Banden der Kirche folgte die von den Banden des Reichs. Ihren Eintritt in den Schweizer-Bund sanktionirte der westphälische Friede, aber der Abfall vom Reich brachte den Baselern kein Glück. Die reichen, stolzen aristokratischen Geschlechter richteten, als sie keinen äußeren Feind mehr zu bekämpfen hatten, ihr Ziel auf die Herrschaft über ihre Mitbürger, und als Folge dieses Strebens wurde Basel zum Sitz einer Oligarchie, unter deren Ruthe das Gemeindeleben verkümmerte. Der Fortschritt mußte aufhören, wo alle wirkenden Kräfte darauf gerichtet waren, das Alte und Bestehende zu wahren und zu erhalten. Gewerbe, Handel, Wissenschaft, Künste, Gesinnung und bürgerliches Bewußtsein sanken, und der alte Reichthum wurde nur mit Mühe erhalten. Je rascher die Zeit fortschritt, um so gewisser führte der Stillstand zum Rückgang, und dieser bemächtigte sich allmählig aller Verhältnisse so, daß das reiche Basel, das so lange durch Wissenschaftlichkeit und reformatorischen Geist der Welt vorgeleuchtet hatte, einem Sumpf glich, in welchem das Rad der Zeit selbst versunken schien. Daher wurde die Katastrophe von 1832 ein Werk innerer Nothwendigkeit. An sie hat sich nach dem, und zwar auf friedlichem Wege, eine Reform der Baseler Verfassung gereiht, und es knüpft sich die Hoffnung daran, daß das Gemeinwesen dadurch zu neuem Leben erstarken werde.

Außer der Universität besitzt Basel ein Gymnasium, botanischen Garten, physikalisches Kabinet, Naturaliensammlungen, eine große Bibliothek und mehre sehr bedeutende Gemäldesammlungen. Dazu fügte die neue Zeit eine Realschule, ein Institut für Landwirthschaft und Vereine für wissenschaftliche Forschungen. Für das protestantische Missionswesen ist Basel ein Centralpunkt. Die hiesige Bibelgesellschaft, welche eine eigene Buchdruckerei besitzt, hat mehre Millionen Exemplare der heiligen Schrift verbreitet. — Die Gewerbe beschäftigen große Kapitale. Die bedeutendsten sind die Fabrikation seidener Bänder und baumwollener Zeuche, von feiner Leinwand, von Handschuhen und Liqueuren. Das baseler Kirschenwasser wird in alle Welttheile verfahren. Berühmt waren sonst die Papierfabriken. Durch die Zollverhältnisse sind sie jedoch sehr herabgekommen und viele haben ganz aufgehört. Der Wechsel-Handel ist zwar noch groß und vortheilhaft; doch seine Glanzzeit ist vorüber, und die reichen Bankhäuser legen jetzt ihre überflüssigen Fonds in auswärtigen Gewerben an, oder in Staatspapieren. Ein Element neuen Aufblühens erlangte Basel als



DIE ARCTIC-GLETSCHER
(Melville Bay)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Knotenpunkt des schweizerischen, deutschen und französischen Eisenbahnnetzes. Nach so schwerer selbst verschuldeter Buße — denn Basels staatliche Zustände hatten seit lange schon die rächende Gerechtigkeit herausgefordert — werden ja wohl nun, an der Hand des Rechts, der Freiheit, der Einsicht und der Eintracht, Ruhe, Glück und Segen wieder einkehren in ein Gemeinwesen, aus dem sie gewichen. Die Formel zum Besserwerden — die Verfassungsreform — ist gegeben: aber die Formel allein thut es nicht, wenn die That müssig bleibt. Wenn der Ackersmann unter dem Schweiß seines Angesichts den Pflug geführt und die Saat der Erde anvertraut hat, dann läßt der Himmel die Sonne scheinen über sie; und erst nach der Zeit der Arbeit kommt die Zeit der Ernte.

Die arktischen Gletscher.

Du Himmelstürmerrotte der Titanen
Und Babels Thurmbau, — als ein kindlich Spiel
Steht jetzt ihr vor des Menschengeistes Bahnen,
Vor seinen Thaten und vor seinem Ziel!
Der Himmel ist erstürmt, die Götter flohen,
Der Erde Haus beherrscht des Menschen Geist!
Und schon will er der letzten Schranke drohen,
Die ihm den Leib so eng, so eng umkreist, —
Da zieht der Herr zurück die Lebensleiter
Und spricht: Mein Kind, bis hierher und nicht weiter!

Des Menschen Geist hat eine unübersteigliche Schranke: es ist ihm nicht gegeben, der Welt Anfang oder Ende auszudenken. Vor dem Worte „Ewigkeit" steht der Gedanke still: weder rückwärts noch vorwärts vermag er die Finsterniß zu durchdringen, in welcher für ihn die Begriffe von Raum und Zeit sich ausdehnen, und je stärker die Waffen werden für des Forschers Auge, je tiefer er in die Fernen des Himmels blickt, desto weiter öffnet sich die Unermeßlichkeit, immer neue Sonnen gehen ihm auf, selbst die kaum gefundene Centralsonne rückt von ihrer Stelle, ist wieder nur eine Sonne, die sich mit Tausenden von Welten um eine Centralsonne bewegt, und Milchstraße und Nebelflecke sind längst zu Kranz und Blumen von unzähligen Sternen geworden. Wie viel Milliassen lebender, wie viel Milliarden denkender Wesen athmen dort? Wie viel Jahrtausende an Bildung und Gesittung sind sie uns, sind wir ihnen voraus? Oder ist gerade jetzt unsere

Erde das Kultur-Europa der übrigen Weltalltheile? Lernen wir nie die Bewohner eines andern Sternes kennen? Oder gibt es einst eine Genossenschaft der Auserwählten aller Sterne? Was wird aus den Trümmern unseres Planeten, wenn auch ihn einst das verhängnißvolle „Blühen der Sterne" ergreift? — Wunderliche Fragen! Ihr selbst seid nur ein Beispiel, wie weit des Menschen Geist hinüber schwärmen kann in die Unendlichkeiten des Weltalls, aber Anfang und Ende bleiben ihm verschlossen.

Des Menschengeistes Stellung im All entsprechend ist die des Leibes auf unserer Erde. Die äußersten Theile derselben sind ihm unerreichbar, sein Organismus bannt ihn auf einen sehr beschränkten Raum seines großen Planeten. Von den 1719 geogr. Meilen des Erddurchmessers und von den 9 — 36 Meilen der das Centralfeuer umhüllenden Erdrinde hat der Mensch noch nicht eine Meile erforscht. Die tiefsten Bergwerke und betretenen Höhlen erreichen noch nicht das Maß einer halben Meile, und die größte Tiefe des Meers ist noch unermittelt. Wie die Erdrinde zieht auch die Atmosphäre dem kühnen Forscher unübersteigliche Grenzen. Sie umgibt dieselbe in einer Höhe von 132—175,000 Fuß, aber auch davon hat der Mensch noch nicht eine Meile (24,000 Fuß) durchmessen, obwohl der Forschermuth der Männer weiter in die Höhe, als in die Tiefe drang. Im Luftschiffe stiegen Gay-Lussac und Biot 1809 bis zur Höhe von 21,600 Fuß, also um mehre hundert Fuß höher, als der Gipfel des Chimborasso ist, an welchem Alexander v. Humboldt und Bonpland am 23. Juni 1803 die Höhe von mehr als 18,000 Fuß erreicht hatten; Amerika's mächtigster Adler, der Condor, fliegt kaum 1000 Fuß höher. So sehen wir denn dem Menschen auf der ungeheueren Oberfläche der Erde (sie beträgt 9,281,910 geographische Geviertmeilen!) zum Forschen in die Tiefe und in die Höhe ein kaum $1^1/_2$ Meile breites Gebiet frei gegeben; sobald er höher steigt, sobald er tiefer dringt, zieht die Natur für ihn die Lebensleiter zurück.

Und nicht nur in die Höhe und Tiefe, auf der Oberfläche der Erde selbst sind seinem Organismus Grenzen des Vorwärts gezogen. Sind auch die Wüsten der heißen Zone nicht mehr undurchdringlich, so stehen doch der Edda schreckliche Eisriesen noch heute fest als unerbittliche Wächter vor den Geheimnissen der äußersten Polarwelt. Noch blieb der höchste Nord unbetreten von des Menschen Fuß, obgleich gerade für seine Ueberwältigung die kühnsten Unternehmungen gewagt, unsägliche Leiden erduldet, die schmerzlichsten Opfer gebracht worden sind. Noch können uns unsere Erdkarten im Süden nur die muthmaßlichen Grenzen eines antarktischen Kontinents andeuten, und um den Nordpol schattirt man ein „wahrscheinliches Polarland"; noch ist man im Süden nicht über den 75. Grad vorgedrungen, während jedoch Parry am 27. Juli 1827 nur noch 7° 15′ vom Nordpol entfernt stand: das Aeußerste, was je einem Seemann auf solcher Fahrt gelungen!

Warum so vieler kühner Männer Leben gesetzt wurde an die Entdeckung von Ländern und an Fahrten in Meere, die für die Kultur weder

Boden, noch Menschen, noch kostbare Naturschätze darbieten konnten? Man suchte nicht letztere, sondern alle sogenannten Nordpol-Expeditionen hatten ursprünglich nur den Zweck, die kürzeste Seeverbindung zwischen Europa und Asien durch das Eismeer im Norden Amerika's aufzufinden. Der Globus oder eine in der Polar-Projektion dargestellte Karte der nördlichen Halbkugel macht es begreiflich, welchen Werth die seefahrenden Europäer auf eine solche „nordwestliche Durchfahrt" legen mußten. Wenn auch nur wenige Sommermonate fahrbar, mußte ein Seeweg von Grönland nach der Behringsstraße für die Nordweststaaten Europa's, für ihre Handels- wie für ihre Eroberungsflotten, von kaum zu ermessender Bedeutung sein. Deshalb die mehr als 300jährigen Kämpfe mit der starren Natur der Polarländer, die selbst fortdauerten, als man längst zu der Einsicht gekommen war, daß keine Durchfahrt dort zu finden, und, selbst wenn eine solche noch gefunden werde, sie nutzlos sei für die Förderung des Völkerverkehrs. Von der Zeit dieser Erkenntniß an galten die Polarfahrten geographischen und physikalischen Forschungen und endlich der Rettung des gefeiertsten und unglücklichsten aller Nordfahrer, John Franklins.

Die Forschungen haben zu höchst merkwürdigen Entdeckungen geführt. Zunächst ist die Länderkunde bereichert worden; alle Küsten, Meere, Sunde und Inseln westlich von Grönland kamen in ihr Gebiet, von der Hudsons- und Baffinsbai bis zur Melvillesinsel, der äußersten Station der Nordwestfahrten, im 75. Breitengrade, und dem Gegenstande unseres Stahlstichs. Das Meer ist ruhig auf unserem Bilde. Parry's Schiff steht vor uns. Es ist im September 1819. Am Kap Dundas donnerten ihm die undurchdringlichen Eisbarrikaden, von riesigen, schon durch ihre Gestalten schreckenerregenden Gletschern überragt, ihr „Halt!" entgegen. Da geschah es zum ersten Male, daß Nordfahrer in diesem fürchterlichen Klima überwintern mußten, und so günstig war den Muthigen das Glück, daß Parry im folgenden Jahre heimkehrte ohne den Verlust eines einzigen Menschenlebens. Aber die Qualen, entspringend aus dem Mangel an Allem, was zur Unterhaltung und zur Vertheidigung des Lebens gegen die rastlosen Angriffe des Klima's unentbehrlich ist, die fast hoffnungslosen Kämpfe mit unberechenbaren Gefahren, das ewige sinntödtende Einerlei von Eis und Schnee, das jeden durch die Sonne aufgethauten Sumpf nur um seiner schwarzen Farbe willen als eine Wohlthat erscheinen läßt, das zwischen schwimmenden Eisbergen von 200, ja 300 Fuß Höhe täglich tausendfach nahe Verderben, und endlich das Furchtbarste, ein Sturm zwischen den kleinern Eismassen, die wie schwimmende Granitquadern von den Wogen emporgeschleudert und aneinander geschlagen werden, während die flacheren Eisfelder, vom Wind und Strom gegen diese Massen oder gegen das Ufer getrieben, sich oft vierzig Fuß hoch emporbäumen, sich überschlagen und so das betäubende Geräusch und den schäumenden Gischt dieses eisigen Höllenschlundes wo möglich noch steigern, — diese Erfahrungen gehören auch mit zur Kunde von

den nordischen Polargegenden. Der erste Eisberg, dem der Seefahrer begegnet, sagt Schleiden, trägt für das kundige Auge die Inschrift von Dante's Hölle:

„Die Ihr hier eingeht, laßt die Hoffnung draußen!“

Die wichtigste Bereicherung aus den Nordpol-Expeditionen kam unserem Wissen über den Erdmagnetismus zu Gute. Die nur horizontal schwingende Magnetnadel (Deklinationsnadel) wurde in diesen hohen Breitengraden unthätig, kehrte sich bei der Melvillesinsel geradezu um und wies mit dem Nordpol nach Südwest, Süd und Südost; erst mit Hülfe der Inklinationsnadel (die nach Art eines Wagebalkens freischwebend aufgehängt ist) entdeckte der jüngere Roß am 1. Juni 1831 den eigentlichen magnetischen Pol in bedeutender Entfernung vom Erdpol. Die weitere Durchdringung dieses großen Naturgeheimnisses wird noch manches Schiff nach Norden führen.

Zur Rettung Franklins läuft keines mehr aus. Er ist verloren. — Dieser von Europa und Amerika betrauerte Seeheld, aus Spilsby in Lincolnshire, hatte sich frühzeitig auf der englischen Kriegsflotte ausgezeichnet und in den verschiedensten Meeren gefochten, als im Jahre 1817 die Nachricht nach England kam, daß die ausgedehnten Eisfelder, welche Jahrhunderte lang die Ostküste von Grönland umgeben hatten, plötzlich sich gelöst hätten und mächtig schwimmende Eisberge noch im 40. Breitengrade zu finden seien. Seit 1779 hatten die Nordpol-Expeditionen geruht; diese Nachricht rief sie mit neuer Kraft in's Leben. Mit der ersten derselben ging Franklin 1818 unter Segel; sie blieb ohne Erfolg. Ein Jahr später befehligte er eine zweite, die von den nördlichsten Niederlassungen der Hudsonsbai-Kompagnie nach Norden ging; von dieser gelangte er nach Erduldung des furchtbarsten Elends erst 1822 nach London zurück. Auf einer dritten Reise, die er 1825 antrat, gelangte er bis 70° 30′ nördl. Br. und 150° westl. L. und kam erst 1829 wieder nach England. Hohe Ehren empfingen ihn von Seiten des Königs und der wissenschaftlichen Institute. Später finden wir ihn im Mittelmeer und, bis 1843, als Gouverneur in Vandiemensland. Kaum nach London heimgekehrt, wurde der eben den Sechszigen zuschreitende Veteran mit der Jünglingsseele abermals an die Spitze einer Expedition in die Polargewässer Amerika's gestellt, die der alte Nordsegler John Barrow in's Leben gerufen hatte. Mit zwei tüchtigen, für zwei Jahre überreich verproviantirten Schiffen, Erebus und Terror, schied er am 19. Mai 1845 von Englands Küste auf Nimmerwiedersehen. Die letzte Nachricht von dem hoffnungsfroh Lebenden brachte ein Wallfischfahrer, den er am 26. Juli im nördlichsten Winkel der Baffinsbai angesprochen. Seitdem war's still, im Nordmeer und in England, bis das Herzpochen der Angst und der Sehnsucht in den Seinen und seinen Freunden laut wurde und ihr Jammer ganz Europa für ihn und seine Gefährten zu Hülfe rief.



Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

DIE STONE WALLS

(OBERER MISSOURI)

Eigenthum d. Verleger.

Zehn Jahre lang zogen die Segel zur Rettung hinauf zu den Eskimo's. Franklins Gattin, seine Freunde, seine Regierung, seine Verehrer in Europa und Amerika haben Alles gethan und gewagt, was Liebe und Pflicht gebieten. Man fand nichts, als Ueberreste von britischen Schiffsgegenständen, die Anzeichen eines Lagerplatzes, drei Gräber von Mitgliedern der Expedition mit Inschriften aus der Zeit des ersten Winterlagers und eine Kunde der Eskimo's, daß im Frühling 1850 über 40 Weiße wohl mehr als 10 bis 12 Tagereisen gegen Westen jenseits des großen Fischflusses durch Mangel an Lebensmitteln umgekommen seien. Von Schiffstrümmern, Papieren, menschlichen Ueberresten nirgends eine Spur. Erst in allerjüngster Zeit hat man durch Kapitän Clintock, der in den Jahren 1857—59 eine Nordpolarreise ausführte, Gewißheit erlangt über das Schicksal des unglücklichen Franklin und seine braven Gefährten. Er fand an der Victoryspitze, an der Nordwestküste der König Williaminsel, einen dort niedergelegten Bericht, der verschiedene Notizen über Franklins Expedition enthielt und auch des kühnen Seefahrers Tod meldete. Dieser war am 11. Juni 1847 an der Victoryspitze gestorben, im Angesicht des Kap Franklin und des Kap John Franklin, zweier Vorgebirge, die 18 Jahre früher ihm zu Ehren von James Roß benannt worden waren. Die beiden Schiffe Erebus und Terror waren vom Eise zerquetscht worden und endlich versunken; die übrige Mannschaft hatte Krankheit, Erschöpfung und Mangel an Nahrungsmitteln allmählig aufgerieben.

Die Stone-Walls (Fels-Mauern) am Missouri,

in Nordamerika.

An erhabener, seltener, malerischer Wildheit sind die Rocky-Mountains*) von keiner Gebirgsgegend der Erde übertroffen. Der junge Missouri bildet in diesem Alpenlande eine dreizackige Gabel, welche von Lewis und Clark, den ersten Entdeckern, Jefferson, Madison und Gallatin getauft wurde. Diese drei Quellflüsse vereinigen ihre Wassermassen dicht oberhalb der Stelle, wo sie, dem Hochgebirg enteilend, durch eine schauerliche Schlucht zwischen senkrechten Felsen auf ein tieferes Terrain hinab-

*) Die nördliche Fortsetzung der Gebirgskette, welche, im Süden die Anden und Kordilleren genannt, vom Kap Horn bis zum nördlichen Polarmeere, Amerika der ganzen Länge nach durchzieht.

stürzen. Ueber 1000 Fuß hoch erheben sich da die Wände über den brausenden Strom, in grotesker, abenteuerlicher Gestaltung. Eine Strecke entlang sieht man nichts als nackte Felsblöcke wild über und unter einander geworfen; ein Bild der trostlosen Wildniß. Anderswo sind sie mit Cedern, Fichten und Farren bekleidet. Weite Hochebenen sind mit den Trümmern eingestürzter Berge bestreut, und tiefe Schluchten, von Giesbächen durchrast, wechseln ab mit der grünen, stillen Alp, wo die Gazelle grast oder der stolze Hirsch üppige Weide findet. Oft schallt aus tiefen Seitenthälern das Getöse der Katarakte, welche die Staffage zu den Bildern vollenden, die den schönsten unserer Alpenwelt gleichen.

Prachtvoller und imposanter als der Rheinsturz bei Schaffhausen sind die Fälle des Missouri, der, nach der Vereinigung seiner drei Quellflüsse, an Wassermasse dem deutschen Strom nicht nachsteht. Der erste Fall mißt 98 Fuß senkrechte Höhe, der zweite 20 Fuß, der dritte 47 und der vierte 26 Fuß. Unterhalb dieser Fälle kommt der ruhige und schöne Fluß, welchen die französischen Kanadier Marias nennen, von nordwärts hinzu und vermischt seine friedlichen Wasser mit dem ungestümen Sohne der nordamerikanischen Alpen. Wenige englische Meilen weiter abwärts wird das Auge durch die merkwürdige Scenerie überrascht, welche unser Stich so vortrefflich darstellt. — Die Stone-Walls sind kein isolirtes Prachtstück der Natur; sie setzen mehre Meilen weit fort, wechseln ihre Formen in der größten Mannichfaltigkeit; sind immer neu, unerwartet, gewaltig und großartig, und oft von den wildesten und schrecklichsten Gestalten. Streckenweise repetiren sie die Bilder unsers romantischen Rheingau's, nur in viel größeren Verhältnissen; ein Landschaftsmaler könnte dort Stoff für eine ganze Gallerie der seltensten Veduten auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum sammeln. Erst in der Gegend, wo der Yellow-Stone-River seine grünen Wogen mit denen des Missouri vereinigt, im Lande der Sioux, legt der nun schon groß gewordene Strom den romantischen Charakter ab, und ruhig, wie der zum Mann gereifte Jüngling, wälzt er seine Gewässer durch die unermeßlichen Prairien, welche, der Kultur durch den weißen Menschen harrend, gegenwärtig die Jagdgebiete der Indianerstämme bilden. — Doch kehren wir zur Betrachtung unseres Bildes zurück! Die geologische Struktur der Felsen, ein horizontal geschichteter Quadersandstein von ungleicher Farbe, ähnlich dem Sandstein der sächsischen Schweiz, hat die Bildung so abenteuerlicher Formen durch die tausendjährigen Wirkungen von Wasser und Luft möglich gemacht. Die Felsen sind zuweilen von oben bis unten zerklüftet und gespalten, und die Auswaschungen haben die sonderbaren Gestalten, Schlössern, Ritterburgen, Ruinen, Thürmen, Minarets und Obelisken ähnlich, zurückgelassen. In manchen Fällen ragen diese Gebilde 600 Fuß hoch empor. Die bunte Färbung des Sandsteins in den verschiedenen Schichten — bald ist sie röthlich, bald gelb, weiß oder braun, — gibt den Gestalten ein scheckiges Ansehen und macht sie um so befremdender.

Stürme und Regengüsse lösen die leichter zerstörbaren Theile des Gesteins ab und bringen eine fortdauernde Umänderung der phantastischen Formen hervor. — Der Geolog erkennt in den Stone-Walls die letzten Außenposten der eigentlichen Rocky-Mountains. Die innern Züge dieses Gebirgs gehören älteren Formationen an. Seine stolzen Gipfel, die der Reisende vom Missouri aus zuerst gewahr wird, sind schroffe Granitkegel, von Gneiß, Glimmer- und Thonschiefer-mantelförmig umlagert. Einige sind kahler, öder Fels ohne alle Zeichen der Vegetation, andere sind mit verkrüppelten Cedern, Kiefern und Buschwerk spärlich bewachsen, während das Gras in den Schluchten den Büffeln, Antilopen, Bären und andern Thieren eine kümmerliche Nahrung gewährt. Bisonheerden werden während des Sommers in den tiefen Thälern dieser unwirthlichen Gegenden angetroffen, und dann kommen die kriegerischen Indianer-Stämme und die räuberischen Horden verwilderter Trappers in das rauhe Bergland, um den Bison und den grauen Bären zu jagen. Auf den tieferen Stufen des Gebirgs, im Bereich der Stone-Walls, und in den Gegenden hinterwärts derselben liegen Strecken welligen Landes mit thonigem Alluvialboden, welcher, kulturfähig, europäischen Einwanderern Unterhalt gewähren kann, nachdem der rothe Mann verschwunden sein wird. Wer eine gesunde, reine Bergluft, in der Fieber und andere Krankheiten selten vorkommen, dem reichen, aber ungesunden Lande der Niederung vorzieht, wird diese Berge einmal vorzugsweise zu seinem Aufenthalte wählen. — Weit ab in südlicher Richtung und nahe der Ueberlandroute nach Oregon, erheben sich die Black-Hills, von schroffen Kalk- und Sandsteinrücken durchzogen. Diese Gebirgskette beginnt nahe der großen Biegung des Missouri und erstreckt sich in südwestlicher Richtung zur südlichen Gabel des Nebrashez oder Platte River. Sie bildet die Scheide zwischen den Wassern des Missouri und denen des Arkansas. Gleich der Gegend der Stone-Walls, bestehen auch sie aus Sandstein und haben auch an vielen Stellen ähnliche Formen. Die Indianer des flachen Landes, die halb civilisirten Rangers der Wälder und die Berg-Trappers legen den Stone-Walls abergläubische Eigenschaften bei und meinen, sie seien der Aufenthaltsort von guten und bösen Geistern. In dem echoreichen Donner hören sie die Stimmen des Wakon, und in den Blitzen sehen sie das Zucken seiner Augen. Die hohl heulenden Winde halten sie für das Stöhnen ungastlicher Dämonen, und die rasselnden Hagelwetter und verheerenden Stürme für die zürnenden Zeichen des bösen Geistes. Bei'm Betreten der tiefen Thalschluchten hängen sie daher Opfer von Tabak und Früchten an die Bäume, oder legen sie auf den Felsen nieder, um die Berggeister zu versöhnen. —

Was wird übrig sein nach kurzen 100 Jahren von der Bevölkerung dieser Berge, den Rothhäuten, Rangers und Trappers? Sage und Mythe. Ueberall in diesem Lande treten dem Blick die Grabhügel der alten Geschlechter entgegen; auch an diese Ruinen verwitterter Berge — selbst Monumente

einer gestorbenen Welt, — werden sich bald nur noch Traditionen verschwundener Völker knüpfen. In der That sind die Reste der rothen Menschen, die jetzt kriegend und jagend die Einöden der Rocky-Mountains durchschwärmen, nichts mehr als die letzten Blätter eines dürren Baumes, welche der nächste Sturm abschüttelt und zerstreut. —

Die Höhlen zu Paros.

Büffon sagte: „Es geht den Geologen wie den Auguren: sie können einander nicht begegnen, ohne laut aufzulachen;“ und Lichtenberg meinte: „Die Geologie gibt zwar keine Geschichte der Erde; aber sehr merkwürdige Beiträge zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Verstandes.“ —

Es ist ein halbes Jahrhundert seit den Aussprüchen dieser großen Naturphilosophen verflossen, und was damals der Spott der hellsten Köpfe war, ist nun der Stolz geworden der wissenschaftlichen Welt. Die Träume der Geologen sind ausgeträumt; ihre hohlen Spekulationen sind in's Nichts versunken; fußend, wie alle andern Zweige der Naturwissenschaft, auf Erfahrung und Beobachtung der Thatsachen macht die Geologie die Forschung zu ihrem Fundamente, und ihre Jünger lesen die Geschichte des Erdballs so geläufig, wie die Lettern eines Buchs. —

Das Eine nur fehlt ihnen, die Möglichkeit der chronologischen Bezifferung. Sie können den Lebensereignissen der Erde nicht, wie der Historiker des Menschengeschlechts, die Jahrzahl hinzusetzen. Ihre Zeiträume und Perioden begreifen nicht Jahrhunderte, nicht Jahrtausende: Millionen Jahre sind im Erdenleben wie Tage; Zeiträume, unfaßlich groß, füllen den Abgrund von einer Wandlung der Erdrinde zur andern — Ewigkeiten breiten sich aus hinter ihm — Ewigkeiten vor ihm.

Wenn ich sage, Ewigkeiten füllen die Abgründe aus, welche die verschiedenen Hauptbildungen der Erdrinde, — die Formationen, wie der Geolog sie nennt, — trennen, so ist damit schon angedeutet, daß die Veränderungen, aus denen sie hervorgegangen sind, nicht sprungweise entstanden. In der That: — Nichts im Erdenleben geschieht in Sprüngen. In allen Aeußerungen desselben waltet eine organische Entwickelung, und das festina lente ist der Gäa eigentlicher Wahlspruch. Die Erde,



Die HÖHLE von PAROS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

wie sie ist, ist allmählig so geworden. Sie bedarf unendlich großer Zeiträume zu ihrem Fortschreiten von Stufe zu Stufe; ihre Lebensthätigkeiten waren von Anfang an ohne Stillstand, wie sie es heute noch sind; ihr Fortgang zu höherer Entwickelung war nicht schneller als jetzt; an ein Rennen war niemals zu denken, so wenig, wie an ein Stillstehen. Die Geologie kennt keine Wunder, keine Katastrophen plötzlicher, die ganze Erdoberfläche umfassender Verwandlung. Sie weiß nur von einem Wunder zu sagen: vom Wunder der schöpferischen Urkraft, vom Wunder des ewig unbegreiflichen „Es WERDE!" —

In allen seinen Aeußerungen folgt das Erdenleben unwandelbaren Gesetzen. Obschon manche Urkunden seiner Entwickelung für uns verloren gegangen sind, so genügen doch die uns überkommenen vollständig, um uns in Beurtheilung des Prozesses vor Täuschung zu bewahren. Wie wir es heute noch finden, so war es immer. Die Veränderungen der Erdrinde erfolgten nach und nach in unmeßbaren Zeiten, und diesen Veränderungen paßte sich der Wechsel der Organismen genau und in beständiger Folge an. An die physikalischen Bedingungen knüpften sich die des Lebens, die Veränderungen der anorganischen Welt riefen die Veränderungen der organischen hervor. Schon die oberflächliche, alltägliche Beobachtung läßt dieß deutlich wahrnehmen. Sehen wir z. B. nicht, wie die Pflanzen einer Gattung und Art sich unter verschiedenen Verhältnissen des Klima's und Bodens verändern? wie sich die Blätter behaaren oder glätten, je nachdem ihr Standort im feuchten oder trockenen Lande es bedingt? wie sie bald in die Lüfte aufstreben, oder zum Boden sich hinkrümmen, sie bald schlank emportreiben, bald in die Breite wachsen? Verändern nicht selbst die Thiere Gestalt und Gewohnheiten unter verschiedenen Himmelsstrichen und in verschiedenen Klimaten in der auffallendsten Weise? Was ist aus dem Roß der Steppe auf den Shetlandsinseln geworden? was aus den Haaren der Ziege und aus der Wolle der Schafe in den verschiedenen Himmelsstrichen? was aus dem Hunde des Nordens unter der tropischen Sonne? Der Kanarienvogel, das Kind des ewigen Frühlings, zieht in der rauheren Zone sein weiches Pelzchen an, sobald der Winter kommt, und der Papagei, der in den Wäldern des Amazonenstroms im Januar brütet, legt bei uns seine Eier im Julius. Die meisten Blumen, welche unsere Gärten schmücken, — Kinder einer heißern Sonne, — haben ihre Blüthenzeit verändert; die, welche am Kap und in Persien, in Australien und im indischen Hochland Berge und Thäler kleiden, blühen bei uns im hohen Sommer. In meinen Braunkohlengruben auf der Rhön liegen, dreitausend Fuß über dem Meere, unter den Strömen alter Lava (Basalt) ganze Wälder von riesigen Palmen, die einst die Höhen eines Gebirgs zierten, auf dem jetzt kaum verkrüppelte Buchen und Kiefern ein dürftiges Dasein fristen: — welche Zeiträume haben dazu gehört, die Erdrinde so abzukühlen,

um jene tropische Pflanzenwelt durch alle Abstufungen bis zum dürftigen Bestand kriechender Kiefern und Wachholdersträuche herabzubringen, deren Keime erst zu Anfang des Sommers aus dem tiefen Schluchtenschnee zu neuem Leben erwachen? — 10 oder 1000 Millionen Jahre sind für den Menschenverstand gleich unfaßlich und unbegreiflich; und doch müssen wir sie als kleine Zeitspannen im Erdenleben betrachten, wenn wir bedenken, daß die Massengesteine, welche die ältesten Erdrinden bildeten (Ur-Granit rc.), sich einst in feuerflüssigem Zustande befanden, der eine Wärme von mindestens 3000 Graden R. voraussetzt; daß aber während der ganzen Dauer zuverlässiger astronomischer Beobachtung (seit 2000 Jahren) sich die Abkühlung der Erde nicht um den kleinsten wahrnehmbaren Theil vermehrt hat. Wäre die Abkühlung auch nur um $^1/_{200}$ Theil eines Grades gewesen, so hätte dieß, wegen der damit verbundenen Zusammenziehung des Erdkörpers und der daraus folgenden Veränderung seiner Umdrehungsgeschwindigkeit, in die Beobachtung fallen müssen. An diese eine Thatsache knüpft sich also schon eine Ewigkeit! Die Geologie kennt in der That nur ein Früher oder Später; keine bestimmte Zeit.

Also ist's kein Zweifel, daß, trotz aller gewaltsamen Revolutionen, auf einzelne Theile der Erdrinde die allgemeinen Zustände derselben unmerklich und höchst langsam in die gegenwärtigen übergegangen sind. Die Entwickelung des organischen Lebens nahm denselben Verlauf. — Man hat berechnet, wie viel die wässerigen Dünste unserer Atmosphäre, Thau und Regen, die Mütter der Quellen und Ströme, beständig an der Oberfläche der Erdrinde zernagen und Theile derselben durch die Ströme dem Meere zuführen, oder an andern Stellen des Kontinents absetzen: und man fand, daß Das, was unser an die stille Thätigkeit des Wassertropfens gewöhntes Auge kaum bemerkte, tausendmal mehr war, als Das, was Erdbeben und vulkanische Eruptionen zerstören und verändern. Man könnte ganze Gebirge aus Dem aufbauen, was in einem Jahre durch die trüben Gewässer der Flüsse den Meeren zugeführt wird, um die unterseeischen Thäler und Schluchten auszufüllen und einzuebnen.

Konservatismus, Stabilität, — das Schiboleth unserer Staatsgewalten — sind unbekannte Dinge in der Schöpfung Gottes. Nichts ist bleibend; Alles ist veränderlich; nichts ist stillstehend, Alles ist Fortschritt; Entwickelung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen hin. Vom ersten Krystall bis zum Menschen können wir sie auf einer Stufenleiter verfolgen, auf der keine Sprosse fehlt. Ein Gesetz waltet in Allem von Anbeginn, überall liegt sein Coder offen, wir finden in den Tiefen der Kohlenschächte wie in den Grabhöhlen urweltlicher Thiergeschlechter keine fremde Welt, sondern begegnen, so in der Flora wie in der Fauna der Vorzeit, verwandten und bekannten Formen, die uns an die lebenden Geschlechter erinnern. Wir finden uns heimisch in ihnen, wie der Alterthumsforscher in den Straßen Pompeji's, oder unter den Trümmern von Agrigent und Athen.

Das Prachtstück der unterirdischen Scenerie unsers Planeten, das unser Bild darstellt, ist kein Werk plötzlich angestrengter Schöpfungskräfte; sein Entstehen füllt unberechenbare Zeiträume aus. Es ist das Werk des Wassertropfens, der, wie in unserer Baumannshöhle am Harze, im Laufe von vielen Jahrtausenden die lockern Schichten in dem Kalkgebirge allmählig auflöste und als kalkhaltige Quellen an's Tageslicht führte, die dadurch entstandenen Höhlen später aber mit Tropfsteingebilden austapezirte. In diesen, mit Stalaktiten aus parischem Marmor geschmückten feenhaften Palästen der Unterwelt ist kein Wirken plutonischer Kräfte zu erkennen, wie sie auf dem naheliegenden Kontinente die Herde ihrer Thätigkeit fanden. Wahrhaft wunderbar ist die Ruhe und das Ungestörte dieser so großen Zeiträume erfordernden Entwickelung. Während rundum die vulkanische Thätigkeit die Meere aufwühlte und Berge aus der Tiefe emporhob, während bis auf den heutigen Tag noch zuweilen Dampfwolken aus dem geborstenen Meergrund zum Aether steigen, oder heiße Quellen urplötzlich aus dem Boden brechen, liegt Paros und Antiparos, inmitten des Schütterkreises, wie eine Oase in der Wüste, ein unberührtes Bild aus der Kalkformation der zweiten Periode, ein Kind des Oceans, der damals die ganze Erdfeste in seinen Wogenmantel hüllte. Eine weite Kluft trennt die Zeit seiner Bildung von jenen Landschaften der Nachbarschaft, wo die erloschenen Essen der Erde, die Basaltkegel und Krater, Zeugen gewaltsamer Störungen, in die Lüfte starren und die Organismen der Vorwelt in durch einander geworfenen Schichten von den Zerstörungen Kunde geben, welche wiederholte Revolutionen in diesen Gegenden des Orients angerichtet haben; — Zerstörungen, deren Furchtbarkeit noch in unsern Tagen die Welt mit Entsetzen erfüllt hat. So ruhig blieb es in den Krystallpalästen auf Paros, daß die zierlichsten und zartesten Stalaktiten, welche wie halbdurchsichtige Spitzenschleier von den Gewölben herabhängen, so neu und ganz erscheinen, als wären sie von der kunstfertigen Hand des großen Werkmeisters erst gestern gewoben worden.

Der Eingang zu den Höhlen auf Antiparos ist an dem Fuße eines Berges, unter einem Hain alter Eichen, in dessen Hintergrund ein natürlicher Portikus aus weißen und rothgesprenkelten Marmorblöcken auf abschüssiger Bahn in die Tiefe führt.

Eine Reihe von weiten Sälen, oft so hoch, daß das Auge, trotz des Fackellichtes, die Decke nicht erspähen kann, ist durch mehr oder minder enge Gänge mit einander verbunden; an manchen Stellen sind diese durch tiefe Abgründe getrennt, aus denen das Rauschen unterirdischer Gewässer heraufhallt; halsbrechende Stege führen hinüber, oder man muß auf schwankenden gebrechlichen Leitern in die tiefer gelegenen Höhlen hinabsteigen. Der Boden ist uneben; phantastische graue und weiße Gestalten, am häufigsten Palmen, manchmal Gestalten der Thierwelt, Eidechsen und Schlangen, starren von allen Seiten empor und die Einbildungskraft versetzt den Beschauer

bald in die Mährchenwelt verzauberter Gärten, bald in die schauerlichen Wohnungen des Drachen oder des Lindwurms. Stunden lang zieht sich das Labyrinth in mehren Richtungen unter der Erde fort und erst der kleinste Theil desselben ist aufgeräumt und zugänglich. Man steigt fast 1000 Fuß zu einer Tiefe hinab, wo die erhöhte Erdtemperatur schon dem Wanderer so lästig wird, daß er kaum athmen kann. Der letzte der zugänglichen Räume ist ein majestätischer Dom von 350 Fuß Länge und fast gleicher Breite, bei einer Höhe von 180 Fuß: — ein Raum, völlig so groß als der der Peterskirche in Rom. Aber um wie viel prächtiger als dieser! Das ganze Innere des Raums ist mit blendend weißem Marmor ausgekleidet, von dessen Decke die halbdurchsichtigen Ornamente, wie von polirtem Alabaster, in einer Mannichfaltigkeit herabreichen, welche die Sinne verwirrt, während ihr Glanz, vom Licht der Fackeln reflektirt, das Auge blendet. Tausend Festons von Blumengewinden, von den lieblichsten Formen, wie sie kein Auge je auf Erden sah, verknüpfen sich an der Decke unter einander, an allen Wänden winden sich weiße, oft rosenfarbige Arabesken hinan, wie sie die Einbildungskraft des üppigsten Künstlergenies nicht erdenken konnte, an allen Vorsprüngen der Marmorfelsen senken sich mit Blumen und Blättern umwundene Säulen zum Boden hinab und dazwischen blitzt das glänzende Getäfel der Klüfte, oft mit farbigen Krystallen übersäet, welche beim Kerzenschein wie Edelsteine funkeln. In einem zurückspringenden Theile des Tempels — gleichsam den Chor bildend, — sind zu beiden Seiten natürliche Nischen, wie kleine Kapellen, von deren Gewölben durchsichtige Alabaster-Schleier, wie Vorhänge vor dem Allerheiligsten, herabhängen, und vom Boden streben die Altäre in allerhand Formen auf. — Kein Heiligenbild stört die Andacht in diesen Räumen und kein Sektengeist profanirt die Verehrung des unsichtbaren, alleinigen Gottes. Der einzige Versuch, ihn zu entweihen, geschah einst von dem Gesandten Ludwigs XVI., im Jahre 1673, der den Tempel mit einem Gefolge von 500 Personen besuchte, von 2 Priestern Roms in demselben eine lateinische Messe lesen ließ und darauf in einem der anstoßenden unterirdischen Säle ein üppiges Gastmahl gab.

CCCCLXX



C. Reiss del.

DIE GROSSE MOSCHEE IN BRUSSA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger

Brussa in Natolien.

(1855.)

Vom Olymp nach Brussa ist eine Viertel-Tagreise; von dem lustigen Haushalt der alten Heidengötter und dem Kriegsgetümmel der Argonauten zum stillen Gebet der Moslemin in den Moscheen und zum Lärmen der täglich aus- und einziehenden Karawanen aber sind's 3000 Jahre; so wunderlich spielen dort Raum und Zeit mit einander. Brussa ist die ewige Stadt des Morgenlandes. Alle möglichen Herrgötter haben da Hof gehalten. Von den unsterblichen, aber leutseligen Bewohnern des Olymps bis zum kriegerischen Herrn der gläubigen Heerschaaren und dem dreiköpfigen Cerberus der griechischen Christenheit hat sie jede Wandlung in Kultur und Völkerleben mit immer neuem Glanze bekleidet und bis vor Kurzem strahlte sie noch in Anmuth, die die Herzen der Dichter begeisterte und den Sinn ihrer Gäste entzückte. Aus griechischen und römischen Ruinen erhoben sich die schlanken Minarets herrlicher Moscheen, unversiegbar quollen die heißen Wasser, in denen die byzantinischen Kaiser sich badeten; Seidenwurm und Wein gedeihen auch jetzt noch so üppig als zur Phönicier Zeit und wandern auf dem Rücken der Kameele nach allen Himmelsgegenden aus. Neben der Asche der alten bithynischen Könige haben sich die Gebeine der osmanischen Herrschergeschlechter gebettet, und wenn uns die Runen der Vergangenheit erzählen, daß Hannibal, der große Römerfeind, flüchtig und geächtet, hier ein Asyl fand und freiwillig den Giftbecher trank, so zeichnet unsere Zeit den Namen eines anderen großen Afrikaners daneben ein, denn Abd-el-Kader, der greise Wüstenfürst, lebt in Brussa das Leben der Verbannung, nachdem er seinem siegreichen Erbfeind, dem Franken, Urfehde geschworen. Noch ein Paar Jahre, und Brussa ist das gemeinsame Grab zweier blut- und geistverwandten Helden, beide Söhne derselben Scholle, beide gebräunt unter derselben Sonne, beide Kämpfer für Freiheit und Glauben, beide Grabträger ihrer Nationen, beide Opfer romanischer Eroberung, — zwei ganz gleiche Unglücksgenossen, die auf fremdem Welttheil, in denselben Mauern, aber von den Endpunkten zweier Jahrtausende sich hier wieder begegnen. War's nicht ein grandioser Gedanke der finstern Mächte der Unterwelt, als sie vor wenigen Jahren die Feuer der Tiefe schürten und Brussa's Moscheen und die hohen Dampfessen der fränkischen Fabriken zur Erde legten, diesem

Heldenpaar unter den Ruinen der ewigen Stadt ein gemeinsames Grab zu bereiten, bewacht von der alten Götterburg, dem Olymp, als Denkmal, damit die kommenden Jahrtausende zu ihrer Stätte pilgerten?

Aber die Götter thun der Poesie nichts mehr zu Gefallen, seitdem die Poeten sich ihrer schämen. Vom Olymp sind sie ausgezogen, und im Kern der Erde lungern und träumen die Cyklopen und lassen ihre Herde erkalten.

Brussa ist die Capitale des Paschaliks von Anatolien und im Range die dritte Stadt im türkischen Reich. Strabo schreibt ihre Gründung dem Veteranen des bithynischen Königsgeschlechts, Prusias I., zu, der sie nach seinem Namen taufte; an den Grenzen des alten Phrygiens und Mysiens gelegen, war sie zur griechischen Blüthezeit schon einer der wichtigsten Plätze Kleinasiens. Schon damals und auch noch unter den Römern versammelten die dort entspringenden heißen Quellen zahlreiche Kranke in ihren Mauern; römische Skulpturen, die an den Umfassungen des alten „Kestell" (Castellum) noch zu sehen sind, bezeichnen diese Befestigung als ein Bauwerk aus jener Zeit. Im 10. Jahrhundert wurde die Stadt von einer kriegerischen Horde Araber belagert und zerstört. Zur Zeit der Kreuzzüge bleibt sie unerwähnt, und taucht erst wieder im 14. Jahrhundert auf, als die Dynastie Osman, gefolgt von zehn thatkräftigen weltstürmenden Fürsten bis Suleiman I., Brussa zum Centrum ihrer Macht erkor. Binnen einem Jahrhundert wuchs die Bevölkerung der neuen Residenz gewaltig an; Macht, Reichthum, Glaubensfanatismus und Kunstliebe, die damals das Haus Osmans umgaben, schmückten die von Natur schon so reich Bedachte mit den herrlichen und großartigen Denkmälern, die, des Muselmanns Stolz, im Fremden Bewunderung jener Vergangenheit erregen. Mußte Brussa auch, als sich der Schwerpunkt der Macht des Eroberers nach dem Abendland verlegte; schon Ende des 14. Jahrhunderts an Adrianopel und später an das unvergleichliche Stambul die Ehre und den Glanz des Herrschersitzes abtreten, so blieb es doch bis auf unsere Tage blühend durch die Ergiebigkeit seiner Gefilde, die Heilkraft seiner Quellen und den Fleiß und die Geschicklichkeit seiner Bewohner. Dem europäischen Handel ist Brussa noch eine der wichtigsten Städte in Kleinasien, dem Staatsschatz der Pforte eine ihrer ergiebigsten Einkunftsquellen, und dem Volk der Osmanli wird sie ewig die heiligste im ganzen Reich bleiben, denn sie birgt in ihren hochgewölbten und cypressenbeschatteten Grabstätten die Gründer seiner zerfallenden Größe und Herrlichkeit, Sultane, Scheiche, Propheten und Dichter, bis zu dem Tage, wo Allah alle Moslems im Thal Josaphat zu Gericht ruft.

Das Dampfboot, welches von Konstantinopel Post und Reisende regelmäßig nach Brussa bringt, legt in Ghio, der altgriechischen Kolonie Kios, dem nächstgelegenen Seehafen an der anatolischen Küste von Marmora, an. Die Straße geht eine kurze Strecke zwischen Weingärten am Meeresufer hin und steigt dann landeinwärts in einer üppig bewachsenen

Thalschlucht bergan. Von da überschreitet sie ein fruchtbares Hochland und senkt sich nach ein Paar Stunden Wegs in die reiche Brussa-Ebene hinab, die sich in einem 3 geogr. Meilen langen und breiten Gürtel um die alte Götterburg, den Olymp, und das angrenzende Alpenland windet, das seine über 8000 Fuß hohen Gipfel in schweren kuppigen Massen in die Wolken streckt. Die Stadt selbst ist amphitheatralisch hart am Bergabhange in die Höhe gebaut und wird überragt von der alten Burg Kestell, mit ihren krenellirten Mauern und Thürmen.

Zahlreiche aus den Schluchten des Olymps hervorbrechende Bäche durchschneiden die Stadt und die Ebene, um sich in den Nilufar zu ergießen, einen wilden Alpenstrom, der den Fuß des Gebirges badet und ein herrliches Thal, dann die Ebene durchströmt. Oberhalb, im Bereiche des alten Kestell, liegt ein großes, von lebendigen Quellen gespeistes Wasserbassin, das durch unterirdische Leitungen zahlreiche öffentliche Brunnen in der Stadt versorgt. Im Mittelalter genügte jene alte Befestigung, Brussa zu einer schwer einzunehmenden Stadt zu machen, während selbst die neuere Citadelle jetzt gegen einige auf den nächsten Berghöhen errichtete Batterien keinen Tag zu halten wäre. Auch scheinen die Türken so wenig an die Nothwendigkeit einer Vertheidigung mehr zu denken, daß sie die Geschütze in den Werken verrosten und die Garnison verkommen lassen. Die Neuzeit hatte, außer ein Paar Brücken, Mühlen und Fabrikanlagen, wenig stattliche Bauwerke aufzuweisen. Der Palast des Pascha bedeckt mit seinen Gärten, Dienstgebäuden, Salanolik, Harem und dazwischen liegenden Höfen einen weiten Raum, zeigt aber in seinen hohen, weiß getünchten Kasernenwänden keine Spur von Styl. Ehrwürdige Bauten sind die feuerfesten und altersgrauen Chane (Karawanserais), ein oder zwei Stock hohe, im Quadrat angelegte Fremdenherbergen von dickem fensterlosem Mauerwerk, in dessen nur durch eine Thüre mit der Straße in Verbindung stehenden Höfen zwei-, vier- und mehrfüßige Geschöpfe in Eintracht beisammen lagern. Auch die meisten Wohnhäuser waren, zum auffallenden Unterschied von anderen orientalischen Städten, sehr massiv aus Stein gebaut. Die Zierde und der Stolz Brussa's aber bleiben seine Werke muhammedanischen Glaubenseifers, die den edelsten Erscheinungen in der Geschichte der Architektur und denselben Jahrhunderten angehören, in denen auch die kirchliche Baukunst des Abendlandes ihre Triumphe feierte, — seine Moscheen und Sultans-Gräber.

Brussa ist par excellence die Moscheen-Stadt, denn es hat deren so viel als Tage in der Woche, kleinere Gotteshäuser aber nicht weniger als Tage im Jahr, wie die türkischen Schriftsteller aufzählen, daher die Minarets so zahlreich sind, wie in einer belgischen Fabrikstadt die Feueressen. Als die älteste Moschee ehrte man die des Bajasid, die, in einem halbverfallenen Stadttheil gelegen, noch von roher ungeschlachter Bauart ist; eine seltsame Aufhäufung der verschiedensten Bogenkonstruktionen und geschmack-

loser Ornamente, die sich da nebeneinander vertragen müssen. Das einfache Grabmal würde keiner Erwähnung werth sein, wenn es nicht die Asche jenes wilden Padischa enthielte, der durch Brudermord zum Throne gelangte und zu viel Stolz besaß, um nach dem Unglückstag von Angora von seines Siegers Gnade zu leben. In Pisidien tödtete ihn ein Schlag. Die Seinen nannten ihn Jildirim, den „Blitz", weil er wie ein Wetter bald an die Donau fuhr, Serbien zu knechten oder eine Königstochter nach seinem Harem zu entführen, bald die Akropolis des Kekrops bestürmte, bald nach Morea, bald nach Armenien an der Spitze seiner Janitscharen einen Raubzug that. Der todte Bajasid kehrte, was dem lebenden nicht mehr vergönnt war, an die Stätte zurück, wo er Hof gehalten. Eine Viertelstunde weiter, auf einem in die Ebene verschlungenen Hügel, steht die große Moschee Emir Sultana, mit einem prachtvollen Treppen-Aufgang, der die ganze Breite des Hügels einnimmt. Sie bildet im Innern ein kolossales, weiß getünchtes Mauerquadrat, an der einen Seite mit einem stattlich aufgeputzten und von riesigen Wachskerzen strahlenden Altar; künstlich verschlungene Koranverse bedecken die Wände, in Gold-Schriftzügen auf schwarzem Grunde geschrieben. In der Mitte des Hofes sprudelt eine Fontaine. Weiter hinauf in der Ebene liegt Jeschil Imaret, die „grüne Stiftung", eine kleine Stadt von Moscheen, Sultans-Grabstätten und dazu gehörigen Spitälern, Wohlthätigkeits- und Lehranstalten. Ihren Namen verdankt sie den grünen, mit persischem Porzellan bekleideten Kuppeln, deren vier der großen Moschee, eine fünfte dem herrlichen Grabmal angehören, welches Mohammed I., der kunstverständigste unter den Beherrschern Brussa's, sich noch bei seinen Lebzeiten errichtete. Auf einer erhöhten Terrasse, unter dem Portal der Moschee, sprudelt ein schöner Brunnen seine kühlen Wasser in ein weißes Marmorbecken, und unter dicht belaubten Bäumen lagern da die Pilger, Angesichts einer paradiesischen Natur, bis sie der Muezzin zur Andacht ruft. Die Moschee selbst ist an Schönheit und Reichthum ein Meisterwerk der Baukunst. In den edelsten Verhältnissen erbaut, ist sie mit Ornamenten aus den mannichfaltigsten und kostbarsten Marmorn prächtig geschmückt. Die Wände des Innern und zweier symmetrisch angelegten Seiten-Rotunden spiegeln weiß in blau die Inschriften des Korans wieder, wie Perlenstickerei auf Sammtgrün; der rothmarmorne Altar (Mihrab) ist mit einer Buchstaben-Guirlande eingefaßt, die dem kundigen Auge die Größe Allahs darstellt. Von derselben originellen Pracht war das Grabmal des Sultans. An seinen Sarkophag, der mit den kostbarsten persischen Shawls behangen war, reiheten sich an 30 Särge seiner Prinzen und Töchter. Die achtseitige Umfassungsmauer, über der sich die hoch aufstrebende Kuppel erhob, war aus blauem Porzellan und mit Koran- und Dichtersprüchen beschrieben.

So sehr jeder Beschauer von der reizenden „grünen Stiftung" entzückt ward, so wartete seiner doch noch ein imposanterer Eindruck, wenn er die

nahe gelegene Ulu Dschami, die eigentliche Kathedrale Brussa's, besuchte, das gemeinsame Werk der Sultane Murad, Bajasid und Mohammed, dreier Menschenalter, vom Großvater bis zum Enkel. Die an den anderen Tempeln beschriebene Pracht fand sich hier in noch gesteigerterem Maße, und die Vereinigung derselben mit kolossalen Dimensionen und der Kostbarkeit der Stoffe machte für den Kunstfreund den Besuch dieser Moschee zum Glanzpunkt seiner Genüsse in Brussa. Geschichtlich merkwürdig war eine ehemalige griechische Klosterkirche, in deren Hallen die Gründer der osmanischen Macht, Osman und Achan, mit ihren Familien beigesetzt wurden. Dieß uralte Kloster liegt innerhalb der Mauern des Kastells. Im reinsten gothischen Styl erbaut, ist es zum Theil Ruine und von wild wuchernden Gärten umschlossen; aber die Gruft ist noch in der der großen Todten würdigen Pracht erhalten; am Gewölbe glüht der blutrothe Halbmond auf silbernem Grunde; golddurchwirkte Purpurtücher umhängen die Sarkophage, und der weiße Turban mit diamantener Agraffe bezeichnet die Sultanswürde der Eingesargten. Der Geist der osmanischen Geschichte geht in diesem ehrwürdigen Mausoleum noch um und prophezeit dem denkenden Menschen von der Genesis und dem Untergang alles Großen auf der Erde. — Das Kastell von Brussa ist verfallen; nur noch die flankirten Mauern und theilweise erhaltenen Thürme aus großen Granitblöcken beweisen seine frühere Bestimmung und seine Herkunft von der Hand römischer Baumeister. Da ist's, wo nach der Sage der alten Geschichtsschreiber der große Afrikaner, von Prusias verrathen und von den Schaaren der Römer belagert, sich den Tod gab.

Wie allenthalben im heutigen Türkenreiche, trägt Brussa schon längere Zeit die Zeichen des Verkommens an sich, weniger im Aeußeren, als durch das auffallende Sinken der Einwohnerzahl, unter denen hier im Herzen des osmanischen Lebens in der letzten Periode hauptsächlich die Rajahs und das europäische Element prosperirten. Während v. Hammer im Jahre 1818 die Bevölkerung auf 100,000 Seelen schätzen konnte, betrug sie vor etwa 6 Jahren kaum noch 70,000, unter denen 10,000 Armenier, 7000 Griechen und mehre Tausend Juden und Franken waren. Die Handwerke, welche eine unseren Innungen ähnliche Organisation haben, und die Fabriken befinden sich größtentheils in den Händen der Rajahs; die blühenden Seidenwebereien namentlich, welche im größten Maßstabe mit europäischen Maschinen betrieben werden und mit den besteingerichteten Fabriken von Lyon und Wien rivalisiren, gehören reichen armenischen Bankiers. Der Weinhandel ist ein bedeutendes Exportgeschäft fränkischer Häuser geworden und versorgt, außer Konstantinopel und andern weintrinkenden Städten der Türkei, das Innere Rußlands. Seine politische Wichtigkeit, die ihm die centrale Lage zwischen den beiden Meerespforten, den Dardanellen und dem Bosporus, verlieh, hat Brussa längst an Konstan-

tinopel abgetreten. Noch aber dient es zum Ausgangspunkt der Pilger- und Handels-Karawanen von und nach dem Innern Asiens.

In den letzten Tagen des Februar 1855 hat eine furchtbare Katastrophe das alte Brussa heimgesucht. Die berühmten heißen Quellen in der Umgebung der Stadt und die früher schon vorgekommenen Erderschütterungen zeugen von unterirdischem Feuer, welches hier seinen Herd hat und öfters schon Erdbeben herbeiführte. Nach einem heftigen Sturm und Regen in jenen denkwürdigen Tagen erfüllten die Anzeigen einer nahen Katastrophe plötzlich die Einwohner Brussa's mit panischem Schreck. Unerträgliche Gewitterschwüle und heftiger Schwefelgeruch erfüllten die Luft, der Himmel umnachtete sich, Blitze zuckten von allen Seiten abwechselnd mit dem Krachen des Donners und in furchtbaren Konvulsionen erbebte die Erde. In heftigeren und rascheren Schlägen folgten die Erschütterungen und hoben mit einem Mal die tausendjährigen Mauern aus ihren Fugen. Der weite Umkreis der menschenerfüllten Stadtviertel erdröhnte vom Einsturz der Moscheenkuppeln und vom Fall der hohen Minarets; kaum eine der vielen hundert blieb unversehrt; ganze Straßen verwandelten sich in Trümmerhaufen, und die mächtigsten massivsten Bauwerke, welche Ewigkeiten zu überdauern schienen, wurden aus ihren Fundamenten gelöst und zur Erde gelegt; ganze Familien, Schaaren von Betern in den Moscheen und von armen Spinnerinnen in den Fabriken fanden ihr Grab unter den Ruinen. Die Erdstöße wiederholten sich in längern und kürzern Pausen während mehrer Monate. Feuersbrünste brachen aus und beförderten das Werk der Zerstörung. Nur langsam und zögernd kehrten die flüchtigen Einwohner zurück und begannen mit dem Wiederaufbau ihrer Wohnstätten; viele blieben ganz aus. — Schwerlich wird sich Brussa ganz wieder von diesem schweren Mißgeschick erholen, und seine zerstörten Monumente alter Pracht und Herrlichkeit bleiben für immer verloren. —



Gez. v. C. Reiss

SANCT STEPHAN IN WIEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh

Eigenthum der Verleger

Sankt Stephan in Wien.

Wir stehen auf dem Stephansplatze. Vor dir siehst du den altersgrauen Dom in seiner ehrwürdigen Pracht mit der Riesenpyramide wie ein erhabenes Epos. Du zweifelst, ob du mehr die Kühnheit der Phantasie, oder die Zierlichkeit in der Ausführung bewundern; ob du dem gewaltigen Menschenstolze, oder dem Wunderthäter: dem Glauben, die Kraft beimessen darfst, welche ein solches, fast übermenschliches Werk vollbracht hat. Der Bau ist aus Sandsteinquadern aufgethürmt, und doch gemahnt er dich mit seinen zahllosen Giebeln und Nebenthürmchen, die wie frische Schößlinge und junge Zweige aus dem Stamme ranken, mit seinem durchbrochenen Laubwerk, aus welchem allerlei abenteuerliche Thiergestalten hervorspringen, mit jenem ungeheuern Schaft, dessen Blüthenkrone, der Sonne frei aufgeschlossen, Kreuz und Blüthe trägt, wie ein heiliger Hain, der aus einer Wurzel emporgewachsen. Trittst du in sein Inneres, so wird dieß Bild noch deutlicher. Ein in bunten Farben zersplittertes, magisches Licht belebt jenes steinerne Volk von Engeln, Heiligen, Aposteln und Kirchenfürsten; schlanke Säulenstämme wachsen aus dem Boden hinan zur hohen Decke und breiten, im farbigen Lichte zitternd, die Aeste auseinander; wunderliche Thiergestalten schauen dich an, da und dort, Affen und Meerkatzen und geflügelte Bestien und fremde Schlingpflanzen siehst du an den Aesten klettern; du wähnst dich in einem fernen Wunderland des Ostens, auf den Höhen, wo Christus wandelte und die Patriarchen dem Herrn ihre Dankopfer brachten.

Die Stephanskirche hat im Grundriß die Gestalt eines lateinischen Kreuzes. Fünf Pforten führen in das Innere: das sogenannte Riesenthor, das nur selten, bei großen Ereignissen und besondern feierlichen Anlässen, geöffnet wird; das Primglöckleinthor unter dem ausgebauten, das Adlerthor unter dem unausgebauten Thurme, jedes mit einer prächtigen Vorhalle; zwischen beiden, von der Längenseite bis zur Stirnseite, sind zwei andere Eingänge. Die beiden Thürme sollten gleich hoch werden; doch der eine nur ist ausgebaut; der andere wurde bis zu ein Drittel seiner Höhe gebracht und dann mit einem haubenförmigen Dache eingedeckt. Das Kirchendach prangt, wie der Rücken

eines geschuppten Drachen, mit glasirten, bunten Ziegeln, welche einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellen. Es ist das größte Thierbild, das wohl je auf ähnliche Weise ausgeführt wurde; denn es mißt von einer Flügelspitze zur andern 188 Fuß.

Der erste Herzog von Oesterreich, Heinrich Casemirgott, hat 1144 an der Stelle einer alten Kapelle den Grundstein zum Dome gelegt. Erster Werkmeister war Octavian Wolzner aus Krakau. Ein Bischof von Passau machte den Plan.. Von diesem ersten Bau sind noch das Riesenthor und die beiden kleinern Thürme vorhanden. Als Sankt Stephan 1258 und 1275 durch Feuersbrünste gelitten hatte, wurde der Plan zum Umbau des Tempels in seiner jetzigen Gestalt entworfen und bis 1511 mit mehren Unterbrechungen fortgeführt, wo man den Bau des zweiten Hauptthurms gänzlich aufgab. Pilgram aus Brünn war der erste Baumeister des Riesenwerks, und unter dem kunstreichen Hans Buchsbaum wurde das Hauptgewölbe des hohen Chors 1446 geschlossen. Anton Pilgram, Enkel des ersten Baumeisters, der zu dem großen Thurme 83 Jahre früher 80 Fuß tief unter der Erde den Grund gelegt hat, setzte 1433 den Adler auf dessen Spitze. 1449 schlug der Blitz in den Thurm und entzündete das Holzwerk; 1514 traf ihn abermals der Blitz; große Reparaturen wurden nöthig, deren Wiederherstellung 5 Jahre erforderte. Spätere Bauten betreffen bloß das Innere und nicht sowohl seine Verzierung, als Verunstaltung. — Eitelkeit, Prunksucht und Kunstverwilderung haben Sankt Stephan mit geschmacklosen Altären und Grabmonumenten ohne Zahl angefüllt. Von den 31 Fenstern, die sämmtlich ehemals mit den schönsten Glasmalereien angefüllt waren, sind jetzt noch in dreien die Gemälde erhalten. Die übrigen haben die Geschosse des Kriegs bei den vielen Belagerungen, welche Wien auszustehen hatte, zertrümmert.

Das räumliche Größenverhältniß von Sankt Stephan zur Peterskirche in Rom ist wie 1 zu 4. Seine äußere Länge mißt 321 Fuß; das Innere ist in 3 Schiffe getheilt, welche durch 18 freistehende, 8 Fuß dicke und 86 Fuß hohe Säulen getragen werden. Der Thurm hat vom Straßenpflaster bis zur Spitze eine Höhe von 421 Fuß; von dem Grundstein an aber mißt er bei 500 Fuß und er steht also der großen Pyramide von Gizeh an Höhe nur wenig nach, gehört überhaupt unter die 10 höchsten Gebäude der Erde. In den Türkenbelagerungen war der Thurm die gewöhnliche Zielscheibe des schweren Geschützes; er hat aber demselben jederzeit wie eine Felsmasse widerstanden. Nur die schwächere Spitze litt bei der letzten furchtbaren Belagerung Kara-Mustapha's so sehr, daß sie sich neigte und vor etwa 20 Jahren deshalb abgenommen und erneuert werden mußte.

Unter den unzähligen Werken kunstverdorbener Zeiten, von welchen Sankt Stephan voll ist, ragt Einzelnes hervor, welches die Bewunderung

aller Zeiten verdient und erhalten wird. Zuerst die Kanzel. 28 Fuß hoch erhebt sie sich mitten im Hauptschiff der Kirche als eins der herrlichsten Denkmäler deutscher Steinbildnerei. Wenn man die Zierlichkeit und Beweglichkeit der Formen an dieser ungeheuern Steinmasse aufmerksam betrachtet, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die alten Meister die Kunst verstanden haben müssen, den Stein zu gießen, oder im erweichten Zustande zu modelliren: denn daß der Meißel so etwas hervorbringen könne, übersteigt den heutigen Begriff von der Technik der Kunst. Und doch war's der Meißel allein, der das Wunderwerk gefertigt hat. Der Meister (Hans Buchsbaum) hat sein Bildniß mitten unter Aposteln und Kirchenfürsten recht naiv und sinnig angebracht: eine ernste Gestalt ist es, mit Winkelmaß und Zirkel. Das Dach der Kuppel ist kunstvoll aus Holz geschnitzt, mit unzähligen Figuren; eben so das Treppengeländer. Garstiges und unfreundliches Ungeziefer: — Frösche, Eidechsen, Schnecken, Schlangen, — kriecht und windet sich hinan, alles so naturgetreu, als ob es lebte. Diese Schnitzarbeiten und jene eben so kunstvollen an den Chorstühlen, sind wahrscheinlich von der Hand Jörg Sürlins, der 1469 die schönen Chorstühle in Ulm verzierte. In gleichem Kunstwerthe steht das Grabmal Kaiser Friedrichs IV., von Niklas Lercher in Straßburg 1513 vollendet. Der Meister hatte zwanzig Jahre daran gearbeitet. Es befindet sich vor dem Altare im Passionschore.

Nach dieser kurzen Umschau im Innern des Tempels besteigen wir den Thurm.

Nicht weniger als siebenhundert Stufen führen von dem untersten Eingange bis zur Region, in der die Thurmwächter ihre Wohnung haben. Doch ehe wir in deren Hände überliefert werden, haben wir eine Menge anderer zu passiren, und erst an der Spitze selbst, die man nur auf schwankenden Leitern zu erklimmen wagen kann, nimmt die Gefälligkeit der Thurmbewohner ein Ende. Ganz unten im Niveau mit der Kirche, macht gewöhnlich ein junger Geistlicher den Cicerone. Weiter hinan, bis zum Kirchdach, herrschen die Küster. Dann kommt man in das Territorium der Glöckner; oben schalten die Thurmwächter, und im Innern der Spitze geben Fledermäuse in ungezählten Schaaren das Geleit. Diese machen die Honneurs umsonst; alle andern lassen sie sich tüchtig bezahlen. Auf jeder Treppe und jedem Absatz haben diese Leute etwas zu zeigen, oder geben dem Beschauer etwas zu bewundern; bald eine große Glocke, bald eine Inschrift; bald ein Schallloch, durch welches irgend ein Lebensmüder oder Wahnsinniger sich hinabgestürzt hat, und sie erzählen seine Lebensgeschichte in Kauf. Die große Glocke wiegt 354 Centner, ihr Klöppel allein 1300 Pfund. Der Thurm wanke, sagt man, wenn sie geläutet werde.

Der Stephansthurm hat seine eigene Fauna und Flora, und sie ist merkwürdig genug. Letztere besteht meistens aus zahlreichen Cryptogamenarten, von welchen viele in ausgezeichneter Ueppigkeit an dem alten Gemäuer wuchern. Im Februar fängt die Wetterseite des Thurmes ordentlich zu grünen an, und sie dient den kundigen Wienern für ein Merkmal des kommenden Frühjahrs. Die Südseite hat dagegen wenig Pflanzen. — Krähen, Dohlen, Habichte machen den Stephan zu ihrem Spiel- und Sammelplatze; Eulen sind seltene Gäste, und selbst das Käuzchen soll nie heimisch sein. Dagegen haben alle Arten von Fledermäusen unzählige Kolonien gestiftet, und sie machen die größte Plage der Thurmbewohner aus, die, zumal bei ihren Nachtpatrouillen, vor diesen Koboldem Laternen und Angesicht nicht genug schützen können. Eine andere Plage sind die Schnaken. Man sollte es kaum denken, daß diese kleinen Insekten der Niederung bis zur Spitze fliegen könnten; man sieht sie zu Tausenden zwischen den durchbrochenen Verzierungen des Abends im Sonnenschein spielen. Stuben- und Stechfliegen kommen auch hinan, eben so mancherlei Käfer und das zirpende Heimchen. Der Spinnen sind Legion, und sie finden reichliche Nahrung. Ratten und Mäuse führen ihre Niederlassungen bis zur Höhe des Kirchdachs; weiter oben trifft man sie nicht mehr. —

Furchtbar ist die Janitscharenmusik der Winde auf dem Thurmriesen. Wenn Gott die Stürme entzügelt, wird jedes Schallloch zur Orgelpfeife und heult seinen eigenen Schreckenston. Denke man sich dazu das Kreischen und Sausen in allen Steinlöchern, Ritzen und Winkeln, das Wanken und Knarren der Geländer und Treppen, das Schlagen und Rasseln der Fensterläden und Thüren, das wilde Heer der vorüberjagenden Wolken und Nebelgestalten, das Leuchten der Blitze, das Prasseln des Hagels, das Gepauke des Donners — und die Sage, daß ein Fremder, der von einem Gewitter auf dem Stephansthurme überrascht worden war, in dem Glauben, der Tag des Weltgerichts sei gekommen, von oben hinabsprang in der Angst seiner Seele, wird nicht unglaublich erscheinen. —

Die Aussicht von dem Stephansthurm ist großartig. Wiens Häuserlabyrinth, mit seinem Glück und seinem Elend, fließt in eine chaotische Masse zusammen; die Märkte erscheinen tellergroß, die breiten Straßen wie schmale Furchen, die stolzen Paläste schrumpfen zu Kartenhäusern ein, die Menschen zu Ameisen; — aber weit öffnet sich das Land, bis an die Marken Ungarns dringt der Blick, über die Wahlstätten hin, wo so vielmal die Völker aus Ost und West mit einander um die Herrschaft der Welt gerungen, und in blauer Ferne thürmt sich das ewige Gemäuer der Alpen. Die Aussicht ist schöner, als selbst vom Wienerberge aus, und lohnt den ermüdenden Gang reichlich.

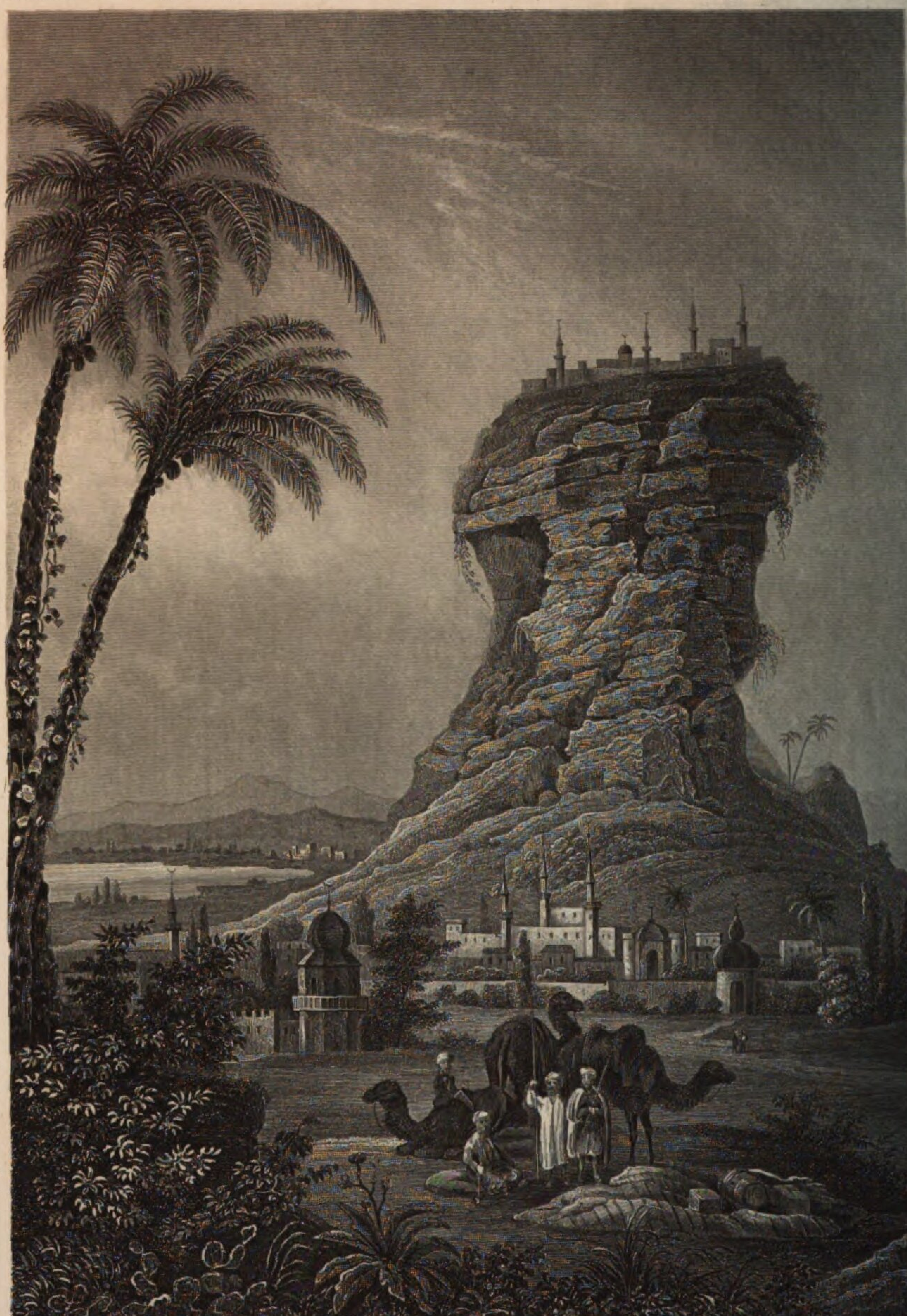
Nun hinab in die Katakomben des Sankt Stephan! —

Eine kleine Pforte an der Außenseite der Kirche bildet den Eingang in diese weiten Hallen des Todes; ein zweiter führt aus der Wohnung des Pförtners dahin, und dieser letztere ist der gewöhnliche. Der Führer reicht jedem Fremden ein Licht; er selbst zündet sich eine Wachsfackel an, und so gerüstet beginnt die Fahrt. Ein schmaler, schlechtgewölbter Gang führt zuerst zu einer großen steinernen Treppe. Man steigt hinab und es öffnen sich weite, kellerartige Gewölbe. Zu deren Seiten sind Gerippe, Schädel, Knochen in schöner Ordnung hoch bis an die Decke aufgeschichtet, und fort geht der Zug zwischen Wänden menschlicher Gebeine.

Plötzlich hält der Führer still. Er warnt; vorsichtig nähert er seine Fackel dem weiten Rande einer ungeheuern Gruft, die senkrecht in unbekannte Tiefen hinab führt. Das Licht fällt hinein: welch ein Anblick! nackte Todtengerippe, ohne Särge, in unendlicher Zahl, grinzen im wilden Durcheinander aus der Tiefe. Noch decken die Häute, zu Pergament verwandelt, die Glieder, denn in dieser Gruft verwesen die Leichen nicht, sie vertrocknen bloß, wie unter dem Bremer Dom. Man erkennt noch die Züge, den Ausdruck, den Charakter der gespenstigen Gestalten, und während du mit Schauergefühl in den Abgrund starrst, bückt sich der alte Mann über den Rand der Gruft hinab und faßt eines der Gerippe, hebt es hoch empor und schwenkt seine Fackel so, daß du alle Formen der Schreckensgestalt gewahren magst; dann schleudert er sie wieder hinab in den Abgrund, und das Mark in den Knochen erbebt dir vor ihrem Rasseln. Er nimmt ein zweites und drittes und viertes auf — einen Mann, ein Weib, ein Mädchen — und ladet ein, die Haut zu betasten, da sie noch nachgiebig sei, oder trommelt mit dem Finger auf der hohlen Brust. Während dieser Demonstrationen flattern aufgescheuchte Fledermäuse um die Lichter, und der Mann mahnt, die Hand vorzuhalten, daß sie nicht erlöschen. — Weiter geht's durch lange Gänge voll Gebeine, bis zu einer Halle, die wahrscheinlich in ältester Zeit als Todtenkapelle gedient hat. Undeutliche Massen von Schutt erheben sich vom Boden — lange dauert's, ehe das Licht den weiten Raum erhellt und das Auge die Gegenstände unterscheiden kann; — kletternd folgt man dem Führer auf eine Schutthaufenspitze und schaut sich um: welche gräßliche Scene! Du siehst dich auf Menschen stehen, denn aus Menschengerippen bestehen alle diese Haufen — und Leichname, noch mit der Haut bekleidet, grinzen aus jeder Ecke und von allen Wänden in allen Stellungen dich an. Wer das jüngste Gericht Michel Angelo's in der Peterskirche mit Schaudern sah, — hier findet er eine tausendmal gräßlichere Wirklichkeit wieder. Abermals treibt der alte Mann seine Kurzweil mit den Todten: bald zeigt er dir einen „schönen Mann“, bald

ein „hübsches Weib" — und er sucht und wühlt in den Gerippen umher, dir noch mehr zu zeigen, bis du, voll Ekel und Entsetzen, es ihm wehrst, und ihn zum Aufbruch treibst. Ehe er aber mit dir den Rückweg antritt, führt er dich zu einer zweiten, tiefen Gruft von großem Umfang, hält seine Leuchte niedrig und bittet dich hinunter zu sehen. „Da liegen viele Tausende", bemerkt er, „denn das Loch ist hundert Ellen tief." In geringer Entfernung davon gähnt eine weite Spalte im Gemäuer, und ein Schacht geht hinauf bis zum Fußboden der Kirche, mit der er durch eine eiserne Fallthür kommunizirt. Der Führer hält seine Fackel in den Riß der Mauer und bemerkt, sie sei geborsten vom Drucke der Leichenmassen. In diesen Schacht wurden noch vor 70 Jahren die Todten begraben, oder vielmehr nicht begraben, denn man ließ die Särge durch die Fallthüre mit Stricken ein Stück Wegs hinab und dann vollends hinunterstürzen. Noch sieht man zerbrochene Särge, aus denen Gerippe gähnen; manche hängen kopfüber, kopfunter, oder gucken halb unter den klaffenden Deckeln hervor. Eine Leiche hat sich im Sturze sogar zwischen die Mauerspalte hinein gezwängt und streckt dir ihre Arme entgegen, auf denen Fledermäuse krappeln, aufgestört von der Leuchte des Führers.

Doch genug. — Auch Joseph II. hatte sich einst in die Katakomben führen lassen, um die irdischen Reste von Oesterreichs großen Männern und Geschlechtern bei einander zu sehen; entsetzt über den Gräuel, den er gefunden hatte, schrieb er in derselben Stunde jenen denkwürdigen Befehl, welcher das Begraben in den Kirchen durch's ganze Reich verbot, und seit der Zeit erhalten die Grüfte von Sankt Stephan keine neuen Bewohner.



KASTEL und MOSCHEE der SEMIRAMIS

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Instit.in Hildbh. Eigenthum d.Verleger.

Kastell der Semiramis bei Wan.

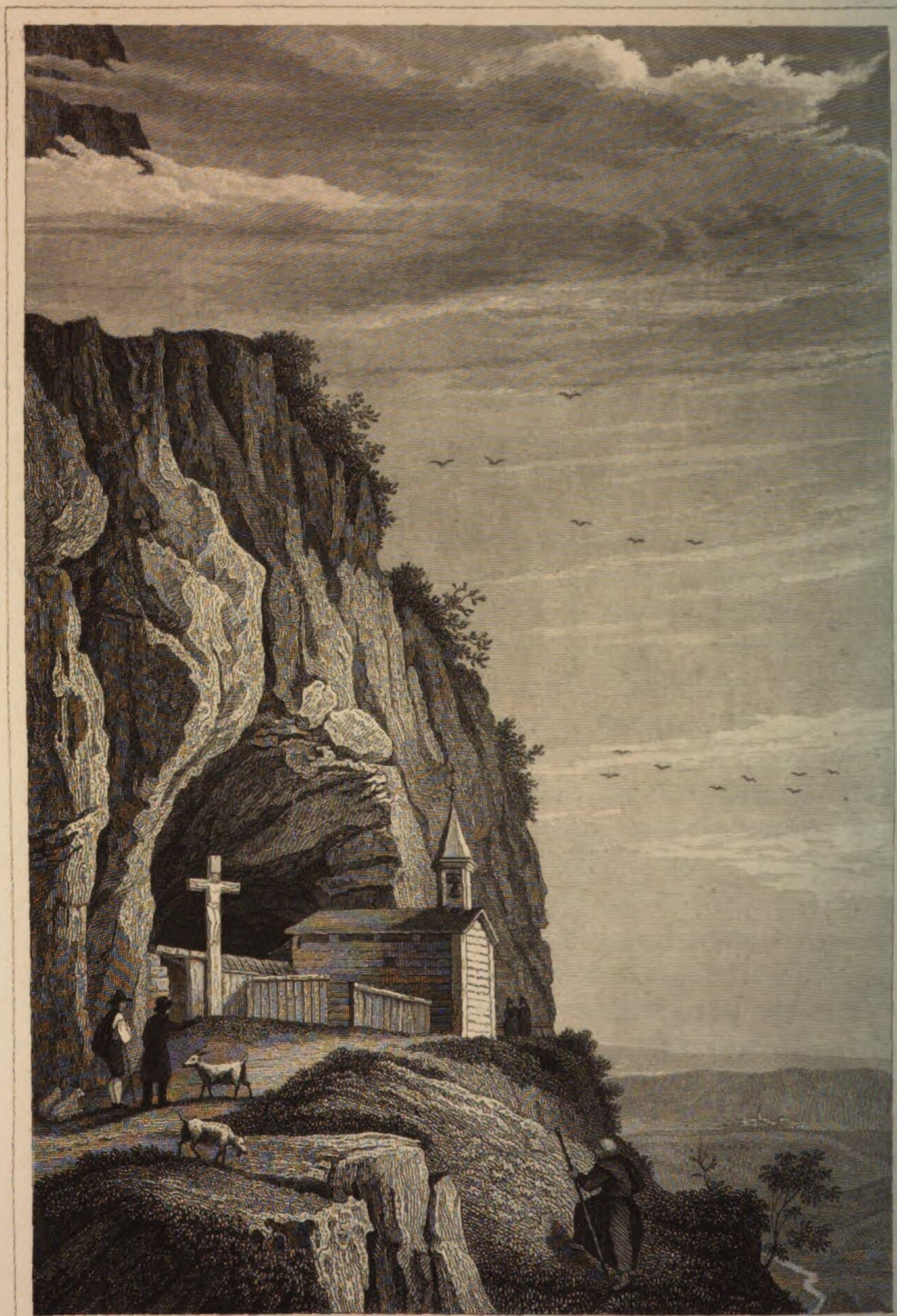
Im Süden des Gebirgs Ararat, im türkischen Lande der Kurden und Armenier, verzeichnet die Geographie einen großen See auf ihren Karten, dessen Umrisse bis jetzt nach Muthmaßungen gezogen worden sind. Es ist der Wansee, eines der vielen salzigen Gewässer Kleinasiens. Er ist etwa so groß wie das Marmor-Meer und umspült zwei Inseln, auf denen große armenische Klöster gebaut sind; belebt von Schiffen und Böten wie in alten Zeiten ist er nicht mehr. Vor dem Jahre 1847 war es nur wenigen Reisenden gelungen, einen forschenden Blick in diese Terra incognita zu werfen. Am weitesten drang wohl der französische Konsul Brant, von Erzerum aus, vor. Er rühmt die Schönheit der Gegend, so wie namentlich die sorgsame und treffliche Feldkultur der Armenier am Wansee, welche bei'm Säen die Körner nicht durch Handwürfe unregelmäßig zerstreuen, sondern die Saat durch Säemaschinen regelmäßig verbreiten sollen. Dagegen lebt ein großer Theil der Kurdenstämme noch nomadisch, und durch deren Wildheit und Ungastlichkeit ist das Land dem Fremden lange Zeit so gut wie versperrt gewesen. Der gefürchtetste Häuptling war Beder-Chan; seine Macht erstreckte sich rings um den Wansee bis Mossul, und er war es, der den Vernichtungskrieg gegen die Nestorianer und die chaldäische Bevölkerung jakobitischen Glaubens in Kurdistan so lange fortsetzte, bis Omer Pascha in der Schlacht auf der Hochebene von Dschesireh, am 30. Juni 1847, die Schaaren desselben zerstreute und ihn selbst gefangen nahm. Seitdem konnte man in Kurdistan reisen „mit dem Gelde auf dem Kopf", was im türkischen Styl so viel heißt, als Ruhe und Ordnung waren vollkommen hergestellt. Die Städte Dschesireh, Dschelamerk und Wan mit seinem Kastelle erhielten türkische Besatzung.

Die Stadt Wan liegt in einer großen Ebene, welche mit Dörfern und Gärten überstreut ist und an zwei Seiten von imposanten Bergen begrenzt wird. Eine merkwürdige Erscheinung ist der kahle Felsen, der dicht neben der Stadt mitten aus der Ebene schroff und allein emporsteigt, und dessen Scheitel die Festung der Stadt trägt. Es ist Granit, der hier in sehr mächtiger Entwickelung vorkommt und hohe steile vegetationsleere Felsen bildet; die Sage des Volks aber macht ihn zu einem Bau von Menschenhand und berichtet, die große Königin Semiramis habe ihn durch ihre Tausende von Sklaven aufbauen lassen. Das Andenken an Semiramis hat sich in diesen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten,

und unwahrscheinlich ist nicht, daß sie das Kastell auf dem Felsen, so wie die Stadt selbst bauen ließ. Der größte Geschichtschreiber der Armenier, der gelehrte Moses von Chorew, spricht sehr ausführlich von der Anwesenheit jener berühmtesten Herrscherin des Alterthums in Armenien, von dem Entzücken, in das sie beim Anblick des reizenden Landes gerathen, von den großartigen Bauten, die sie da aufführen ließ, namentlich von ihrem Palaste auf dem Felsen und den Sälen, Niederlagen von Schätzen, Gallerien ꝛc. in dem harten Gestein. „An allen Wänden des Felsens ließ sie Inschriften eingraben, um ihr Andenken für die Zukunft zu bewahren", bemerkt er zum Schluß. — Diese Inschriften in Keilschrift sind noch heute erhalten, es ist aber sehr beschwerlich und gefährlich zu denselben zu gelangen.

Die Citadelle, welche den Gipfel des Berges krönt, gewährt eine der herrlichsten Aussichten, war aber bis vor Kurzem in dem traurigsten Zustande; erst in der neuesten Zeit hat man Einiges für sie gethan. Leider fehlt es ganz an Wasser oben, das auf dem Weg an der Nordseite des Berges hinaufgetragen werden muß.

Ein Blick auf die Karte und in den Charakter der Kurden bietet uns für die Zukunft dieser schönen Länder auf noch lange hinaus nur trübe Bilder. Unser geistvoller Moritz Wagner wird Recht behalten mit seiner Ansicht von den Folgen des Siegs Omer Pascha's. Die Stämme, sagt er, werden eine Zeit lang ruhig bleiben und ihre Häuptlinge keine offene Auflehnung gegen die Autorität der Pforte versuchen. Aber das Volk wird bleiben, wie es war, nomadisirend, raublustig, sich in seinen Gebirgen als freien Herrn betrachtend und die Autorität der türkischen Statthalter verspottend. Bei der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung der Städte, bei dem fortschreitenden Siechthum des türkischen Reichs in Asien, wird das Vorhandensein eines zahlreichen, streitbaren und trotzigen Gebirgsvolks für die Pforte eine dauernde Gelegenheit und Gefahr bleiben. Anatolien kann kaum eine andere Zukunft haben, als, entweder in völlige Auflösung und Anarchie verfallend, eine Beute selbständiger Barbarenhäuptlinge, oder ein Anhängsel des nordischen Kolosses zu werden, dessen Fußtritt der feige Armenier, der entartete Stadttürke geduldig erträgt, während Kurdestan vielleicht die Rolle Tscherkessiens mit weniger Heldenmuth, aber mit derselben zähen Beharrlichkeit nachspielend, und noch heftiger durch mohammedanischen Fanatismus und Christenhaß entflammt, das Trauerspiel des Kaukasus noch über den Schluß unsers Jahrhunderts hinaus verlängern wird.



Martini sc.

Das APPENZELLER WILDKIRCHLEIN

(Schweiz)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh. Eigenthum d. Verleger.

Das Appenzeller Wildkirchlein.

Im Schooße des Kantons Sankt Gallen, auf zwei Seiten von hohen Gebirgen eingeschlossen, liegt ein kleines, naturschönes Land, übersäet mit kleinen Städten, Dörfern und Hütten, und in demselben lebt ein Völkchen und blühen ein paar Gemeinwesen gar eigenthümlicher und merkwürdiger Art. Appenzell, der kleinste der Schweizer Kantone, ist nur den siebenten Theil so groß, als das Herzogthum Meiningen; es mißt kaum 7 Geviertmeilen, und vieles Land ist überdieß unfruchtbarer Felsgrund; denn an seinen östlichen Grenzen, wo der Clamor und Säntis die weißen Häupter in die Wolken strecken, steigen die Gipfel 8000 Fuß hoch auf und lassen nur Alpwirthschaft, keinen Ackerbau zu. — Dennoch ist dieß Ländchen das dichtbevölkertste in Europa; es hat über 53,000 Bewohner, so daß fast 8000 auf die Geviertmeile kommen, und auf jede Familie kaum vier Morgen pflugbarer Boden. Fleiß und Genügsamkeit schaffen dennoch ein behagliches Dasein für Alle, und im Vollgenuß der Bürgerfreiheit sind die Menschen so glücklich und zufrieden, daß auch der Aermste sein kleines Vaterland mit Begeisterung liebt und Keiner an Auswanderung denkt. Was aber das Auffallendste ist: in diesem so engen Raume leben zwei Republiken, vollkommene Demokratien, in Eintracht neben einander, obschon sie in Religion, Sitte, Gesetzen, Lebensart, Volksbildung und Abstammung verschieden sind. Appenzell-Innerrhoden ist katholisch; es hat das höhere Gebirgsland inne und treibt vorzugsweise Sennwirthschaft. Außerrhoden hingegen folgt Zwingli's Glaubensbekenntniß. In Außerrhoden leben auf nicht ganz 4 Quadratmeilen an 36,000 Menschen, die Fleiß, Aufklärung und allgemeine Volksbildung unter den Segnungen der Selbstregierung, welche fast nichts kostet, wohlhabend gemacht haben und die eine Fülle von Glück und Zufriedenheit genießen, wie sie nur in den kleinsten Freistaaten der amerikanischen Union, in Rhodeisland und Connektikut, ganz so wieder zu finden ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse der beiden Republiken, deren Grenzen öfters wunderlich in einander greifen, hindert nicht das beste Einvernehmen zwischen ihnen, und seit ein paar Jahrhunderten ist der Friede zwischen diesen souveränen Gemeinwesen nicht ein einziges Mal durch Waffengewalt gestört worden. Woher diese Erschei-

nung? Beide Bevölkerungen haben die tiefste Achtung vor dem Recht und der Unabhängigkeit des Andern, und sind der Welt ein Beispiel, was Freiheit und Selbstregierung da vermögen, wo sie von einem verständigen Volke als Wahrheit geübt und gepflegt werden. Appenzell hat keine Staatsschulden und fast gar keine Abgaben; der kostspielige Regierungsapparat, wie er in den kleinsten Monarchien unentbehrlich scheint, ist dort ein unbekanntes Ding. Die Staatsämter sind Aemter der Ehren und des Vertrauens der Mitbürger; die wichtigsten sind ohne Gehalt; die meisten Staatsangelegenheiten werden in freien, allgemeinen Volksversammlungen berathen und durch Stimmenmehrheit entschieden. Der Regent, Landamman geheißen, ist nur durch seine Würde höher gestellt, als die Uebrigen; im Privatleben ist er allen Bürgern des Landes gleich. So verlangt es die Republik, während in den Monarchien das Amt den Personen Vorrang und Vorrechte gibt, die den Beamten von dem Volke scheiden. Die Demokratie wird allemal der Würde ihres Magistrats auch im gemeinsten Bürger Ehrfurcht zollen; aber dieser wird nie vergessen, daß kein Rang und kein Titel über dem des Bürgers steht, und das Volk allein alle Ehren im Staate verleiht. So war der letzte Landamman von Außerrhoden ein Bauer und Zimmermann, Namens Züricher. Morgens saß er im Rath und lenkte den Staat, Nachmittags lenkte er den Pflug, oder man sah ihn mit Axt und Richtmaß an der Arbeit. Da geschah es einmal, daß ein stolzer Patrizier aus einem andern Kanton zu ihm kam, um ihm eine wichtige Sache vorzutragen; und der Abgesandte, welcher ihn im Holze traf, das Schurzfell an, lüftete vor dem schlichten Mann kaum den Hut und trug ihm die Sache mit bedecktem Haupte vor. Als er fertig war, fragte Züricher, ob er die Meinung des Bauers oder des Landammans zu hören wünsche; worauf ihm jener erwiederte: er glaube mit dem Landamman von Appenzell-Außerrhoden zu sprechen. „So ziehen Sie den Filz", erwiederte dieser mit ruhiger Würde, „und fangen Sie Ihre Rede von vorne an, denn bisher hat sie nur der Bauer gehört." Und der Betroffene gehorchte und stammelte beschämt seine Entschuldigung. — Jeder Appenzeller glüht für die Freiheit, die er als sein höchstes Gut achtet, und wenn sie gefährdet schien, hat er nie gezaudert, Leib und Gut zu ihrem Schutz einzusetzen. In Appenzell ist das Waffenrecht Allen gemein, und jeder wehrhafte Mann erkennt es für seine Bürgerpflicht, vollständig gerüstet zu sein, um jeden Augenblick in's Feld zu ziehen. Schießvereine zu gemeinschaftlichen Uebungen sind über's ganze Land verbreitet, jedes Dorf hat einen solchen. Die Geschicklichkeit der Appenzeller Schützen ist allbekannt. Von ihnen heißt es: „Eher fehlt ein Schwab ein Scheunthor auf Armslänge, als ein Appenzeller auf 200 Schritt seinen Mann", und auf dem bedeutungsvollen Schweizer Volksfeste, das jährlich die Schützen aller Kantone zu Tausenden zum Freischießen der Eidgenossen um die Bundesfahne versammelt, sind's gewöhnlich Appenzeller, welche die höchsten Preise gewinnen. Was wären die Schweizer ohne

diese sorgfältige Pflege der Wehrhaftigkeit des Volks, welche sie in den Stand setzt, 150,000 Krieger auf einen Wink zur Vertheidigung der Unabhängigkeit und Freiheit an die Grenzen zu senden? Die Schweiz ist kaum halb so groß und so bevölkert, als Bayern. Nicht ihren Bergen, sondern ihrem furchtbaren Wehrsystem und dem Freimuth des Volks dankt sie die Erhaltung der Freiheit, welche die föderirten kleinen Republiken durch länger als 4 Jahrhunderte mit ihren Segnungen beglückte und auf eine so hohe Staffel der Gesittung hob.

Im grauen Kalkstein — so erzählt der treffliche Zschokke, den ich bei der nachfolgenden Beschreibung des Stahlstichs zum Führer nehme — im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen Ebenalp, 4620 Fuß über dem Meere wölbt sich eine geräumige Höhle. Da richtete schon in uralter Zeit die Frömmigkeit einen Altar auf, dem heiligen Michael geweiht; vor etwa hundert Jahren aber bauete an dessen Stelle ein wohlhabender, gottesfürchtiger Mann aus Appenzell, Namens Paul Ulmann, die Kapelle und stiftete ein Kapital zu ihrer Erhaltung. Fünfmal des Tags ertönt des „Wildkirchleins" Glocke durch die Stille der Berge und Alpen und ruft die Senner zum Gebete. Das Läuten besorgt ein alter Kapuziner, dessen Klause an dem Felsen klebt. Ihr Inneres — ein Stübchen mit einem Altar, und daneben ein Kämmerchen mit der Schlafstelle — ist ebenfalls eine natürliche Grotte. — Im Hintergrunde derselben öffnet eine Spalte das Gestein, breit genug, um einen Menschen durchzulassen, und der Einsiedler ist immer bereit, Reisenden, die zu ihm kommen, die Geheimnisse seiner Unterwelt zu zeigen. Er zündet dann Grubenlichter an, läßt die Neugierigen in die bereitgehaltenen Fahrkleider schlüpfen, und mit dem Knotenstock in der einen, der Leuchte in der andern Hand, tritt er in den Felsspalt und ladet ein, zu folgen. Bald thut sich ein weiter Saal aus einander. Er ist wohl 60 Schritte breit und 80 Fuß hoch. Wasser träufelt herab, wunderliche Tropfsteingebilde hängen an der Decke, alle Wände sind damit überzogen. Im Fond der Höhle klafft ein enger Gang. Vorsichtig geht's in demselben fort über Steintrümmer und Felsstücke, erst ziemlich eben, wohl hundert Schritte lang, dann aufwärts, dann steil und immer steiler; zuletzt sind Stufen gehauen: — endlich bleibt der Klausner stehen vor einer Thür; er schiebt mit seinem Schlüssel den Riegel zurück, die Angeln knarren — jetzt welche Ueberraschung! Sonnenlicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wiesengrün — eine weite, herrliche Alpenlandschaft! Es ist keine Täuschung. Unter dem Felspförtchen breitet eine Alpe ihre bunte Matte aus, du siehst die Rinder grasen, hörst die Töne ihrer Halsglocken und das Jodeln des Hirtenknaben, der sie hütet. —

„Ich stand einmal — schreibt der Aarauer Weltweise — in der Stille eines Sommermorgens da droben vor dem offenen Pförtchen. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Mein Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in die blau verdämmernden Fernen. Er fand keinen

Haltpunkt zum Ausruhen. Die zahllosen Hütten — wie Maulwurfshäuflein lagen sie an den Hügeln Appenzells — verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind zur Landkarte geworden, zum Mosaikbilde, worauf sich das Gewölbe des Himmels lehnt. Die Seele bebt vor der Unendlichkeit, der Blick flieht scheu zurück, er sucht das Nahe, er klammert sich an die benachbarten Alpenfirsten an; er senkt sich auf den Alpsee, der aus dem nahen Hochthale heraufglänzt; er sucht die schwarze Waldschlucht, er taucht hinab in den Wellenschaum des Schwändibachs. Die Milbe Mensch — sie bleibt in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt, als harrten sie noch der Ankömmlinge aus des Menschengeschlechtes Wiege, die auf den Hochebenen Asiens steht."

„So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten elliptischen Kreisen um die Sonne. Er war ein Planetenkeim — ein Komet; durchsichtig, dunstförmig, langschweifig streifte er im Aether umher — einem Vagabunden gleich, nur durch das Anziehungsgesetz unterthan seiner Herrin, der Sonne. Und Myriaden von Jahren vergingen, bis der Komet Erde verdichtete und der Kampf der Elemente begann, und Feuer und Wasser sich im langen, langen Kriege um die Herrschaft dieser kleinen Welt stritten. Während des Kampfes rauschten die Gewässer kochend um die glühende Kugel und es schieden sich die Schlacken, und sie hoben sich als Gebirge und Länder aus der Tiefe. Dann rollte sie wieder Jahrtausende auf Jahrtausende hin um die Sonne, mit ihren Urwäldern und Savannen, bis daß das Thiergeschlecht geboren wurde in der Tiefe der Meere, bis daß die furchtbaren Drachengestalten aus den Sümpfen emporgestiegen und das Reptil seinen Fuß setzte auf die Veste des Landes. — Und abermals rollte sie Aeonen lang um die leuchtende, wärmende, belebende Sonne; — die Vögel der Lüfte wurden nun geboren, die Wälder und Berge hallten wider von dem Brüllen des Löwen, und der Boden dröhnte von den Tritten des Mammuth. — Dann wieder Zerstörung — und nochmals Schöpfung — bis die Elohim in den vollendeten Gottesgarten traten! —"

„Von dem ersterschaffenen Menschen an bis zu dem Säugling, dessen erstes Lallen heute der Schöpfer hört — wie viele Jahrtausende gingen dahin! —"

„Vor meinem Blick zieht das Menschheitsleben vorüber. Zuerst die Nebelgestalten, dann die ersten Genossenschaften, dann die ersten Völker mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Tempeln, Priester-Königen und Tyrannen, ihren Entdeckern und Erfindern. Ich sah, wie Jakob im Traume, die Himmelsleiter des sterblichen Geschlechts. Ich sah, wie es hinanstieg von Stufe zu Stufe der Gesittung. Auf jeder Stufe standen Völker, standen Reiche, Jahrhunderte."

„Zuunterst — auf der ersten Staffel der Sage — sehe ich das Geschlecht im Zustande der Wildheit. Ohne Gesetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, fast ohne Sprache steht es da, der Natur unterthan, die es noch nicht zu beherrschen gelernt hat. Es genießt und vergißt. Es weint, es lacht, wie ein Kind. Jeder sinnliche Eindruck ist der Herr seiner Gefühle. Was ihn anglänzt, was seinem sinnlichen Auge gefällt, darnach hascht es; was seinen leiblichen Begierden gelüstet, darnach greift es. Es kennt kein Recht, es kennt keine Strafe, es kennt nur Rache, nur Furcht. Wer gibt Rechenschaft über die Dauer des Zeitraums, der diesen Zustand umfaßt? Einmal kehrt derselbe noch jetzt in jedem Menschen wieder: im Säugling an der Mutterbrust. Der wilde Mensch lag auch an einer Mutterbrust, an der Brust der Natur. —“

„Der Säugling Menschheit erstarkt. Er klimmt als Knabe zur andern Stufe der Gesittung hinauf. In Sagen und Sängen leben die Erfahrungen und Schicksale vergangener Geschlechter fort. Die Familie hat zum Verein von Familien, zur Stammverbindung, hingeleitet. Die Alten lehren; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib ist Magd, der Besiegte Sklav. Unerschrockenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, Verachtung des Schmerzes, des Todes gelten als die höchsten Tugenden. So waren die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus, die Gälen Ossians. Nur vor Einem erbebt der Trotz und die Kraft: vor Dem, den die Faust nicht zwingen, der Pfeil nicht erreichen kann. Es ist die unsichtbare Gewalt im Blitz, der den Fels spaltet, im Donner, der die Berge erbeben macht, im Sturm, der den Wald bricht; die Macht, welche Sonne und Mond ruft und verfinstert. Der Mensch ahnet einen großen Weltgeist, der über Alles herrscht, er ahnet — Gott.“

„Und wieder vergehen Jahrhunderte, und wieder eine Staffel ist erstiegen. Der Knabe Menschheit reift zum Jüngling. Die Keime von Staat, Kunst, Religion gewinnen festere Formen. Die Einbildungskraft ist der Genius der Jugend; sie herrscht; nicht Vernunft, nicht Verstand. Zu Außerordentlichem, Riesenhaftem, Uebermenschlichem drängt's die jungen Völker — nur das wird bewundert. Die stärksten Leidenschaften fahren und paaren sich wild durcheinander: Rohheit mit Zartgefühl, Grausamkeit mit Edelmuth, Freiheitsstolz mit Knechtsgeist, Ueppigkeit mit Weltentsagung. Der Staat hat in dieser Periode nur Leibeigene und Bevorrechtete, Erbadel und Priesterthum; despotische Göttersöhne, oder die Gottheit selber auf dem Thron, von Altardienern umgeben. Im Wesen der Majestät sieht er Uebernatürliches, und die Religion wird auf Seite des Volks Schwärmerei und blinder, Berge versetzender Glaube, — auf der Seite der Priester aber ein Puppenspiel des Betrugs und der Arglist. — So sehen wir das Alterthum, nachdem es getreten ist aus den Nebeln der Sagen, in Aegypten, in Indien, am Euphrat, in Griechenland.“

„Die nächste Staffel führt in die jüngern Zeiten, da der Verstand die Herrschaft der Einbildungskraft bestreitet. Auf dieser höhern Sprosse sehen wir die Menschen klüger, aber nicht besser; wir sehen die Nationen glänzender, aber nicht glücklicher. Die Priester-Könige sind verschwunden, wie früher die Heroen verschwanden, die Klugheit ringt mit der Kraft, die Arglist mit dem Genie und — gewinnt den Preis. Ehre, Gewalt und Geld sind die Hebel der Unternehmungen, Vernunftgesetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen der schlauen Berechnung; materielle Interessen dominiren über die geistigen. Die Kunst wird zur Magd, und der wechselnde Geschmack diktirt ihr die Regel, der sie folgt. Sie dekorirt den Hochmuth; sie legt dem Dünkel der Mächtigen um schnöden Lohn den Kranz der Unsterblichkeit um das Haupt. Prachtstädte, Handelsstraßen, Flotten, stehende Kriegsheere, Hochschulen kommen auf; die Gewalt beherrscht die Idee, für jeden schwellenden Druck der geistigen Kraft hält sie einen materiellen Gegendruck in Bereitschaft."

„Der Despotismus kleidet sich endlich in milde Formen, um — absoluter zu herrschen, und die Selbstsucht zieht das Gewand der Vaterlandsliebe, Menschenliebe, Gottesliebe an. Schulen und Kirchen, Schauspielhäuser und Rednerbühnen ertönen von Tugend; doch man verlacht im Stillen Den, der ihnen Vermögen und Lebensfreuden hinopfert ohne stattlichen Ersatz. Die Klugheit ist an die Stelle der Weisheit getreten, und Der heißt der Klügste, der an Arglist der Reichste ist und, den Schalk im Herzen, sich am ehrlichsten stellt. Jede That wird zum Produkt der Berechnung, und Gewinn wird ihr alleiniger Zweck. Alles Reine, Hohe, Edle, Uneigennützige wird negirt von vornherein, und wo es sich sehen läßt, wird es vergiftet von der Verläumdung und herabgezogen in den Schlamm der Gemeinheit, in dem das Geschlecht sich wälzt. Der Mensch hat zwar aufgehört, der Leibeigene des Andern zu sein; der Staat aber wird zum Bagno, und der Herrscher kennt nur Freigelassene und Sklaven. Der Staatsbau ist gar kunstreich; Stockwerk auf Stockwerk thürmt sich bis zur Spitze; — oben wohnt die Herrschaft, unten das Gesinde; oben die Faulheit, unten der Fleiß; oben der Genuß, unten die Entbehrung. Minoritäten haben das Wohlergehen als Privilegium für sich; die Mehrzahl hat das Darben und Verderben allein. Die Bildung gehört nicht allen, sondern einzelnen Klassen, und oft wird sie von diesen als ein Werkzeug zur Unterdrückung gebraucht. Aufgelöst ist das Volk in Stände; aber Jeder spricht von der Nation, und wenn schmutziger Eigennutz seine Interessen vertheidigt oder fördert, dann hat er stets die Ehre und das Wohl Aller im Munde. Sogar die Beutelschneiderei der Finanz verbirgt sich hinter der öffentlichen Glückseligkeit, die ihr am Herzen liegt, wie dem Satan die Freuden der Engel. Da aber Jeder, welcher Macht hat oder Einfluß, am Staate mitbauen hilft zu seinem Vortheil, welcher nothwendig mit Anderer Vortheil streitet, so wird der Staat selbst zu einem widerspruchvollen



ZARSKOE

Aus d. Kunstanst d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

Flickwerk der wunderlichsten Formen und der verschiedensten Einrichtungen, deren Tendenzen einander entgegenlaufen. Seine Organisation endigt nie; sie verläuft sich in's Chaos; die Ueberbleibsel der Vorzeit mengen sich mit vernunftgemäßen Satzungen und Stiftungen; mit den Gesetzen draconischer Strenge und Barbarei proklamirt man die Grundsätze der Philanthropie und Humanität, und an die finstern Verließe der Ritterburgen baut der moderne Staatskünstler seine Hütten, in denen Arglist und Gewalt, Dummheit und Ohnmacht, Uebermuth und Feigheit, Aberglaube und Unglaube bei einander wohnen."

„Auf dieser Staffel stehen wir; sie ist die — Gegenwart. Sehnsüchtig schaut die Menge hinan zu den höhern Stufen und fragt: wie wird es da sein? Und manche Zweifel knüpfen sich an die Sehnsucht."

„Getrost! — Schon auf der nächsten Sprosse sehe ich, was die Gegenwart dem verirrten Geschlecht nicht geben kann: — Zustände größern und allgemeinern Menschenglücks. Wohl sehe ich auch da noch Reichthum und Armuth; jedoch keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch in Zwilchgewand. Ich sehe noch Starke und Schwache; aber die Freiheit als heiligen Besitz für Alle, und das Gesetz und sittliche Gefühl über Alle. Ich sehe im Staate die Gleichberechtigung als Wahrheit; ich sehe das Weib in der bürgerlichen Gesellschaft im vollen, unverkümmerten Genuß aller Rechte des Mannes; ich sehe es neben ihm, nicht unter ihm. Ich sehe zwar noch Sünder und Strafen; aber die Strafe ist nicht mehr Rache, sondern das Besserungsmittel des Irrenden. — Ich sehe — — — —"

„Ach, meine Himmelsleiter und alle Gesichte verschwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Waldkirchleins, murmelte ein Ave Maria und bot mir nebenbei aus der buchsbaumenen Dose eine Prise."

Zarskoe in Rußland.

Zarskoe, der Sommersitz des Kaisers von Rußland, liegt ungefähr drei deutsche Meilen südlich von Petersburg. Es ist ein wunderliches Aneinander bunter und glitzernder Bauherrlichkeiten in einem dem widerstrebenden Klima aufgezwungenen Paradiese von Gärten, Wäldchen, Blumen, Seen und anderen Ueberraschungen. Sein Anfang war bescheiden. Peter der Große und seine Gemahlin mußten auf einer Reise im Jahre 1710 das Gütchen Sari berühren. Deshalb hatte man daselbst zwei kleine hölzerne

Häuser errichtet, das eine für das Herrscherpaar, das andere für das Gefolge. Bei jenem legte man eine Orangerie für Obstbäume an, denen das nordische Klima zu rauh war, und unweit davon in der waldreichen Gegend der duderhofschen Berge einen Thiergarten. Aus der Nähe wurden Bauernfamilien beigezogen, um Leben in die Landschaft zu bringen, Geistliche und Kirchendiener folgten diesen nach, 1716 weihte man die erste hölzerne Kirche ein, eine Kronschule für die Kinder der Eingepfarrten wurde nöthig, und so konnte bald nachher der so entstandene Ort seinen ursprünglichen Namen Sarskoje vertauschen mit Zarskoje-Selo, d. i. Kaiserdorf. Katharina I. ließ dann das erste steinerne Haus bauen, an dessen Stelle Kaiserin Elisabeth 1744 ein prächtiges Schloß setzte. Alle späteren Regenten sorgten gleicherweise für die Erweiterung und Ausschmückung der neuen Anlage. Ein im Jahr 1822 abgebrannter Theil des Schlosses wurde sogleich wieder hergestellt, und so ist Zarskoe noch gegenwärtig in Rußland ein Gegenstand des Staunens der Fremden und das Entzücken aller Einheimischen.

Dieses Lustschloß hat bei drei Stockwerken Höhe eine Länge von 780 Fuß. Aus der Ferne sucht der Bau durch Größe und majestätische Haltung zu imponiren, je näher man ihm kommt, desto barocker und überzierter erscheint er, wenn auch die Vergoldung, welche ehedem die ganze Front bedeckte, längst dem dauerhafteren Oelanstrich hat weichen müssen. Die flitterstolze Ueberladung hat auch die inneren Räume möglichst verschnörkelt, und das erhält, trotz des ungeheueren pekuniären Werthes vieler Einzelnheiten, den Beschauer stets in heiterer Stimmung, er mag nun in Zimmern stehen, deren Wände und Decken von Jaspis, Achat, Marmor, Lapislazuli und Mosaik strotzen, oder die vollständig mit dem herrlichsten Bernstein oder ganz mit dem kostbarsten Perlmutter getäfelt sind. Die kaiserliche Kapelle besitzt mehre gute Bilder; von außen prangt sie mit fünf stark vergoldeten Kuppeln.

Neben dem Schlosse steht die Marmor-Gallerie des Architekten Cameron, ein kühner, aber ruhiger und gehaltvoller Bau, dessen lichte Kolonnade einen langen Saal umschließt, welcher leider nur die Bestimmung hat, bei schlechtem Wetter dem Hofe das Spazierengehen möglich zu machen. Wozu dann die herrlichen der Antike nachgeformten Bronzebüsten von Griechenlands und Roms größten Regenten und Helden, Denkern, Dichtern und Rednern? Selbst Fox, der britischen Freiheit Wortführer, steht hier, und zwar zwischen Demosthenes und Cicero. Alle Drei beobachten das tiefste Schweigen, denn sie wissen, nur dazu sind sie hier aufgestellt worden; den Lebenden hätte man wohl weitläuftigere Räumlichkeiten angewiesen. — Von der Spitze dieses Heroen-Pantheons aus, der Hauptzierde unseres Bildes, blickt man weit über die Seespiegel und Blumenauen, Wiesengründe und Waldgruppen des Parks, zu dem wir, an hängenden Gärten vorüber, nun gelangen.

Der Park gleicht einer ungeheueren Raritätensammlung im Freien, in welcher auch ernste und herrliche Werke vom höchsten Kunstwerth Raum gefunden haben. Der ansehnlichste Bau ist das Sommerpalais, des Kaisers Alexander I. Lieblingssitz, das einen Schatz trefflicher italienischer und sicilianischer Landschaften von Hackert und Anderen bewahrt. In der Kapelle der künstlichen Ruinen eines alten Schlosses steht Danneckers berühmtes marmornes Christus-Standbild, auf einem Granitblock im Waldschatten ruht die schöne Najade, in der Meierei Marienthal sind Kaiserzimmer mit Gemälden von Wouvermann, Kuyp und Potter, und in den Ställen und auf den fetten Triften Stammheerden aus England und Holland, der Schweiz und der Ukraine. Ein Arsenal bietet wieder ganz besondere Sehenswürdigkeiten an Waffen und Rüstungen, Weiberröcken und Tabaksdosen, Kindertrommeln und Taschenmessern, Alles von berühmten und hohen Personen. Und zwischen all' den chinesischen Dörfern und türkischen Kiosks, den Treibhäusern und Tempeln, Felsen und Brücken, Wasserfällen und Inseln, Götterbildern und Baumriesen ist auch dem Verdienste seine Krone geworden: Denkmäler ragen hier auf für Romanzow und Tschesmenskoi, wie für die im Befreiungskampf gegen Napoleon gefallenen Krieger. Eine Granitpyramide erinnert sogar an die drei Lieblingshunde der Kaiserin Katharina II. und zugleich daran, daß selbst die gewaltigsten Charaktere zu ihren großen Liebhabereien der kleinen nicht völlig entrathen können.

Aus dem Kaiserdorfe ist gegenwärtig ein Städtchen geworden, welches viele vornehme Familien zum Sommeraufenthalte wählen und das ein Lyceum, ein Kadettencorps und etwa 1000 Einwohner hat. Auf einer nahen Anhöhe wurde eine gute Sternwarte errichtet. Zarskoje-Selo war endlich im Besitz der ersten russischen Eisenbahn, nach Pawlowsk, und ist gegenwärtig auch mit Peterhof und Petersburg durch Schienenwege verbunden.

Astor-House in Newyork.

Wer ist wohl das Bürschchen, das, den Ranzen auf dem Rücken, den Stecken in der Hand, zu Fuß dort den Rhein entlang wandert, das Fährgeld für die Markt- und Frachtschiffe des Stromes sparend? Man sieht es den Schuhen, die er auf dem Ränzel trägt, an, daß die Füße noch hineinwachsen sollen, und weil er barfüßig geht, erkennt man es genau, daß seine letzten Kinderschuhe daheim noch nicht zerrissen sind. Trotzdem tritt er fast keck auf, und es geschieht nicht ohne stolzes Augenleuchten, wenn er die Leute auf der Landstraße fragt: „Saget, wohin geht der Weg nach London?" Aber er findet seinen Weg selbst bis an die Küste und auf ein Schiff. Und wie sie in London am Thore nach seinem Namen fragen, antwortet er: „Ich bin der Johann Jakob Astor von Walddorf in der Pfalz am Rhein."

Das ist der Anfang eines Mannes, der vierzig Jahre später der oberste Millionär Newyorks war, dessen Schiffe alle Meere befuhren.

Astor hatte von daheim ein kleines Vermögen mitgebracht, dem er jeden Pfennig seines saueren Verdienstes zulegte. Aber die Ahnung, die schon den Knaben erfüllt und die ihn so früh in die Fremde getrieben hatte, die Ahnung, daß er einst ein sehr reicher Mann werden solle, wollte in London nicht in Erfüllung gehen. Deshalb bestieg er, nach sechs- bis siebenjährigem Aufenthalt in England, ein anderes Schiff, das ihn nach Baltimore in Nordamerika trug. Der etwa zwanzigjährige junge Mann hatte für einen großen Theil seiner Baarschaft Waaren angekauft, von denen er sich einen vortheilhaften Handel versprach. Den Rest des Vermögens in der Tasche und voll Vertrauen, daß seine Knabenahnung zur Wahrheit werden müsse, so schwamm er dahin, auch „ein Cäsar und sein Glück." —

Wie klug Astor schon damals sein Glück mit dem Verstand festzuhalten wußte, zeigte er sowohl in der Wahl der Zeit seiner ersten Handelsreise nach Amerika, als in der weisen Benutzung des Fingerzeigs, den ihm die Jahreszeit gab, zu welcher er in der Chesapeakebai ankam. Erst im November 1783, nachdem der nordamerikanische Befreiungskrieg vorüber und der Friede mit England geschlossen war, bestieg er das Schiff, mit dem er in der grimmigsten Kälte des Januar 1784 fast drei Monate vor Hampton Roads im Eise stak. War durch den Friedensschluß eine wahrhafte Freudigkeit der Bewegung in alle Geschäfte gefahren, die jedem Unternehmen Heil verkündete, so wies die Winterstrenge unseren Astor von selbst auf die Wichtigkeit des Pelzhandels hin. Ein Landsmann wurde sein Führer auf den ersten Wegen des neuen Geschäfts. Für den gewinnreichen Erlös



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

ASTOR HOUSE

(NEW-YORK)

Eigenthum d. Verleger.

seiner Waaren versah Astor sich in Newyork mit einer guten Auswahl von Pelzen, mit denen er mit erster Gelegenheit wieder nach London fuhr. Das Geschäft entsprach seiner Berechnung, und noch in demselben Jahre kehrte er nach Amerika zurück mit dem Entschluß, sich fortan ganz dem Pelzhandel zu widmen. Die Pforte zum Mammon war entdeckt; ein Astor konnte nicht zögern, sie aufzuschließen.

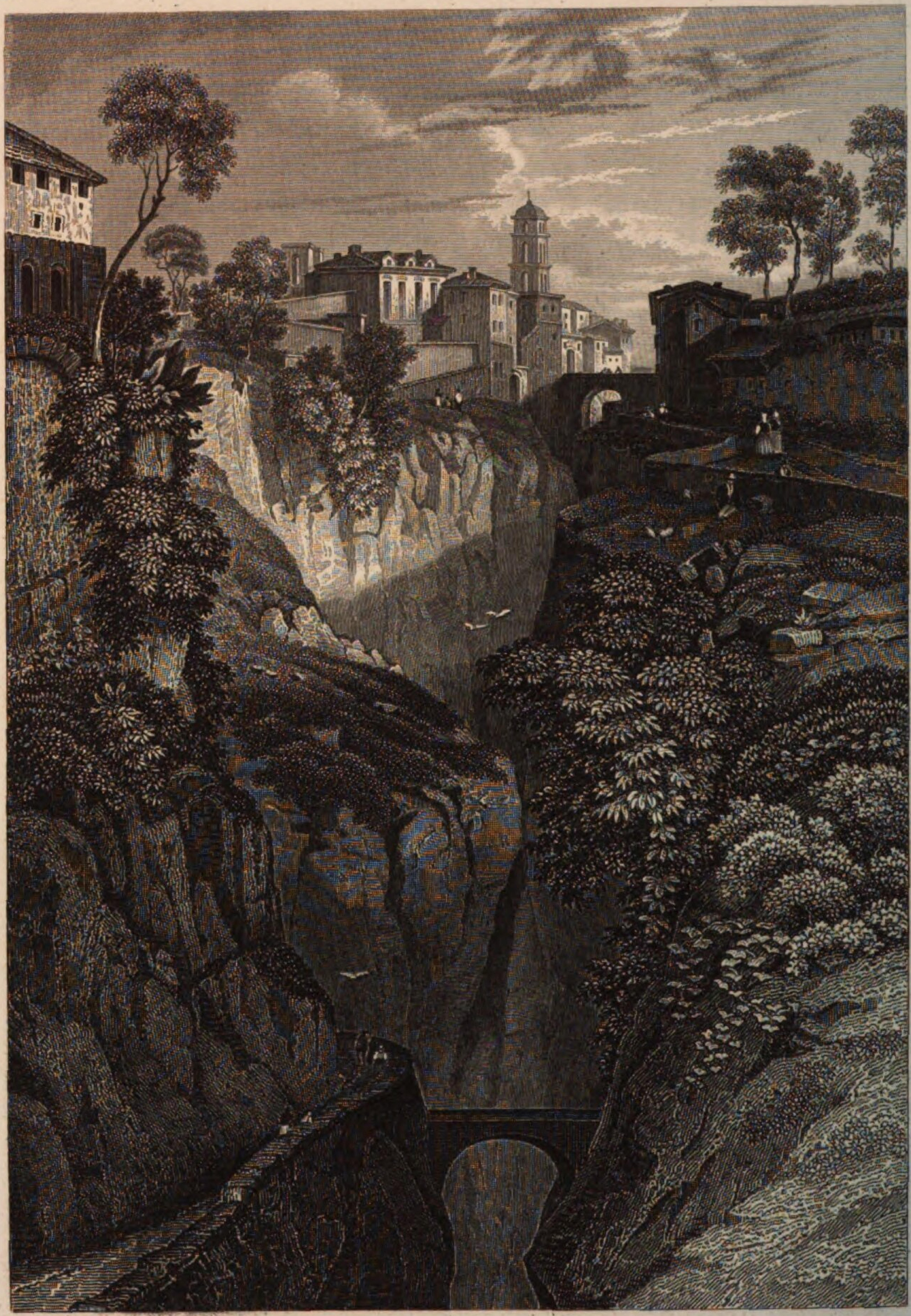
Der Pelzhandel konnte damals noch kein geregelter Geschäftszweig in Nordamerika sein, weil die alten kanadischen Pelzkompagnien, namentlich aber die mächtige Mackinaw-Kompagnie, jede direkte Verbindung der Amerikaner mit den Indianern mit allen Kräften zu verhindern suchten. Indeß waren Astor durch glückliche Unternehmungen die Flügel bereits gewachsen zu höherem Flug, obwohl er diesen erst 1809 beginnen konnte. In diesem Jahre wirkte er sich von der Regierung des Staats Newyork das Privilegium zur Gründung einer „Amerikanischen Gesellschaft für den Pelzhandel" aus. Das Einlagekapital war zu 1 Million Dollars festgesetzt, sollte aber bis auf 2 Millionen erhöht werden können. Diese „Gesellschaft" war — Astor allein. Die Firma war ihm in der That nur ein Schild für das Publikum. Nach diesem ersten Sieg über seine Nebenbuhler geschah der zweite, für immer entscheidende: im Einverständniß mit einigen Aktionären der ihm günstigeren Nordwestkompagnie kaufte Astor sämmtliche Aktien der Mackinaw-Kompagnie auf und verschmolz diese mit seiner „Amerikanischen Gesellschaft" zu einer „Südwestkompagnie". Von da an steht Astor unter den Größen der Union, und nur Großes beherrscht sein Wille. Seine Schiffe trugen vom oberen Missouri seine Waaren nach New-Orleans, dort befrachteten sich Seeschiffe damit und fuhren nach Europa und bis nach China, heimwärts mit den Gegenständen des Baratthandels die Räume füllend. Und all' diese kolossalen, weltumlaufenden Geschäfte leitete Astor in Newyork von seiner einfachen Schreibstube aus mit deutscher Ruhe und Ordnung und mitten zwischen Millionen mit der Sparsamkeit des Anfängers.

Nur ein Unternehmen ist dem immer glücklichen Mann nicht gelungen: es war für seine Zeit selbst in Nordamerika noch zu groß. Er wollte nämlich von St. Louis aus durch die Indianergebiete bis zum Columbiastrom feste Handelsstationen gründen, an der Mündung des Stroms ein Fort zum Schutz einer Kolonie errichten und diese mit Newyork durch eine geregelte Schifffahrt um die Südspitze Amerika's herum in ununterbrochene Verbindung bringen. Dieses geniale Netz von Plänen zerriß der englisch-amerikanische Krieg von 1812. Der großartige Gedanke fand seinen Lohn nur in dem Ruhme, der durch die ohne Zweifel glänzende Zukunft von Astoria, als dem ersten von Astor gesetzten Markstein der friedlichen Eroberung Oregons durch die Union und der Handelsstätte, die man schon jetzt das „Newyork des stillen Meeres" nennt, des Gründers Namen in ferne Zeiten tragen wird.

Astor starb in Newyork am 29. März 1848, in seinem 86. Lebensjahre. Seine Hinterlassenschaft wurde auf 30 Millionen Dollars geschätzt. Der Stadt Newyork hatte er, zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek, 350,000 Dollars vermacht. Für seine ungeschwächte Theilnahme am Schicksale seiner deutschen Landsleute zeugt der Astorfonds, eine bedeutende Summe zur Gründung einer Anstalt, durch welche deutsche Einwanderer gegen die Betrügereien der großen Fremden-Empfangs-Gaunerschaften in Newyork möglichst geschützt werden sollten. Astor konnte in seinen späteren Jahren kaum noch deutsch sprechen, aber deutsch gefühlt hat er bis an sein Ende.

Das Astor-House ist in sofern ebenfalls ein dauerndes Zeugniß vom deutschen Geist seines Erbauers, als es sich durch das schöne Ebenmaß seiner Verhältnisse, durch Einfachheit und feinen Geschmack in der Dekoration, durch Solidität und imponirende Massenhaftigkeit seiner Struktur, eine verschwenderische Geräumigkeit seiner inneren Einrichtung und durch einen gediegenen, allem Flitterstaat fremden Luxus vor den monotonen Kasernen oder fensterdurchbrochenen Laternen oder mit sinnlosem Schnörkelkram überladenen Putzschränken, aus welchen die gerühmten Neubauten Newyorks bestehen, sehr vortheilhaft auszeichnet. Vor dem gebildeten bau- und kunstverständigen Urtheil besteht das Astor-House unbestritten als das schönste Gebäude der Stadt.

Das Haus kehrt nach dem Broadway, der Hauptstraße Newyorks, eine imposante Fronte von 201 Fuß Länge, und führt seine eben so schönen Flanken 154 Fuß in die Barclay- und 146 Fuß in die Vesey-Straße. Die Höhe ist 77 Fuß. Der ganze Bau besteht aus dunkelgrauen Granitquadern; ein schöner Portikus aus polirten Porphyrsäulen führt zu einem prächtigen, von eben solchen Säulen getragenen Treppenhaus. Die Kosten des Baues sollen nahe eine Million Dollars betragen haben. Seiner ursprünglichen Bestimmung eines Palastes für öffentliche Ausstellungen, Gallerien, Sammlungen, Vorlesungen, Konzerte rc., wurde Astor-House durch die Erben des Erbauers entfremdet. Es wurde zu einem Hotel umgewandelt und gilt, mit seinen 500 Zimmern, als eine der besuchtesten und berühmtesten Fremdeneinkehren in Newyork. Als solche wirft es den Besitzern natürlich eine höhere Rente ab, als wenn seine Räume die vom Erbauer eingeladenen Gäste beherbergten, welche keine Miethe zahlen.



SORRENT

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

Sorrento.

(1848.)

Natur! du warst die Freudenspenderin meiner Jugend und schmücktest meine Erinnerungen mit deinen Kränzen. Schon als Knabe war ich nirgends froher, als in deinen Armen. Ich suchte dich auf im Schatten des Tannenwalds, am murmelnden Bach, in der dunkeln Felsschlucht, in Feld und Au; der erste Sonnenstrahl grüßte mich auf dem Berge, und im Abendthau bestieg ich die Höhe, um den ersten Blick des aufgehenden Vollmonds zu genießen. Die Natur war mein Katechismus, und am Sternenhimmel las ich die Gebote Gottes.

Und als ich herangewachsen war zum Jüngling, da warst wiederum du es, die mich das Ränzchen schnüren und wandern hieß, um deine Herrlichkeit auch in der Ferne zu sehen. Du zeigtest mir die Ufer des Rheins, die Thäler des Harzes, die Triften Holsteins und die Ebenen Niederlands mit ihren Heerden und einem Volke, ausgeprägt unter dem Stempel der Freiheit.

Als Mann führtest du mich in fremde Länder und auf die Wogen des Oceans. Wie groß und hehr bist du mir da erschienen! Im Spiegel des Weltmeers sah ich die Unermeßlichkeit Gottes, im Rauschen der Wogen vernahm ich Psalmen, in den Stürmen ahnete ich die Zukunft meines eigenen Geschicks. Wenn ich in mondheller Nacht auf dem Verdeck stand, dann umschwebten mich die Gedanken an Ewigkeit, Unsterblichkeit und Menschenbestimmung, keimten die Pläne und Vorsätze für künftige Tage und für große und hochgesteckte Ziele. Damals sah ich in Allem Harmonie, und Harmonie war in allen Dingen meines eigenen Wesens. Jede Naturschönheit riß mich zur Bewunderung hin für den Schöpfer, und in die Saiten einer reichen Seele und eines weichen Gemüths schlagend, entlockte sie ihnen helle Töne. Noch war nichts verstimmt unter dem Hammer des Unglücks; nichts verbittert von tausendfacher Täuschung; nichts zertrümmert durch den Sturz von mühsam erklimmten Höhen; nichts in Unordnung gebracht durch dämonischer Gewalten grausames Spiel. Aus jeder neugeöffneten Pforte der Naturherrlichkeit rief mir die Stimme Gottes entgegen als religiöse Offenbarung, als ewige Weisheit. Mein Herz nahm ihre Lehren mit Andacht auf und mein Verstand stellte aus ihnen die Schatzkammer

des Lebens zusammen. Glückliche Zeit! Wie auf Adlerflügeln erhob sich mein Geist in deinen Armen, gütige Natur, und zündete die Fackel an am Feuer des Himmels.

Verlornes Paradies! Nicht mehr folgt meine Phantasie dem Kometenfluge, und die Tage starker Entschlüsse für das aufsteigende Leben sind vorüber. In den matten, langen, düstern Schatten der Abendsonne sitzen Mißmuth und Kummer. Am rauhen Pfade sprießt nur selten noch ein Blümchen, und zagend dringt der Blick in eine dunkle Zukunft. Nur ein Gedanke leuchtet beständig: „Jenseits der Mitternacht ist Morgenroth und jenseits des Grabes ist die Heimath.“ Gedanke — Funke des lebendigen Gottes — du wirst mich nicht verlassen.

Zu den Widersprüchen, deren mein Leben voll ist, gehört auch der, daß ich, dem die Wanderlust von frühester Jugend an als unwiderstehlicher Drang inne wohnte, in ältern Jahren recht geflissentlich darauf hinarbeitete, mich mit unzerreißbaren Banden an die Scholle zu fesseln, auf der ich lebe, und Alles, was ich von der Welt nicht in jüngern Jahren gesehen hatte, meinem leiblichen Auge für immer verschlossen blieb. Nur mit dem geistigen Blick darf ich mich noch umschauen auf Gottes Erde, und indem ich es thue, flackert die Liebe zum Schönen in der Natur oft in ihrer ganzen Stärke auf. Gesegnete Stunden, wo der Geist sich verjüngt und sich aufringt zum Vergessen seines Wehs!

Sorrentino generosos palmite colles.
Ov. Met.

Wer das eigentliche Hesperien (die Italia felix), das Goethe's Lied besingt, kennen lernen will, muß von Neapel aus das 20 Miglien entfernte Vorgebirge Campanella, das Promontorium Minervae der Römer, besuchen. Als eine Halbinsel tritt es weit in's Meer hinaus und scheidet den Meerbusen von Neapel von dem von Salerno. Auf drei Seiten vom Meere und auf der vierten von hohen Felsen umschlossen, bildet es ein natürliches Amphitheater, dessen Arena einige Miglien im Durchmesser hat und 20,000 Einwohner faßt, von denen 5000 in Sorrento und 15,000 in den Dörfern wohnen, welche die kleine Landschaft bedecken. Dieses, von unterirdischem Feuer, dessen Esse der Vesuv ist, erwärmte Plätzchen ist ein wahrer Treibgarten und das fruchtbarste Stück Italiens. Hier ist jede Felsnische ein Gärtchen, und jedes Eckchen, wo ein Korb voll Erde haften kann, pflegt die Menschenhand. Hier wiegt die schlanke, tropische Palme ihre hohe Blätterkrone in den Lüften und es prangt die Blüthenpyramide der Aloe in den Spalten des Gesteins; Myrthen und andere duftende Sträucher grünen und blühen immerdar, und Wälder von Oliven wechseln

mit Zitronen-, Orangen- und Weingärten ab, wozu die seltsam ausgezackten Kalkfelsen, die bald als Thürme, bald als Mauerzinnen, bald als Thiergestalten sich darstellen, die Staffage bilden. Gewöhnlich wählen die Touristen von Neapel aus den Wasserweg nach Sorrento, und die täglich abfahrenden Barken bieten dazu immer Gelegenheit. Wer aber die kleine Fußreise von Kastellamare aus nicht scheut, wird sich tausendfach belohnt finden und sehen und bewundern, was unter Denen, welche jährlich Italien bereisen, den Meisten verborgen bleibt. Es scheint ein Paradoxon; aber es ist darum nicht weniger wahr: Italien, das am meisten bereiste Land der Erde, ist großentheils noch eine Terra incognita. Fast keine Beschreibung geht weiter, als zur Schilderung Dessen, was an den Heerstraßen liegt; eine Miglie darüber hinaus beginnt eine neue Welt. Unter Tausenden hat nicht Einer den Muth, sie zu erforschen. Fahrbare Straßen verbinden in Italien freilich nur die größeren Städte; die übrigen sind schlecht, die meisten sind bloße Saumpfade oder Fußwege, die Wirthshäuser abscheulich, und die Schreckensgeschichten von Räubern und Banditen werden zu Drachenhütern der verborgenen Schönheiten des Gebirgslandes. So kommt es, daß die große Mehrzahl der Reisenden sich damit begnügt, die einladenden Formen der Bergketten, welche unter öfters wechselnden Namen die Heerstraßen, Wächtern gleich, umstellen, aus der Ferne zu bewundern, oder daß sie ihre Ausflüge auf wenige nahe gelegene Orte beschränken, zu denen gebahnte Wege führen und deren guter Ruf den Gedanken an persönlicher Gefährde nicht aufkommen läßt.

Mit Hülfe der Eisenbahn von Neapel nach Kastellamare kann man die Tour nach Sorrento recht bequem in einem Tage machen. Von Kastellamare geht man zu Fuß, um sich des Schönen ganz zu erfreuen. Die Landschaft ist wirklich eine Reihe von Paradiesen, durch Schluchten und Felsmauern von einander geschieden. Die Haine der Orangen, Citronen und Granaten beugen sich unter der Last ihrer Früchte, der Duft ihrer Blüthen erfüllt die Luft, und die Felsen sind mit dem üppigsten Grün bekleidet und geschmückt mit bunten Blumen. Bald starren sie empor als Pyramiden, bald als schlanke Obelisken; bald bilden sie Grotten oder weite Zelte, ausgeschlagen mit farbigem Moos wie mit grünem oder violettem Sammet und goldenen Frangen. Auf jedem Vorsprung entzückt die Aussicht auf das Meer, auf den Golf von Neapel mit dem rauchenden oder flammenspeienden Vesuv, auf die lebenden und todten, die blühenden und begrabenen Städte an seinem Fuße. Zuweilen sind die Felsmassen hinabgerollt in's Meer und bilden kleine Inselchen, um welche her Barken mit dem Fange von Springkrebsen und Schaalthieren beschäftigt sind, die sich in die Spalten der Felsen flüchteten.

Sorrent selbst prangt mit seinem Kastell gar schön auf hohen, von tiefen Schluchten zerrissenen Felsen. Das Städtchen ist ein Labyrinth von engen, unregelmäßigen Straßen, deren Häuser sich oft durch Arkaden, welche

von einer Seite zur andern reichen, einander stützen. Die größern Räume in denselben sind zum bessern Schutz gegen die häufigen Erderschütterungen gewölbt und die Kirchen und andere Hauptgebäude durch dicke Strebepfeiler gestützt, die nichts desto weniger durch die Menge Spalten und Ritzen erkennen lassen, wie unzuverlässig der Schutz ist, den diese Waffen gegen die Gewalten der unterirdischen Erdgeister gewähren.

Sorrento ist uralt. Viele Häuser stehen noch auf römischen Substruktionen. Außer einigen schönen Säulen, welche die Altäre von ein Paar Kirchen zieren, sind jedoch keine der Alterthümer sehenswerth. Die Stadt erlag schon im 5. Jahrhundert der Zerstörungswuth der nordischen Völker und ward im 9. Jahrhundert von den Sarazenen wiederholt verwüstet; auch die Erdbeben trugen dazu bei, sie ihres alterthümlichen Schmucks zu entkleiden. — Dauernder ist ihr Ruhm, ein Lieblingssitz der Musen zu sein, die einen Kranz von Namen um Sorrento geflochten haben, der nie verwelken wird. Tasso, Petrark, Boccaz schrieben in Sorrento unsterbliche Werke; Salvator Rosa, Spagnoletto, Lanfranco und Caravaggio hatten daselbst Werkstätten; Domenichin und Guido Reni suchten hier, nachdem sie ermüdet den Pinsel niedergelegt hatten, ein Asyl am Busen der herrlichsten Natur. So ward Sorrento für Poesie und Kunst ein heiliger Ort, und manche Fackel ist hier angezündet worden, welche das Menschengeschlecht noch erfreuen, erwärmen und erleuchten wird in späten, kommenden Zeiten. —

Irkutzk.

In Sibirien, muß ich dazu sagen, damit der Leser an das unwirthlichste Land der Erde denke, an unermeßliche Schneefelder, an Eis treibende Ströme, an eine ewig winterliche Wüste, an Rennthier-bespannte Schlitten, an Zobelfang und 40 Grad Kälte, an eine Bevölkerung von Hochverräthern, Mördern, Brandstiftern und Straßenräubern, an eine Gegend, wo für den Europäer der Name aufhört und die aufgebrannte Nummer anfängt, wo den Menschen die Zunge am Gaumen friert, und Heulen und Zähneklappern seine Sprache ist, wo das Leben in allen seinen gewohnten Beziehungen erstirbt, der Geist erstarrt und Kosak, Sträfling und Knute die einzige Form menschlicher Existenz repräsentiren. Und wenn der Leser nun neu-



JRKUTSK

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

gierig das Blatt umschlägt, um zu sehen, wie sich diese Vorstellung im Stahlstich ausnimmt, soll er sich überrascht finden, ein schmuckes Stadtbild vor Augen zu haben, mit einem klaren belebten Fluß, vergleichbar einer jungen, aufblühenden, amerikanischen Ansiedelung oder einer sauberen, wohlhabenden Herrenhuterkolonie. Seine Ueberraschung soll zum Erstaunen sich steigern, wenn er erfährt, daß in dieser sibirischen Stadt 30,000 civilisirte Menschen wohnen, mit nicht weniger als 16 Kirchen, mit Bibliothek, Akademie und Schulen, Druckerei und Zeitungen, mit großen Fabriken und Dampfmaschinen, Mühlen und Schifffahrt, mit Hotels und französischen Restaurants, Casino und Lesekabineten, mit eleganten Equipagen, modisch geputzten Frauen, Champagner trinkenden Herren, kurz, mit allen glänzenden Attributen einer westeuropäischen Stadt angethan. Und so ist es in der That. Mag jene uns mit einer Gänsehaut überziehende Vorstellung auf das nördliche Dritttheil von Asien im Allgemeinen Anwendung finden, so finden wir uns hier auf einer Oase, in der nicht nur der vorüber ziehende Verkehr civilisirten Lebens, wie auf der Etappenstraße der Karavanen der Sahara, einen Schatten von Kultur zurückgelassen hat, sondern wo eine eigene festgewurzelte Gesittung ihre Keime treibt und belebende Strahlen über das umgebende Land aussendet.

Irkutzk, der Mittelpunkt des gesammten sibirischen und Stapelplatz des chinesisch-russischen Handels, ist seit der Unterwerfung der nordasiatischen Gebiete unter russisches Scepter eine Pflege und Pflanzstätte von Petersburg und der Ausgangspunkt von dessen Asien russifizirenden Bestrebungen. Der Sitz des Erzbischofs, wie der obersten weltlichen Behörde, des Civilgouvernements von ganz Sibirien, bildet Irkutzk mit seinen zahlreichen hohen Beamtenfamilien, mit den reichbegüterten Kaufmannsgilden, einem intelligenten und spekulativen Gewerbe- und Industriestand und mit der starken Garnison einen Brennpunkt ächt russischen Geistes, der unter dem barbarischen Stamme der Ureinwohner und der anfangs verkommenen europäischen Einwanderung rasch fortschreitende Eroberungen macht.

Diese von wenigen Punkten ausgehende Besiedelung des nördlichen Asiens mit europäischer Kultur, sowie die geschichtlichen Antecedentien des Landes führen unwillkürlich zu einer Vergleichung mit den Anfängen nordamerikanischer Kolonisation. Hier wie dort ward das Schwert mit leichter Mühe Herr der nomadisirenden, untereinander in losem oder gar keinem staatlichen Zusammenhang stehenden, das Land innehabenden Völkerschaften. Der Eroberer begnügte sich anfänglich mit dem Titel äußerer Autorität, ohne seinen Unterthanen Neuerungen aufzuzwingen, und mit der Erwerbung des Terrains, in dessen Besitz er sich durch zerstreute Militärposten erhielt, wie die Vereinigten Staaten noch deren im Westen Nordamerika's unterhalten. Die hölzernen sibirischen Forts, zugleich Tauschmärkte für die Jagdbeute der umwohnenden Stämme, gleichen jenen auf ein Haar. Die eigentliche Nützung seiner Erwerbung eines Gebietes von 280,000

Quadratmeilen versuchte Rußland, gerade wie England mit den amerikanischen Kolonien, durch Besiedelung mit den ihm lästigen oder unreinen Elementen seiner Bevölkerung. Die erste dermalige Einwanderung fand unter Peter I. statt, der die Gefangenen von der Schlacht von Pultawa dahin verwies. Diesen braven, aber unglücklichen Schweden verdankt Tobolsk seine Entstehung und mit ihnen Sibirien die Einwanderung von westeuropäischer Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Handelsgeist mitten unter die Schrecken der rauhesten Natur, in das Dunkel undurchdringlicher Wälder und in die unmittelbare Nähe wilder, vor den fremden Eindringlingen scheu zurückweichender Horden. Nicht anders bildete sich der Anbau der Städte im Osten Amerika's und die Verdrängung der Indianer von ihren Jagdgründen nach dem Westen. Bald folgten Deportationen von Sträflingen aller Art, die russischen Zuchthäuser und Galeeren entleerten sich in die Steppen Sibiriens; Erfolge Einzelner lockten Abenteurer nach; Taugenichtse, bankerotte Kaufleute oder sonst im Verfolg einer bürgerlichen Existenz schiffbrüchig Gewordene suchten ihr verlornes Glück im Kampfe mit der Wildniß wieder, von deren verborgenen Schätzen Wunder geträumt wurden. Ganz gleichartig war die erste Amerika kolonisirende Bevölkerung zusammengesetzt. Der Gefahren trotzende und gewinngierige Sinn dieser Einwanderer führte indessen zur Entdeckung reicher Ressourçen, welche nun auch die Aufmerksamkeit der großen Spekulationen auf sich zog. Handelsgesellschaften, ähnlich den amerikanisch-englischen Pelzkompagnien, wurden von der Regierung mit werthvollen Privilegien patentirt und in der Ausbeutung des an nutzbaren Mineralien reichen Bodens und der von kostbaren Rauchthieren bevölkerten Wälder geschützt. Der so größere Dimensionen annehmende Handel und die sich immer weiter ausbreitenden Niederlassungen vollbrachten das Werk der mit dem Schwert begonnenen Eroberung. Von großer Wichtigkeit zeigte sich bald die Nachbarschaft eines ungeheuren, nach den mannichfaltigsten Bedürfnissen europäischer Industrie begehrlichen Reichs: China's. Es entspann sich längs dessen Nordgrenzen mit den anwohnenden russischen Kolonisten ein lebhaftes Tauschgeschäft, welches zu solcher Bedeutung heranwuchs, daß der Schwerpunkt des sibirischen internationalen Verkehrs sich dahin verlegte. Dazu kommt, daß der Süden Sibiriens außerhalb der Wendekreise liegt und mit der Unwirthlichkeit des übrigen Landes nichts gemein hat. Der Fuß des Altai und die Umgebung des Baikalsees gehören zu den freundlichsten, vegetationsüppigsten und fruchtbarsten Gegenden der gemäßigten Zone, und auch hierin ähnelt der Entwickelungsgang des asiatischen Rußland dem von Nordamerika, daß sich im Süden eine ackerbautreibende, den Kern des staatlichen Lebens bildende Bevölkerung ansetzt, während der Norden einer unbeständigen, ab- und zufluthenden, jagenden und wagenden Klasse von Menschen, ohne feste Wohnsitze, angehört. Zu beiden Klassen liefern die Deportationen noch das größte Kontingent; man schätzt es auf 10,000 Seelen im Jahresdurch-

schnitt. Der Verbannte verliert in den meisten Fällen dort den Charakter eines Sträflings. Wenn auch den Behörden als solcher bezeichnet, erfreut er sich doch innerhalb des ungeheuern Gefängnisses, welches einen halben Welttheil umfaßt, ungestörter Freiheit, sein Leben einzurichten, wie es ihm beliebt. Er darf zwar Zobel fangen, den Boden bebauen und sein eigen nennen, Familie gründen, Reichthum erwerben, er darf aber auch verhungern und erfrieren, ohne daß sich seine Zuchtmeister darum kümmern. Das Gesetz macht wenig Unterschied unter seinen sibirischen Staatsangehörigen, und mancher Russe oder Pole, der sich um sein ihm oktroyirtes zweites Vaterland verdient gemacht hat, sitzt in hohen Staatswürden, in Ansehn und Reichthum, nur erhält er keinen Paß, Sibiriens ferne Grenze zu überschreiten. Bloß schwere, nicht politische Verbrecher werden entweder in die Kronbergwerke oder wirklichen Strafkolonien in der nächsten Umgebung weit vorgeschobener Gouvernementsforts internirt. Aus letzteren ist das Entweichen zwar leicht, aber ein seltener Fall, da der Flüchtling fast unvermeidlich den Schrecken der umgebenden Wildniß erliegt.

Es gibt in Sibirien Leute, welche, so wunderlich es unsern Ohren auch klingen mag, für ihr Land schwärmen und ihm eine gewaltige Rolle in der Staatenfamilie weissagen. Sicherlich sind seine innern Ressourçen wie seine Vermittelungsstraßen für den Handel zwischen Europa und China noch einer großen Entwickelung fähig, aber woher sollen die Millionen Hände kommen, die noch dazu gehören, um das für jene Zwecke am vortheilhaftesten gelegene Terrain zu occupiren? — Noch gibt es Hunderte von Meilen längs der größten schiffbaren Ströme, an denen man keine Spur menschlichen Daseins gewahrt und Tausende von Quadratmeilen des kultivirbarsten Landes im Süden, Länderstriche so groß wie Deutschland, auf denen noch kein Axtschlag gehört noch keine Ackerfurche gesehen worden ist und der Reisende nach wochenlanger Fahrt von Glück zu sagen hat, einem Trupp jagender Tungusen zu begegnen. Der angrenzende Osten Europa's, das transuralische Rußland, bedarf selbst der Pflege menschlicher Thätigkeit, um seine umfangreichen Gebiete nutzbar zu machen, und der anderseitige Nachbar, China, läßt seine Kinder lieber hinter der großen Mauer einander selbst aufessen, als daß er ihnen die Auswanderung gestattet. Immerhin würde sich Sibirien rascher entfalten und früher dahin gelangen, den ihm anhaftenden Ruf eines Popanzes unter den Ländern der Erde Lügen zu strafen, wenn die Russen und Polen geschickter zur Kolonisation wären und das Gouvernement von der Fähigkeit und dem Willen beseelt wäre, eine freiere staatliche Entwickelung zu gestatten und zu fördern, wie England mit Amerika und Australien gethan hat. So lange aber Rußland ein Militärstaat und seine asiatischen Provinzen militärisch verwaltete Kolonien bleiben, wird dieser an und für sich lebenskräftige Körper nicht über das Maß der ihm angepaßten Uniform hinauswachsen und die Einwanderung, die ihm am meisten Noth thäte, wenig reizen. Es theilt darin das Schicksal von

dem französischen Afrika, dem alle künstlichen und kostspieligen Lebenselixire nicht dazu helfen können, auf eignen Beinen zu stehen, so lange es eine Staatsweisheit in Epauletten und Degengehänge am Gängelbande leitet. Aber daran mag sich immerhin unsere Phantasie, der Gerechtigkeit zu Liebe, gewöhnen, in Sibirien nicht eine bloße Eisgruft zu sehen, in die alljährlich Tausende mit der russischen Weltordnung Unzufriedener zu ewigem Vergessensein und bürgerlichem Tod verwiesen werden, eine grauenvolle Opferstätte des Zorns eines launenhaften Czaren oder der Verfolgungssucht einer allwissenden und selbst an verbotenen Gedanken sich rächenden Polizei. Die umfassende Amnestie der verbannten Polen bei der Thronbesteigung des jetzigen Herrschers hat die überraschende Erscheinung geboten, daß die wenigsten der noch im Exil Lebenden Gebrauch von dem Gnadenukas machten und die fremde, ihnen lieb gewordene Erde nicht mehr mit dem vaterländischen Boden vertauschen mochten. Sicherlich ist das Loos, welches das despotische Rußland seinen ungehorsamen Kindern zuertheilt, ein beneidenswerthes gegen das ihrer französischen Schicksalsgenossen zu nennen, die eine sich der Humanität rühmende Regierung der versengenden Sonnengluth von Martinique oder den fieberbrütenden Sümpfen von Cayenne als rettungslose Opfer des Todes vorwirft.

Irkutzk, im 17. Jahrhundert nur noch ein kleines, verpallisadirtes Fort, verdankt seine heutige Blüthe und Bedeutung zunächst seiner vortheilhaften, gesunden und fruchtbaren Lage, $2^1/_2$ Meilen vom Baikalsee, an beiden Ufern des schiffbaren Flusses Angara und in der Nähe von dessen Ergießung in den Irkutzk. Der Zwischenhandel mit China, wie der Verkehr mit dem östlichen Sibirien, suchten hier bald einen Koncentrationspunkt und erhoben die Stadt an Bedeutung und raschem Wachsthum über das alte Tobolsk. Ein neuerer Reisender beschreibt sie als schön, wenn auch nicht regelmäßig, großentheils aus Holzhäusern gebaut, darunter aber die öffentlichen Gebäude, wie die griechische Kathedrale, das Seminar, den Sitz der Regierung, den Bazar, die Börse ꝛc. als massive, umfangreiche Konstruktionen im Schmuck moskowitischen Styls und mehre Wohnhäuser reicher Kaufleute als mit Petersburger Luxus ausgestattet. Bezeichnend für die mehr als materielle Blüthe des Platzes ist die große Anzahl seiner Bildungsanstalten, darunter ein Gymnasium, eine höhere Unterrichtsanstalt für die Beamtensöhne, ein Seminar für Eingeborne (Tungusen, Buruten, Samojeden ꝛc.), sogar eine besondere Unterrichtsanstalt für chinesische und japanische Sprach- und Landeskunde, eine Schifffahrts- und Militärschule, eine öffentliche Bibliothek, Sammlungen sibirischer Alterthümer und Naturalien. Auch eine kleine deutsche Gemeinde hat Kirche und Schule dort. Nicht unbedeutend trägt die eigene Industrie bereits zum Handel des Platzes bei, namentlich Tuche, Leder, Seife, Glas, Steingut, Branntwein, Salz. Am belebtesten ist Irkutzk im December, um welche Zeit die Pelzhändler aus dem nördlichen und östlichen Sibirien mit ihren von den Eingebornen



sc. Ad. Rottmann

Der HUNDSKOGEL am HINTERSEE

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

erhandelten Vorräthen dahin kommen, sowie die chinesischen Kaufleute aus Nertschinsk und aus den gefüllten Waarenspeichern der Irkutzker Kaufleute ihre Tauschartikel wählen. Es ist eine wirkliche Messe, deren Umsatz sich auf durchschnittlich 4 Millionen Rubel beläuft, doppelt so viel, als der einer Frankfurter Messe. Verschönt ist die Stadt durch anmuthige Spaziergänge, von dem wenig Bescheidenheit zeigenden Sinn der Irkutzker „Boulevards" betitelt, und einen im englischen Styl angelegten Park. Die Art der Bewohner besticht überdies den Fremden sehr durch ihre, wenn auch nur oberflächliche Politur, aber um so gründlichere Gastlichkeit. „Der Tag müßte 72 Stunden haben", erzählt ein jüngst Dortgewesener, „um allen den Einladungen zu Diners, Soiréen, Ausfahrten, nächtlichen Gelagen und Aufmerksamkeiten jedes Namens, mit denen der Reisende schon nach dem ersten Besuch überhäuft wird, Folge leisten zu können. Wenn man überhaupt Rußland als das Land der Gastfreundschaft par Excellence rühme, so sei Irkutzk unbestritten dessen Metropole." Ihm, dem sibirischen Frankfurt, fehlt nicht einmal sein Homburg oder Wiesbaden: warme vielbesuchte Heilquellen im bargusinischen Bezirk, mit einem französischen Spielpächter, der gute Geschäfte macht.

Der Hundskogel am Hintersee.

Hast du schon einmal vor einem jener dunkeltiefen Alpenseen gestanden, die in dem granitnen Gürtel des Gebirgs wie Edelsteine in der Sonne glänzen, bald tiefgrün lockend, bald sehnsuchtblau, bald mit weißlich-grauem unheimlichem Spiegel? Groß sind sie nicht, die Flächen ihres Gewässers, aber die Tiefe thut's und der köstliche Rahmen um das Glas, hinter welchem die Sagenwelt die Wohnstätten ihrer gefährlichsten Geister verborgen hält. Dieser Rahmen besteht entweder ringsum aus den schroffsten Felswänden, die mit ihren Schluchten, Gesimsen und Terrassen über dem Seespiegel emporsteigen, wie die ungeheueren Mauern eines Doms, über welchen die Bergkegel sich als Kuppeln wölben, prächtig wiederstrahlend in der Fluth vom Portale bis zum Thurmknauf, oder die stillen Wasser lau-

fen, dem entfernteren Auge kaum merklich, mit dem Wiesenteppich zusammen und sind, so weit das Baumrevier reicht, geschmückt mit Kränzen dunkler Rothtannen und Gruppen der Zirbelkiefer. —

Ich habe manchem dieser Seen in die finsteren Augen geblickt, aber der Alpenmann Tschudi ist auch zu den obersten Wassersammlern hinaufgestiegen und erzählt davon gar Wundersames. Diese Wassersammler, sagt er, nähren sich meistens von großen Gletscherfeldern, gönnen an ihren Ufern höchstens ein Paar mageren Weiden, Heckenkirschen und Erlenbüschen ein dürftiges Dasein oder lagern ganz todt zwischen dem grauen Felsgeschiebe. Sie haben ein düsteres und tiefernstes Ansehen. Gewöhnlich ohne alle Wellenbewegung mit dunkelgrünen Farbentönen, stimmen sie zum öden Geiste der Felsenlandschaft. Kein Nachen, kein Flößchen hat sie je berührt, keine Seerose ihre breiten Blätter auf ihrem Spiegel gewiegt, kein Fisch zieht durch die grünen Tiefen, kein Wasservogel, oft nicht einmal ein Frosch, sitzt an dem steinigen Ufer. Den größten Theil des Jahres deckt sie Schnee und Eis, und manches flache ausgewölbte Becken friert bis auf den Grund zu. Mühsam und langsam thaut der Frühling oder gar erst der Sommer sie auf, und kleine Eisfelder schwimmen noch auf ihnen, wenn schon die Alpenrosenbüsche ihrer Felsen freudig die Glockensträuße im Winde wiegen. Dabei hat eine große Anzahl dieser Hochseen keinen sichtbaren Abfluß. Das Wasser fällt in einen oft durch kreisende oder wirbelnde Wellenbewegung angezeigten Trichter, arbeitet sich kürzere oder längere Zeit durch die Kanäle im Innern des Gebirgs und springt oft erst in großer Entfernung wieder zu Tage. Manche Seen haben auch keinen sichtbaren Zufluß und nähren sich von unterirdischen Quellen. Beide Erscheinungen vermehren das mystische Dunkel, das über diesen stillen Fluthen schwebt. Viele dieser Wasserschalen sind selbst in den nächsten Thälern unbekannt, einige wurden von den ältesten Bewohnern der Alpenländer religiös verehrt, und an diesen Kultus lehnt sich das Reich der Sage, mit deren Gestalten der gläubige Bergbewohner Fels und Schlucht und die Tiefe belebt. Die Seen der mittlern und untern Alpenregion sind die Spülbecken und Läuterungskessel der von oben herkommenden Bergbäche, die in ihnen ihr Geschiebe absetzen. Bis zur Tannengrenze hinauf sind alle Seen mit sichtbarem Abfluß auch belebt von Forellen, Groppen und Ellritzen, und das kluge Völklein der Stockenten sucht an ihnen sein Versteck. Manche Seen sind äußerst malerisch gelegen, bisweilen von reichen Arvenschlägen umkränzt, und spiegeln in ihren klaren Fluthen oft die prächtigsten Alpenstöcke ab. Mit Einem Wort, ein schöner Alpenhochsee ist ein Augenlabsal, und wer sich in kürzester Zeit an recht vielen erfreuen will, dem rathe ich, in das Bündnerland der Schweiz zu gehen, wo deren noch bis zu 7240 Fuß Höhe ü. d. M. zu finden sind.

Willst du aber durchaus denjenigen sehen, welcher aus unserem Bilde herausschaut, so wandere nach Salzburg. Dort kennt Jedermann das



GRIECHISCHE BAUTRÜMMER
auf Candia.

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh. | Eigenthum d. Verleger.

Almenthal, und im Almenthal liegt Grünau, und bei Grünau liegt der Hintersee. Dort erkundige dich, wo der Hundskogel steht. Wohnen gar gute Leute im Ländel, die sagen dir gern den Weg zu dem See da; ich weiß ihn selber nicht.

Tempeltrümmer am Ida auf Candia.

Ueber dem Portale der Westminster-Abtei in London stehen die Worte:

„Alle diese Todten haben gelebt!"

Eine stolze Inschrift, aber wahr. Denn die großen Todten der britischen Nation liegen in jenen Hallen. Haben sie gelebt? so frage ich allemal, sehe ich Trümmer zerstörter Völkersitze, oder Wohnplätze verschwundener Generationen. Wie unter den Millionen, die gedankenlos an jener Inschrift vorüber gehen, ohne sie zu lesen, nur Einige sind, die gelebt haben, so sind auch unter den unzähligen Trümmern untergegangener Herrlichkeiten auf der Erde nur wenige, in welchen der Lorbeer der Unsterblichkeit noch zwischen dem Gestein wuchert und mit seinem Grün die Mauern kleidet.

An diesem zerbrochenen Tempel am Ida steht auch der stolze Spruch der Westminsterkirche. Der Geist der Freiheit hat ihn eingegraben, und er hat ihn fruchtbar gemacht für ewige Zeiten!

Wirf einen Blick auf eine Karte der alten Welt und wandle an der Hand der prüfenden Geschichte durch ihre Ruinenmassen. Wo tritt dir der Geist der Vergangenheit groß und stolz entgegen und erzählt von Thaten, welche die Menschheit ehren, und von Schaffen und Wirken, das Jahrhunderte lang segenbringend sich über das Volk ausbreitete? Nicht erscheint er über Trümmern von Mausoleen der Völkerbändiger; auch nicht über den Trümmern eines Palastes, den der Machtspruch eines Despoten emporzauberte, um in seinem Glanze vor aller Welt zu strahlen; auch nicht über Tempelgrüften allgewaltiger Priester; auch nicht über Denkmälern kanibalischen Völkerstreits, wo der Heldenmuth seine Lorbeeren erntet; auch nicht über Ruinen, die blinder Glaubenshaß aufgerichtet: nein, nicht so. Ganz

anders, als da, wo Tod und Knechtschaft sich um die Menschen stritten und höchstens eine Dichterklage in den Trümmern irrt, predigt der Geist der Vergangenheit da, wo muthige Völker das Glück auf den eigenen Willen bauten! Dort schweigt die Klage! Wer Menschen und Völker werthet und schätzt nach Dem, was sie vollbracht haben, vergießt keine Thräne auf den Trümmern von Korinth, auf der Ebene Sparta's, auf den Schutthaufen der Akropolis von Athen. Erhoben fühlt er seine Seele vor den Gestalten großer Menschen, deren Geist einst dort die Massen belebte, die den Schimmer ihres ewigen Lebensgrüns auch auf die Millionen warfen, aus denen sie hervorragten. Du neigst dich mit Ehrfurcht vor dieser untergegangenen Welt, aus welcher jedes Antlitz, jedes Gebäude, jedes Kunstwerk dir die Kunde gibt, daß hier der Geist der Freiheit geherrscht und mit ihm die Genien des Schönen und Edlen im Leben des Volks gewaltet, und mit Stolz erfüllt dich das Bewußtsein, als Mensch verbund'en zu sein mit dem Geiste, der jene Männer geleitet, und fähig, nach der Höhe zu streben, auf welcher sie gestanden. Vergänglich und wandelbar ist Alles, was Leben hat; beklagenswerth ist nur, was untergeht, ohne gelebt zu haben auch für die kommenden Geschlechter.

Ohne gelebt zu haben! Es ist ein fürchterliches Wort. Und dennoch — blickt um euch: wie manche Herrlichkeit der Gegenwart blendet heute euer Auge, die, wenn sie morgen in Trümmern ginge, der Menschheit so wenig hinterließe, daß auch über ihr der Geist der Geschichte schweigend stehen, oder mit mahnendem Finger auf sie hinzeigen würde. Oder glaubt ihr, ich behaupte zu viel, wenn ich sage, mein Auge ruht stolzer und froher auf dem Bilde vor mir, auf den Ruinen von Candia, als auf dem kaiserlichen Petersburg mit all seiner goldenen Pracht? — Fort mit dem Gedanken an das finstere Knutenthum, fort mit der Hauptstadt der Hundedemuth und der Katzentreue! Vor uns erhebt sich die ewige Klarheit und Heiterkeit des griechischen Lebens: Candia, die blühende, mythenreiche, merkwürdige Insel, wo der Kultus des Zeus seine früheste Stätte hatte und der sagenhafte Minos seine weisen Gesetze gab.

Jahrtausende sind an diesen Ueberresten hellenischer Größe vorbei gegangen; die Götter sind entflohen, die Gesänge der Priester sind verstummt, und ein anderes Geschlecht und ein anderer Glaube ehrt an anderer Stätte den alleinigen Schöpfer des Weltalls; aber der Zauber, der an diesen Trümmern hängt, wird bleiben, so lange es Menschen gibt, welche Gefühl für das Schöne und Erhabene im Herzen tragen.

Um die Ruinen am Berge Ida zu sehen, welche eine Meile von der Stätte des alten Cnossus aus wuchernden Pflanzenwuchs so unbeschreiblich malerisch hervorragen, hat man, von der Hauptstadt Candia's aus, eine beschwerliche Wanderung seitab durch öde und kahle Bergdistrikte zu machen. Schwarze Cypressen, riesengroße Pinien, da und dort eine schlanke Palme,

oder die hochaufragende Blumenkrone der Aloe geben der Landschaft eine ernste Physiognomie, welche mit den Bildern harmonirt, mit welchen die Phantasie und die Erinnerung an Mythe und Geschichte des Alterthums die Seele erfüllen. Dann und wann trifft man auf ein üppiges Gefild mit reichen Getreidefeldern und traubenbelasteten Reben, die sich in Guirlanden von Oelbaum zu Oelbaum schwingen; je näher aber am Ida, je mehr schwinden allmählig die Spuren der Kultur; höher erheben die Berge ihre Häupter, die Straße verengert sich zum Pfade, Einsamkeit und Oede wachsen von Viertelstunde zu Viertelstunde und näher treten aus der grauen Vergangenheit die Gestalten von Sage und Mythe. Immer aber bleibt das Haupt des Ida im Angesicht, einst der Lieblingsaufenthalt der Götter, und von jeder Höhe gewahrt das rückwärts schauende Auge den Spiegel des Meers, über den die weißen Segel wie Möven dahinziehen.

Der Anblick der Trümmer selbst gibt den vollen Eindruck klassischer Ruinen. Um die aufrechtstehenden Reste eines Tempels ist der Boden mit kleineren Trümmern bedeckt, unter den Sträuchern schauen Säulenstücke, Kapitäler, Triglyphen hervor, und zwischen Gras und Blumen liegen die Fragmente von Gebilden der edelsten griechischen Kunst. Chaos ist Alles: und doch weht im Wuste der Zerstörung der Geist der Harmonie: Trümmer sind es — aber doch so hehr und herrlich, daß sie das Land ringsum beherrschen.

Es gehören diese Trümmer der perikleischen Zeit des griechischen Kunstlebens an, jener Periode, welche der monumentalen Architektur den günstigsten Boden bereitete. Hellas hatte die Tyrannis abgestreift, die Selbständigkeit des freien Gemeinwesens blühte in voller Pracht, der griechischen Kraft unterlagen die unermeßlichen Perserheere bei Marathon, Salamis, Artemisium und Platäa, — das Volk hatte sich zum stolzesten Selbstbewußtsein aufgeschwungen und was es that, that es in diesem Geiste. Die Städte in Attika, im Peloponnes, auf den Inseln wetteiferten in der Errichtung monumentaler Werke; überall stiegen prächtige Tempel und öffentliche Bauten empor. Die Bedeutung der Kunst für das Leben war zur höchsten und allgemeinsten Geltung gekommen. Phidias und eine Schaar von Meistern des höchsten Ranges führten aus, was der griechische Geist entwarf und dachte; Alles war in dieser Zeit vereinigt, um die hellenische Kunst auf den Gipfel der Entwickelung zu führen und zu der Vollendung zu bringen, welche wir in ihren Ueberresten bewundern und die wir nachahmen als unerreichbare Vorbilder und Muster. Die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung umfaßt diese Periode, in deren Kunstschöpfungen sich der göttliche Ernst, die erhabene Würde und die menschliche Anmuth vollkommen vereinigten.

Keine Blüthe hat, so wenig in der Kunst, wie in der Natur, eine lange Dauer; die prächtigste geht am schnellsten vorüber. Auch die hellenische stieg von ihrem Gipfel bald herab. Schon zur Zeit Alexanders des Großen (um 330 vor Chr.) wurde in der griechischen Architektur bald der Verfall sichtbar und nach dem Tode dieses großen Königs, als dessen Weltreich sich in einzelne Staaten aufgelöst hatte und als deren Beherrscher, griechischen Stammes, doch von persischem Stolz und persischer Prachtsucht angesteckt, eine Menge neuer Städte mit monumentalen Gebäuden errichteten zur Verherrlichung ihrer Geschlechter, — in den zwei Jahrhunderten, welche dem Anfang unserer Zeitrechnung unmittelbar vorangingen, — brach das Verderben rasch herein. Die Zwecke fürstlicher Prachtliebe verlangten vorzugsweise imponirende Effekte, und diese Richtung bildete sich als die herrschende aus, als die griechische Kunst zur unterthänigen Magd Roms herabsank. Alle Monumente jener Zeit sind dem Geiste des Ebenmaßes, der Klarheit und der Naivität fremd, in welchem der Zauber der hellenischen Kunst aus der Periode ihrer höchsten Entwickelung verborgen liegt. Jene Richtung ging, ganz wie in unserer Zeit, vorzugsweise auf den Ausdruck der Leidenschaft, auf die Darstellung sinnlichen Verlangens und sinnlichen Reizes hinaus, im Gegensatz zur Stille der Seele, zur ernsten Würde, zur erhabenen Einfachheit und unbewußten Anmuth. Sie blendete das sinnliche Auge, das Gefühl aber ließ sie kalt, und ein Vergleich der stupenden antiken Bauwerke Roms mit den edelsten Resten griechischer Architektur wird die unendlichen Vorzüge der letzteren niemals verkennen lassen.



CONSTANZ

und das Panorama der Alpen

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigentum d. Verleger



Constanz.

Welch ein Anblick, wenn man von den letzten Höhen Schwabens den ganzen Spiegel des Bodensees sammt seinen Busen und segensreichen Gestaden ausgebreitet vor sich sieht, im Glanze der Morgen- oder Abendsonne; oder wenn der brausende Föhn den strudelnden, schreienden See peitscht und taumelnde Schiffe, wie leichte Elfen, auf den schäumenden Wogen tanzen. Ist auch der Anblick des Meeres, oder des Himmels, indem das Unbegrenzte, das Unendliche das Vergnügen des Nachdenkens in das des Beschauens mischen, viel erhabener; so macht der des Bodensees durch seine Einfassung, seine lachenden Gestade, doch heiterer und froher. Alle Vorlande des Sees siehst du bedeckt mit Städtchen, Schlössern, Klöstern und Dörfern und mit unzähligen kleinen Landsitzen; — dazwischen breiten sich Gärten und Auen aus, dahinter die prächtigen Wälder, die Vorberge der Alpen, die Arlberge, der 7700 Fuß hohe Sentis, und den Rahmen dieses Panorama's geben die Appenzellener Schneeberge, die glänzenden, leuchtenden, strahlenden Firnen der Graubündtner Kette. Kein Wunder, daß dieß herrliche Binnenmeer die benachbarten Staaten mit magnetischer Kraft an sich zog, und es auf der Karte Europa's gleichsam der Mittelpunkt ist, in dem die Länderfarben zusammenlaufen. Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Baden und drei Schweizerkantone theilen sich in seine Gestade, und Frankreich streckt seine Arme verlangend darnach aus. Doch so viele Wappenadler auch an seinen Ufern horsten: auf dem See selbst wohnt die Freiheit. Jeder Versuch des einen oder des andern Uferstaates, eine Oberherrschaft über den See zu erlangen, schlug fehl an der Eifersucht der übrigen.

Constanz ist die Hauptstadt des Bodensees und gab diesem einen seiner beiden Namen. Malerisch liegt es an dem, die beiden ungleichen Theile des Sees (oberer und unterer See) verbindenden Arme. Der Ort, in bessern Tagen freie Reichsstadt, jetzt Baden gehorchend, zählt nur fünftehalb tausend Bewohner: — einst hatte er 30,000!

Begünstigt durch seine Lage, könnte Constanz die erste Handelsstadt Süddeutschlands und der Schweiz sein, sie könnte noch immer das sein,

was sie gewesen ist: eine Königin der Städte. Aber öde sind jetzt ihre düstern Straßen, das Gras wächst auf ihren Plätzen, sie verfällt und verarmt mitten in einem Paradiese.

Constanz's Glanz war am höchsten zu der Zeit, als es den zahlreichsten Congreß von Kirchenfürsten herbergte, der sich jemals irgendwo versammelt hat. Das weltberühmte und in seinen Folgen so wichtige Constanzer Concil dauerte von 1414—1418, vier volle Jahre. Alle christlichen Völker sandten ihre geistlichen Oberpriester; — der Papst selbst kam mit einem Gefolge von 600 Personen, 5 Patriarchen mit 118, 33 Cardinäle mit 150, 47 Erzbischöfe mit 1500, 160 Bischöfe mit 1600, 500 weltliche Fürsten und Grafen mit 1700 Rittern und mit einer Dienerschaft von 5000 Personen. Die Universitäten schickten über 1000 Doktoren und Magister, und die Zahl der anwesenden Weltpriester überstieg 4000.

Schon diese Zahlen sind hinreichend, um eine Vorstellung von dem Leben zu geben, von welchem Constanz damals der Mittelpunkt war; aber keine Vorstellung erreicht das, was die alten Chroniken davon berichten. Geistliche Umzüge wechselten mit Turnieren, und der See selbst wurde zum Schauplatz des Vergnügens. Bald ergötzten Lustfahrten, bald Stechrennen und Gastereien, die auf besonders dazu gezimmerten großen Flößen gehalten wurden. Aus England kamen Mysterienspieler; aus Venedig und Genua Gauklerbanden, und Tänzerinnen aus Palermo und Neapel. Aber während dieses Treibens ward von den Vätern der Kirche zu Gericht gesessen über die wichtigsten Angelegenheiten aller christlichen Völker, wurden zwei Päpste entthront, ein dritter zur Abdankung genöthigt, ein vierter, in der Person Martin des Fünften, gewählt. Mehre Erzbischöfe wurden von ihren Sitzen verwiesen, weltliche Herrscher gedemüthigt und zur Anerkennung der geistlichen Obergewalt gezwungen. Eine der folgenreichsten Thaten des Concils war aber das Verhör und die Verurtheilung von Johannes Huß.

Prag, damals der Hauptsitz der Gelehrsamkeit und Bildung, mit einer Universität, die eine kaum glaubliche Frequenz genoß, hatte an Huß einen Mann erzogen, der auf dem Katheder, wie auf der Kanzel, großen Ruhm sich erworben. Als Beichtvater der Königin Sophia wurde er mit den Schriften Wikleffs bekannt, die zu lesen der Papst hart verpönt hatte. Die Lehren dieses Mannes erfüllten Hussens Seele mit dem Vorsatze, in seine Fußtapfen zu treten. Er begann damit, daß er öffentlich gegen Mißbräuche in kirchlichen Sachen predigte und die Nothwendigkeit einer Reform behauptete.

Die Zeit war seinem Vorhaben günstig. Adel und Volk in Deutschland, besonders aber in Böhmen, dem damaligen Sitz der Aufklärung, waren durch einige helle Köpfe, welche als Vorläufer der Hussischen Lehre galten, gegen die Satzungen des Papstthums eingenommen und

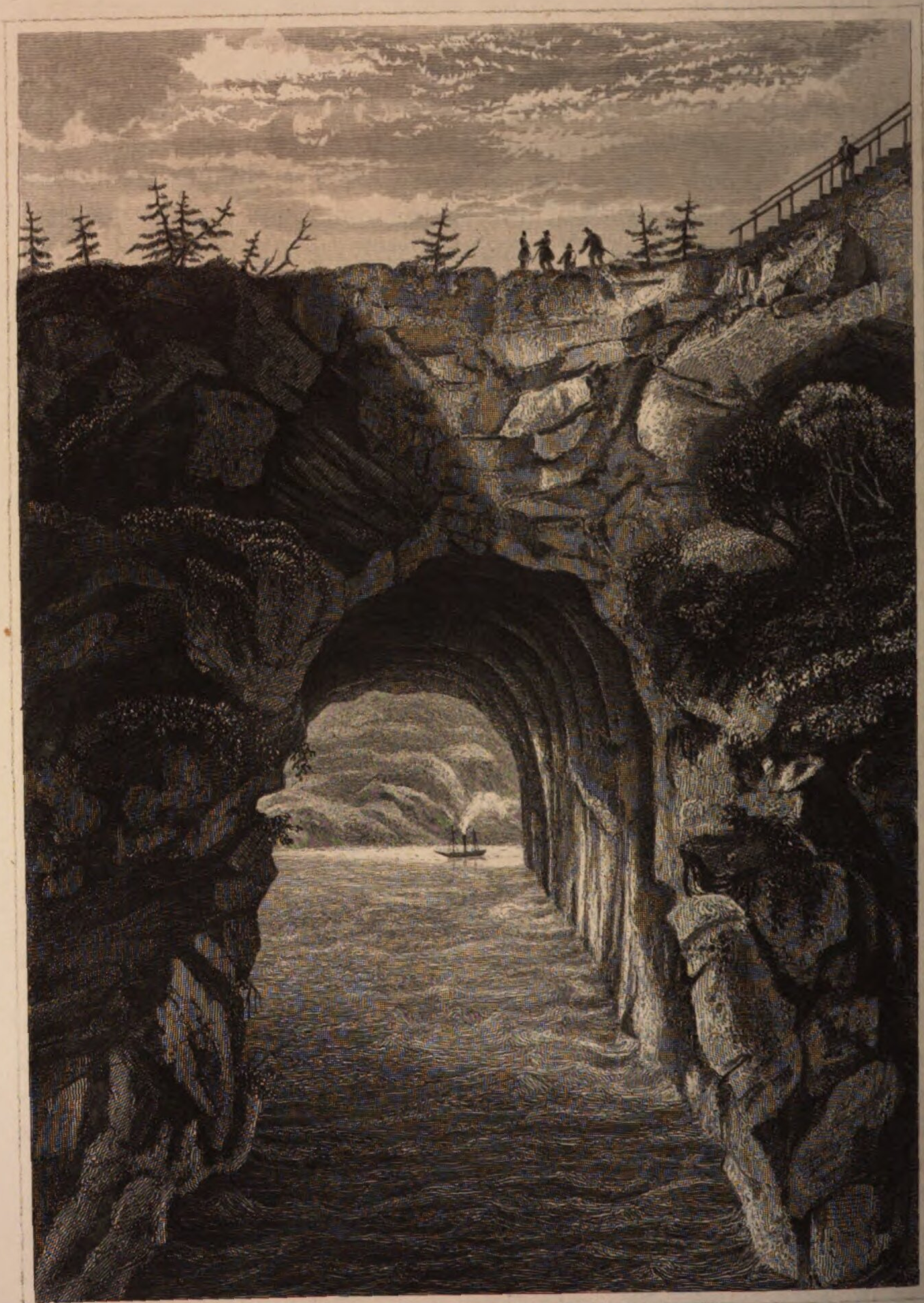
an freie Urtheile gewöhnt. König Wenzel begünstigte den antipapistischen Geist aus politischen Gründen und aus Neigung für Johannes Huß. Der neue Papst, Alexander der Fünfte, forderte diesen endlich nach Rom, und da Huß sich nicht stellte, übertrug jener dessen Verfolgung dem Erzbischofe von Prag. Solcher, ein eifriger Priester, begann damit, die Wickleffschen Schriften überall, wo er ihrer habhaft werden konnte, wegzunehmen und öffentlich zu verbrennen. Huß sollte nicht mehr predigen. Der aber kehrte sich nicht daran, sondern schickte ein paar Freunde nach Rom, um den Erzbischof beim päpstlichen Stuhle zu verklagen. In Rom angekommen, ließ sie der Papst verhaften. Oeffentlich nannte nun Huß das päpstliche Verfahren als dem apostolischen Geiste zuwider, und appellirte an ein allgemeines Concil. Der Papst that Huß in den Bann und belegte Prag mit dem Interdikt. Huß, den Wankelmuth Wenzels fürchtend, entfernte sich aus Prag und schrieb die merkwürdigen sechs Bücher gegen die sechs Irrthümer der katholischen Kirche, und als er bald darauf wieder, furchtlos und entschiedener wie früher, als antipapistischer Prediger auftrat, gewannen die Hussischen Lehren in immer weitern Kreisen Anhänger und mächtige Freunde.

Jetzt erhielt er von dem in Constanz versammelten Concil eine förmliche Ladung, sich vor den christlichen Oberhirten aller Nationen und vor Kaiser und Reich über seine Glaubensgrundsätze zu rechtfertigen. Kaiser Sigismund verband die Ladung mit der feierlichen Zusage sichern Geleits. Huß bedachte sich keinen Augenblick und erklärte, er sei bereit, sofort mit den Gesandten des Concils abzureisen. Seine Freunde, König Wenzel selbst, riethen ihm ab; doch vergeblich. Als Huß sich nicht halten ließ, gab ihm der König den Grafen Chotum und zwei Ritter zur Begleitung, und machte letztere für die persönliche Sicherheit des furchtlosen Mannes verantwortlich. Mehre böhmische Großen, Anhänger der Hussischen Lehre, besorgt um ihren Lehrer, folgten und erboten sich ihm zum Beistand in jeglicher Gefahr. Es war am 4. November 1414, als Huß unter dem mißbilligenden Geschrei einer unermeßlichen aufgeregten Volksmenge in Constanz Einzug hielt. Er war geeignet, auch den Muthigsten zu entwaffnen und ihn mit trauriger Ahnung von dem Schicksale zu erfüllen, das ihn erwartete. Zudem war Huß unterwegs krank geworden. Aber seine starke Seele achtete aller dieser Widerwärtigkeiten nicht, und sogleich nach seiner Ankunft verlangte er vom Papste öffentliches Verhör vor dem versammelten Concil. — Am 24. November bekam er eine Ladung, vor den versammelten anwesenden Kardinälen zu erscheinen. Huß, krank, ließ sich in einer Sänfte hintragen und vertheidigte seine Grundsätze. Hierauf verfügte man seine Verhaftung. Huß wurde in den Kerker geworfen.

Auf die Verwendung König Wenzels und der böhmischen Großen, anberaumte man 7 Monate später ein feierliches, öffentliches Verhör des Verketzerten vor dem versammelten Concil und in Gegenwart des Kaisers und der Reichsfürsten. Mit ruhiger, fester Stimme sprach Huß seine Glaubenssätze aus und vertheidigte sie in drei auf einander folgenden Tagen. Das Concil stellte an ihn die Forderung unbedingten, sofortigen Widerrufs von Allem, was er gelehrt hatte, und reuevolle Rückkehr zu den von ihm bestrittenen kirchlichen Satzungen. Aber es erklärte Huß sein Unvermögen, ein solches Verlangen zu erfüllen. Hierauf verdammte man ihn, als einen unverbesserlichen Ketzer, zum Feuertode.

Ketten klirrten, und 6 Henkersknechte traten ein, den Verdammten zu fesseln; denn noch an dem nämlichen Tage sollte das Urtheil vollzogen werden. Als die Vorbereitungen getroffen waren, wurde Huß auf einen mit Teufelsfratzen und den Vorstellungen höllischer Strafen bemalten Karren gesetzt und unter dem Jauchzen der Menge hinausgeführt nach jener Anhöhe am See, wo jetzt eine alte Eiche grünt! Dem Karren folgten viele Priester und eine Anzahl weltlicher Fürsten in feierlichem Aufzuge; ihnen nach und zur Seite drängte die Menge zu Tausenden. Es war zu der Zeit gerade eine totale Sonnenfinsterniß, ein Umstand, der auf das abergläubische Volk großen Eindruck machte. Langsam bewegte sich der Zug in dem schauerlichen Zwielichte, und die Sonne stand blutigroth und strahlenlos tief am Horizont, als man anlangte. Hoch und breit war der Holzstoß aufgerichtet, Pechkränze umhingen ihn und in der Mitte erhob sich aus sorgfältig geschichtetem, harzreichen Kienholze eine Plattform, aus deren Mittelpunkte ein Mast emporragte. Oben standen die Henkersknechte und winkten. Festen Trittes bestieg Huß die Leiter. Noch einmal wurde er durch den Oberprofoß aufgefordert, zu widerrufen. Huß lächelte und antwortete nicht. Nun packten ihn die Henker, rissen ihm die Kleider vom Leibe und banden ihn mit rostigen Ketten nackt an den hohen Marterpfahl. Zürnend aber trat Einer hervor und befahl, ihn rückwärts zu binden; denn man habe das Haupt des verfluchten Ketzers nach Osten gerichtet, wie das gemeiner Verbrecher, — — aber ein Ketzer sei nicht werth, nach Osten zu schauen. Die Henker gehorchten. Indessen war der Schatten von der Sonne gewichen und ihre volle Scheibe leuchtete dem Betenden in's Antlitz. Schon naheten die Henkersknechte mit den zündenden Fackeln; — da ritt der Graf von Pappenheim, der Reichsmarschall, heran und rief dreimal mit lauter Stimme: „O Huß, widerrufe und rette dein Leben!" — Huß aber antwortete: „Ich sterbe in der Wahrheit. Ehre sei Gott in der Höhe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Jetzt berührten die Fackeln die Pechkränze und ein weiter Flammenkreis umwirbelte den Verurtheilten. Als die Flammen aufschlugen,



DER GOETA-CANAL

in Schweden

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

brach das Volk in ein Freudengeschrei aus. Immer näher umflatterte die Lohe den Leidenden; da wurde es stille in der unermeßlichen Menschenmenge, als stürbe ihre rohe Natur; — und eine weiche, zitternde Stimme durchdrang den Flammenkreis. Huß sang eine Hymne. Enger und immer enger umschloß ihn die Gluth, immer leiser tönte die Stimme. Nach einigen Augenblicken umhüllte den Vollendeten der Flammenschleier — und bald erleuchtete die untergehende Sonne nur noch einen glimmenden Haufen. Als Alles vorüber war, da scharrten die Henker die Asche zusammen und streuten sie, unter Verwünschungen, in den Rhein. —

Vieles ist noch in Constanz, was den Fremden an diese Tage erinnert. Im Conciliensaal (im ehemaligen Carthäuserkloster, das jetzt ein Fruchtmagazin ist), sieht man noch die hölzernen Thronstühle des Kaisers und des Papstes; die Wände sind noch mit Trümmern der alten Tapeten behangen; der Schemel, auf dem Huß geknieet, ist noch da, und die Bibel, welche er bei seiner Vertheidigung gebraucht hat. Den Ort, wo Huß gestanden, als man den Stab über ihn gebrochen, bezeichnet eine in den Fußboden eingelassene messingene Platte.

Der Trollhätta- und Götakanal.

Skandinavien ist ein klassisches Land der Großthaten und noch jetzt erscheint der Schwede, der Norwege, im Kampfe mit den Elementen, in den Nationalwerken, in der beharrlichen Ueberwindung großer Hindernisse, wie ein Wesen von fast übermenschlicher Kraft. Die Beschreibungen der Eisengruben von Dannemora, der Kupferbergwerke Fahluns 2c. 2c. füllen uns mit Staunen; die prächtigen, über das ungünstige Terrain das Reich auf Hunderte von Meilen durchkreuzenden Heerstraßen und Kanäle aber scheinen das Werk von Giganten. Großartigkeit der Idee stempelt diese Werke und unsere Bewunderung derselben steigt auf's Höchste, wenn wir erwägen, daß sie einem rauhen, öden, armen, schwachbevölkerten Lande angehören, das von der übrigen Welt fast abgeschieden ist und den Nachtheil eines kal-

ten Klima's mit dem eines undankbaren Bodens vereinigt. Die Menschen, welche jene kolossalen Werke des öffentlichen Nutzens ausführten, leben auch nicht eng bei einander, zur leichtern Vereinigung der Kräfte; sondern größtentheils in engen Felsenthälern zerstreut, wo die Sonne kaum 3 Monate im Jahre das vegetabilische Leben nährt, wo der Fleiß nur mit der größten Anstrengung dem Boden die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse abringen kann, wo die Kartoffel nur die Größe einer Wallnuß erreicht, wo der Roggen öfters zwei Jahre zur Reife braucht, wo nur alle drei Jahre auf eine gute Aernte zu rechnen ist.

Aber je spärlicher die Allmacht die Gaben der unorganischen Natur manchem Lande spendete, um so reicher ist in manchen Fällen das Volk mit der geistigen Kraft ausgestattet, welche mit verdoppelter Anstrengung der Natur den Tribut abzuringen weiß, den freiwillig zu geben sie versagt. So sehen wir die Thätigkeit der Menschen in südlichern Himmelsstrichen, bei schwelgender Produktenfülle, so häufig erschlafft, während der Bewohner des Nordens, von Kälte und Mangel umringt, mit Muth das Schwerste unternimmt und beharrlich vollendet. Noth weckt und nährt die Kraft; Ueberfluß verzehrt sie: — das ist wahr, bei den Einzelnen, wie bei Völkern. —

Der Götakanal nimmt unter den größten, gleichartigen Werken Europa's die erste Stelle ein. Selbst das Wunderwerk der neuen Welt, der Eriekanal, übertrifft ihn nur an Länge, und kommt ihm an Größe der Idee nähe; aber er kann sich weder an Kühnheit der Ausführung mit dem Götakanal messen, noch sich mit diesem in Betreff der Schwierigkeiten vergleichen, welche bei dem Bau zu überwinden waren.

Die Idee des Götakanals ist der Vaterlandsliebe und dem Nationalstolze der Skandinavier frühe entsprossen. Zu wissen, daß Dänemark, Herr des Sundes, auch Herr des Zugangs nach Schwedens Häfen sei, daß folglich in Dänemarks Macht es stehe, zu jeder Stunde den Handel Schwedens zu vernichten und die Erwerbsquellen des Reichs zu verstopfen, war zu kränkender und stachelnder Art, als daß es nicht das Nachdenken jedes Patrioten zur Auffindung eines Mittels gegen so großes Uebel auf das Ernstlichste beschäftigen sollte. Schon im Anfang des 18. Jahrhunderts kam daher die Idee von dem Bau eines für Seeschiffe brauchbaren Kanals zur öffentlichen Erörterung, der, mit Umgehung des Sundes, die Ostsee mit dem Kattegat und dem Ocean verbände. Aber nachdem man sich von den damals unübersteiglich scheinenden Hindernissen überzeugt hatte, blieb der Plan liegen, ohne darum aus dem Kreise der öffentlichen Discussion zu verschwinden. Es vergingen 30 Jahre. Immer von Neuem tauchte das Projekt wieder auf; immer von Neuem sank der Muth zur Ausführung bei der Betrachtung der Schwierigkeiten, bei der vorliegenden Unmöglichkeit, sie zu überwinden.

Endlich trat eines jener verwegenen Genies auf, die nur geschaffen zu sein scheinen, um den Unmöglichkeiten den Heiligenschein zu nehmen und zu vollbringen, was Keiner wagt. Polhem, ein schwedischer Ingenieur, zog die fixe Idee von der Unmöglichkeit des Kanalbaues in's Lächerliche, und in einer Reihe von Flugschriften wies er die Ausführbarkeit, trotz aller Einwürfe der Gegner, siegreich nach. Seine Meinung schmeichelte dem Stolze und der Hochherzigkeit der Nation, und als Polhem sich erbot, an die Lösung der herkulischen Aufgabe Ehre und Leben zu setzen, und auszuführen, was er erdacht: — da forderte man für ihn mit Enthusiasmus die nöthigen Mittel. Polhems Plan war, den Kanal von Gothenburg aus mittelst des Götaflusses und der Seen Weener, Wetter u. s. w. quer durch Schweden in einer fast geraden Linie nach Stockholm und an die Ostsee zu führen. Der erste und schwierigste Theil des Unternehmens galt der Herstellung der Verbindung zwischen Gothenburg und dem Weenersee. Letzterer liegt hundert und achtzig Fuß höher als der Belt, und der Strom des Götaflusses, der die Wasser des Weener der Nordsee zuführt, macht auf dieser geneigten Ebene mehre Stürze, die zusammen über 112 Fuß Höhe haben. Der reißende Strom hat sich sein Bett durch den festen Granit gewühlt und die hohen senkrechten Felsufer scheinen jede Idee zu entfernen, ihn einen andern Weg zu führen. Grandios war die Idee Polhems, in den reißenden Wasserfällen selbst Schleußen zu bauen, und mit einem ewig bewundernswürdigen Muthe begann er die Ausführung gerade bei dieser mißlichsten aller Arbeiten. Jede Stunde und jeder Tag erschuf neue Schwierigkeiten und neue Hindernisse; aber eben so schnell erfand Polhems Genie die Mittel, sie zu besiegen. Er und der berühmte Wimann brachten die Schleußen wirklich zu Stande, das vollständige Gelingen des Plans schien gewiß und nicht mehr fern zu sein, als eine beispiellose Bosheit das Riesenwerk vieler Jahre vereitelte. Wahrscheinlich auf Anstiften mächtiger Widersacher, deren Privatinteresse mit dem Mißlingen des Unternehmens Hand in Hand ging (vielleicht auch auf geheimes Anregen Dänemarks, welches das Unternehmen mit erklärlicher Eifersucht überwachte), wurden in einer stürmischen, finstern Nacht 1200 der größten über den Katarakten am Ufer liegenden Baumstämme in's Wasser geworfen, und hinab gegen die Dämme und Mauerwerke geschleudert. Diese konnten den gewaltigen Stößen nur theilweise widerstehen und von sechzig, in derselben Nacht bei den verschiedenen Arbeitspunkten wachenden Männern fand der größte Theil den Tod. Die öffentliche Meinung rief vergeblich die Regierung auf, die Thäter und ihre geheimen Lenker zur strengsten Bestrafung zu ziehen. Es wurde zwar eine Untersuchung angeordnet, diese 6 Jahre lang hingeschleppt, allein das Endresultat war: — man hatte nichts erfahren! — Polhem und Wimann, keineswegs entmuthigt, wollten das Werk mit den

noch vorhandenen Geldmitteln sogleich von Neuem beginnen: aber die Gegner benutzten den günstigen Umstand, um das Beginnen der Ingenieurs als baare Thorheit darzustellen; die Regierung verließ sie und von dieser Zeit an bis 1793 behandelte man das Projekt, wenn man es wieder zur Sprache brachte, als Chimäre. Polhem, der Vater, starb; sein Sohn diskutirte die Ausführbarkeit des Kanalbaues von Neuem, und durch eine würdige und sachverständige Wortführung gewann der Begriff, sowohl von der Nothwendigkeit, als von dem Nutzen des Werkes, immer mehr Anerkennung. Man faßte die Idee auf, die Trollhättafälle zu umgehen, durch den stahlharten Granit ein Kanalbett von $1^1/_2$ Meilen zu sprengen, und unter den Auspizien eines Aktienvereines begannen die Arbeiten. Sechs Jahre ununterbrochener Fortsetzung derselben brachten diesen gewaltigen Bau zu Stande. Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts wurde er dem öffentlichen Gebrauche feierlich übergeben. Die Trollhättenstrecke ist etwa $3^1/_2$ Meilen lang und hat, bei niedrigstem Stande, $6^1/_2$ Fuß Wasser. Acht Schleußen gleichen den Unterschied des Niveaus von einem Ende zum andern aus. Der Kanal trägt Seeschiffe von 200 Lasten.

Sobald dieser Theil des Götakanals fertig war, konnte über die Möglichkeit, die Schifffahrt bis zur Ostsee auszudehnen, kein Zweifel mehr sein. Alsbald trat ein neuer Aktienverein zusammen, und der Enthusiasmus für das Unternehmen war so groß, daß Stockholm und Gothenburg allein binnen 24 Stunden über eine Million unterzeichneten. Das arme Schweden brachte die verhältnißmäßig enorme Summe von 3 Millionen Thaler durch freiwillige Subscription auf, und den Rest der Kosten übernahm die Regierung. Revolutionen und die Stürme des Kriegs konnten den Bau des großen Nationalwerks wohl auf kurze Dauer, nie aber auf längere Zeit unterbrechen. Endlich, nach dreißig Jahren (im Sept. 1832) unter der Regierung des weisen Karl Johann, war der Götakanal in seiner ganzen Länge vollendet. Ganz abgesehen von den politischen Vortheilen, die dieses Wunderwerk dem Reiche errungen, datirt sich damit für Schweden eine neue Epoche der öffentlichen Wohlfahrt. Ueber 9000 Barken und Seeschiffe benutzen den Kanal alljährlich; inländischer Handel und Gewerbe haben sich verdoppelt und beide beleben sich mit jedem Jahre mehr. Die ganze Länge des Kanals, die Seen eingeschlossen, welche seine Strecke verbinden, ist ungefähr 40 deutsche Meilen.

Bosheit und Intrigue brachten Polhem um den Ruhm, sein Werk zu vollenden; die spätere Ausführung geschah durch andere Hände und nicht nach seinem genialeren Plane. Polhem ist längst todt; Andere ärnteten, wo er gesäet; aber einer jener Zufälle, die der Mensch so gerne mit Ehrfurcht betrachtet, hat es gewollt, daß gerade der Theil seiner Arbeit am Kanale noch seinen Namen trägt, welcher dauern wird,



Gez. v. C. Reiss

Gest. v. B. Metzeroth

LAGO D' AVERNO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

wenn
Jah
Gra
eign
zu
Ger
gibt
dem
vor
nisc
der
mer
erre
los

des
Hät
fall
Gra

eine
Son
Bal
mir
der

erfe
hen
sich
bes

wenn alle Dämme und Schleußen seiner Nachfolger unter der Last der Jahrtausende in Staub zerbröckelt sind. Es ist nämlich ein aus dem Granitfelsen selbst gehöhltes Schleußenbett, und kein Bau war geeigneter, der Nachwelt den Geistes=Typus des großen Baumeisters besser zu verrathen. Er verkündigt den Begründer des Götakanals als das Genie, welches, Herr über materielle Substanzen, ihnen die Formen gibt, welche sein Wille vorschreibt; als jener Halbgötter einen, die aus dem Herkulesringen mit der physischen Natur immer als Sieger hervorgehen. — Nicht immer so verständig wirkt der Zufall. Wie launisch oft, wie ungerecht auch verfügt er oft über die irdischen Zeichen der Unsterblichkeit! Die unnützen Mauern der Pyramiden z. B., Monumente der Thorheit und Tyrannei zugleich, stehen noch aufrecht und erregen Bewunderung; während die Bronzebildsäule des Lysippus spurlos verschwunden ist im Schiffbruch der Zeiten.

Der Toppö=Fall ist eine andere, nicht minder interessante Partie des Trollhätta. Hier theilt ein Fels den gewaltigen Strom in zwei Hälften, und von einer Höhe, welche jener des Schaffhausener Rheinfalls nicht nachsteht, stürzt er in den Abgrund, welchen er aus dem Granit sich gehöhlt hat.

Der Lago d'Averno bei Neapel.

Auch die Sonnen zeugen und haben ihre Wehen, und es war einmal eine Stunde, wo von der alten Urmutter alles Planetenlebens, von unserer Sonne, die Erde sich loswand und auf des Schöpfers Geheiß in ihre eigene Bahn trat. Elektrizität, Licht und Wärme wurden ihr zum Lebensfonds mitgegeben, und in ihnen sind auch die nächsten Ursachen aller Formveränderungen zu suchen, welche seitdem ihre Oberfläche trafen.

Im ersten Krystall, welcher sich bei'm Erstarren der Erdkruste bildete, erkennen wir den ersten Lebensprozeß auf unserm Planeten. Im Entstehen des Krystalls offenbarte sich die eigenthümliche Kraft gewisser Atome, sich von der äußern Umgebung loszureißen und in bestimmten Formen nach besondern Gesetzen zu entwickeln. Wie der Keim des pflanzlichen und thie=

rischen Lebens, so hat auch der Keim des Krystalls seine Entwickelung; mit der ihm innewohnenden Urkraft formt er sich aus dem gestaltlosen Gemenge der Massen. Die ihn umgebende Außenwelt muß seiner Macht unterliegen, er ergreift, was seinem Wesen entspricht und wächst so zu einem identischen Ganzen heran mit vollkommen und gesetzlich ausgeprägter Individualität.

Die Krystallbildung füllt die erste Epoche der Veränderung der Erdoberfläche aus, indem auf der Außenseite der feuerflüssigen Erdmasse durch Erstarrung die krystallinischen Gebirge entstanden, deren Trümmer wir noch in unsern Urgebirgen erkennen.

Später sprengte die Macht des unterirdischen Feuers die dünne Decke, und vielfaches Zerstören und Neubilden der Erdkruste folgte. Die Trümmer agglomerirten sich, vulkanische Gewalten schoben sie über einander, oder thürmten sie zu hohen Gebirgen auf. An ihren erkalteten Seiten verdichteten sich die wässerigen Dünste der Atmosphäre und stürzten in Strömen nieder. Das Wasser übernimmt nun eine Hauptrolle in den Erdrevolutionen; es streitet mit dem Feuer um die Oberherrschaft. Die Fluthen zerreißen und zertrümmern die ungeschichteten Gebirge, und aus ihren Ruinen geht das Flötzgebirge hervor. Eine mächtigere Verwandtschaft zerstört den ersten Bund der Atome. Zersetzung und Verwitterung beginnen ihren Krieg. Die starren Formen werden besiegt und die Krystalle zerfallen in Staub. Die entbundenen Bestandtheile folgen neuen Gesetzen; es walten über sie höhere Kräfte. Die Substanz betritt die zweite Entwickelungsstufe im Reiche des Erdenlebens; die Pflanze wird geboren.

Flechten und Moose sind die ersten Kinder dieser neuen Schöpfung. Noch wiederholt sich das Entstehen derselben täglich vor unserm Auge; der Prozeß geht noch eben so vor, als am Fels, der die erste Pflanze trug. Zuerst nimmt nämlich die durch Verwitterung zersetzte Außenseite des Gesteins ein staubiges Ansehn an; hierauf zeigen sich farbige, meist grünliche Pünktchen; es erscheinen deutliche Körnchen, erst einzelne, dann viele; zuletzt treten die Körnchen zusammen. Unmerklich schwellen sie an, bis sie flechtenartige Schwämmchen bilden. Die kleine Pflanze ist fertig; wurzel- und zweiglos klebt sie am dürren Gestein. Während sie aus der Luft ihre Nahrung saugt, durchdringen die Atmosphärilien ihre Gefäße, und durch diese kommen dem todten Gestein neue Keime des Lebens zu. Die Pflanzenfaser fängt an sich auszubilden, sie kriecht hinab in die Klüfte des Gesteins, strebt aufwärts in die freie Luft, es scheiden sich Stamm und Wurzel; Pflanzen höherer Gattungen sind in's Dasein getreten. — Auf diese Weise hat sich jedes entblößte Land auf dem Erdboden, jeder Berggipfel, jede Insel im Weltmeer mit der ihren Klimaten, ihren Boden- und Ortsverhältnissen angemessenen Pflanzenwelt bedeckt, und so würde sich die Erde neu kleiden, wenn einmal alle Vegetation von ihrer Oberfläche mit einem Male vertilgt würde.

„In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Unbegreiflich bleibt die Urerzeugung der Wesen immerdar, am unbegreiflichsten zumal jene der thierischen Schöpfung, an deren Wiege wir jetzt treten.

Die urweltlichen Meere sind diese Wiege.

In ihren grenzenlosen Behältern strömten (in der Periode der Entstehung der Flötzformationen) die aufgelösten Gebirge zusammen; die Atome schwammen fessellos umher, die starren Formen hielten sie nicht mehr gebunden. Urstoffe des Pflanzen- und Steinreichs, die zahllosen Zeugungskeime beider, wogten frei durcheinander und das Licht drang mit stiller Gewalt zu ihnen hinab in die blinkende Tiefe.

Jetzt zeigten sich in den weiten Gründen nie gesehene Gestalten. Schalthiere, monströse Gebilde, bewegliche Pflanzen und wurzelnde Thiere erfüllten die Meere, welche damals fast die ganze Erde bedeckten, wie die bis an die höchsten Gebirgsrücken ansteigenden Schichten urweltlicher Conchilien beweisen.

Den Schalthieren der urweltlichen Meere folgte nach einer neuen Revolution, welche den mittlern Flötzgebirgen das Dasein gab, ein freieres Geschöpf. Es reißt sich los von der schweren Steinbürde, welche die Bewegung hindert, und in vielfachen Gestalten, mit vollendeten Sinnen, kreuzt das stumme Geschlecht der Fische in der wogenden Tiefe. — Später, auf noch höherer Stufe, erhebt sich eine neue Wesenklasse aus der finstern Wohnung. Als nämlich des Erdfeuers Macht den Boden des Meers über die Fluthen gehoben und Inseln und Kontinente erzeugt hatte, wagen Amphibien zuerst das alte Gebiet des thierischen Lebens zu verlassen, furchtbare Eidechsen sind Entdecker der jungen Kontinente, sie klimmen die Gestade hinan, freuen sich schüchtern des Frühlings reizender Schöpfung, betreten mit Lust den warmen Boden, vergessen aber die Heimath nicht und kehren zurück in die Gewässer, wenn sie müde sind der Lust, auf fester Erde zu wandeln. — Diese schmückt sich nun mit Wäldern und kleidet sich mit tausend Blumen; denn sie harrt auf höhere Wesen, sie will eine andere Thierwelt als Braut empfangen, eine Welt, die ihr ganz eigen sei. Sie kommt; edlere Geschlechter erscheinen. Der Vögel zahlloses Heer erhebt sich mit buntem Gefieder in die schweigenden Lüfte, durchirrt das stille Gebiet der donnergebährenden Wolken und füllt mit frohem Gesang die Räume des Aethers. Zu gleicher Zeit betritt das säugende Thier die blühende Schöpfung, und Wälder und Berge hallen wider von seiner Stimme*).

---

*) Nur mit Mühe und langsam trennt sich das anorganische Leben von dem organischen — Mutter Erde verfolgt die organische Schöpfung in der That bis zur höchsten, erreichten Staffel. Die Kette der Wesen ist noch nicht geschlossen, bei welchen das Leben

Seitdem sind viele Millionen Jahre verronnen im Strome der Zeiten, und die Erdoberfläche hat viele Verwandlungen erlitten. Gleich dem organischen Keime entsproßten dem Kern der Erde Felsengenerationen, ihr kreischender Leib gebar ihre stummen Geschlechter, und dann schlummerte die Erde wieder, bis sie zu neuen Umwälzungen erwachte. Lange Zeiträume liegen dazwichen; denn viele Jahrtausende gehen vorüber und Aeonen schwinden dahin, ehe das Erdenleben von einer Staffel zur andern steigt, oder wie ein Baum die welke Pracht seiner Blätter abschüttelt und Knospen treibt zu einem neuen, schönern Gewande. Ist aber endlich ein Winter gekommen und naht der Frühling — dann zersprengt das gewaltige Feuer im Innern der Erde seine Fesseln, tausend Vulkane erheben sich, die Felsen wanken, Gebirge stürzen zusammen, Welttheile zertrümmern, Meere treten aus ihren Ufern und ihre Fluth verschlingt alle Formen: unter Donner und Sturm fällt die trennende Scheidewand zwischen den Körpern zusammen, sie vereinigen sich zu einem formlosen Chaos, in wilder Freiheit toben die irrenden Kräfte gegen einander, das Leben der Erdsubstanz erlangt die höchste Spannung, die höchste Erregung, die Zeugung neuer Formen geht vor sich. Entkräftung folgt; die Vulkane erlöschen, oder sie stürzen in sich zusammen, die Gewässer sammeln sich wieder in den Tiefen und das starre Gestein ordnet sich schweigend nach ewigen Gesetzen und bildet neue Gebirge. Dann ruht die Erde, bis der Lebenscyklus der neuen Schöpfung vollendet ist und die glühende Kraft zu abermaliger Zeugung drängt. — —

In vielen Gegenden der Erde begegnen wir deutlichen Spuren solcher verschiedenen Zeugungsepochen; wir können die Denkmäler der ältern und neuern Umwälzungen genau unterscheiden und aus ihnen eine Chronologie der Erdgeschichte zusammensetzen. Mit Schärfe lassen sich vorzüglich die neuen und neuesten Revolutionen der Erdoberfläche verfolgen, bei denen vulkanische Kräfte eine Hauptrolle spielten: Kräfte, welche ihre Hauptherde hatten, von denen aus die Zerstörung in mehr oder minder weiten Erschütterungskreisen erfolgte.

---

in den Fesseln der todten Substanz hängt; denn auch der Mensch ist ja sterblich! — Aber von Stufe zu Stufe läßt sich der Gang allmähliger Emancipation verfolgen, und eben diese fortschreitende Entwickelung ist Bürge dafür, daß einst Wesen folgen werden, die viel freier sind, als wir Menschen.

Mit dem Infusorien-Schalthier der Urwelt, deren Gehäuse jetzt ganze Gebirge zusammensetzen, beginnt die Reihe. Es ist ein krystallinisches, belebtes Stäubchen anorganischer Masse mit Bewegung. In der Coralle überzieht das unbewegliche Gestein, wie eine Haut, ein Heer thierischer Bewohner. Es ist Generationen hindurch an das Fossil gekettet, das mit Uebermacht die belebte Substanz beherrscht. Das Skelett gebietet hier den Organen. — Höher schon als die Coralle stehen Muschel und Schnecke. Das Fossil ist ihnen zwar auch noch eine unzertrennliche Bürde: aber das Leblose muß doch dem Willen der lebendigen Masse gehorchen, es hat seine Oberherrschaft eingebüßt. Auch das zartere Insekt trägt noch die feste, unbewegliche Hülle und das Fossil umfängt noch sein inneres Leben. Erst bei den vollkommensten Thieren, bei dem Vogel und Vierfüßer, verbirgt das Fossil sich gänzlich, als Geripp zieht es sich in das Innere zurück, es gehorcht dem bewußten Willen.

Als ein solcher Herd für die letzte Umwälzung stellt sich das südliche Italien mit Sicilien und der benachbarte Theil des mittelländischen Meers dar. Die Neapeler Gegend zumal war eine furchtbare Mutter der Zerstörung. Noch sieht man die meisten dortigen Gebirge mit alten Laven überschüttet; sie und Basalte bilden den Boden des Meeres und ihre Gestade. Ueberall erheben todte Vulkane ihre kegelförmigen Häupter, oder zirkelrunde Seen lassen die Stelle der alten Krater erkennen. Mitten in diesem weiten Cyklus erstorbener, vulkanischer Thätigkeit ragt der feuerspeiende Vesuv als lebender Zeuge der Verheerungen, welche von hier aus bei der letzten Umwälzung der Erdoberfläche über drei Welttheile sich entwickelten.

Der Lago d'Averno gehört zu dieser merkwürdigen Gegend. Er liegt zwei Stunden von der Hauptstadt, dicht am Busen von Neapel, von dem es nur durch den Lukriner See und zwei schmale, dammähnliche Landzungen getrennt ist. Beide Seen sind zirkelrund und ihre Ufer sind offenbar nichts anders, als die Kraterwände, wie sie selbst die noch offnen, mit Wasser ausgefüllten Schlünde sind, aus denen einst die Flammen aus den Eingeweiden der Erde zum Himmel stiegen.

Der Averno ist von unermeßlicher Tiefe. Seine Ufer sind steil, fast senkrecht. Ehemals waren sie mit tausendjährigen Eichen bewachsen: aber das Erdbeben von 1538 schüttelte die Wälder von den Felsrippen, und seitdem sind sie mit Unfruchtbarkeit geschlagen und starren öde empor. Mephitischer Dunst entsteigt dem leblosen Gewässer, kein Vogel kommt in seine Nähe, kein Wild betritt seine Ufer; kein Mensch hat sich an demselben eine Wohnung gebaut; der Geist der Verlassenheit und des Grauens schwebt über dem See, wohin die schauerlichsten Mythen des Alterthums ihren Schauplatz verlegen. Schon die Griechen, welche sich zuerst in der Gegend niederließen, staffirten die höhlenvollen Ufer des d'Averno mit dem Eingange in das Schattenreich aus. Daher läßt auch Virgil seinen Aeneas die Fahrt in die Unterwelt am Averno beginnen. Im Walde, welcher die Ufer umschattete, brach er den goldnen Zweig, auf dessen Vorzeigung ihn Charon über den Styx fuhr.

Und doch war dieser See zur Zeit Virgils kein Bild der Stille und des Todes, sondern des geräuschvollen Lebens. Als Augustus mit Pompejus kriegte, ließ er einen Theil vom Ufer des Averno abtragen, durch einen Kanal mit dem Lukriner See verbinden und letzteren mit dem Meere vereinigen, so daß daraus ein doppelter Kriegshafen entstand, lange als portus Julius berühmt. Paläste richteten sich auf seinen Höhen auf; Arsenale erhoben sich an seinen Ufern und Befestigungen an seinen Eingängen. Unfern aber breitete sich das alte Cumä aus, eine der frühesten griechischen Pflanzstädte, und sowohl durch die Pracht seiner Gebäude, als den Reichthum seiner Bewohner und deren Bildung verherrlicht. Noch steht ein wohlerhaltenes Thor und hütet die Grabstätte des alten Cumä: — eine Reihe Hügel von Schutt. Auf der Zinne jenes alten, auf unserm

Bilde sichtbaren Stadtthors hat der Reisende eine der schönsten Aussichten Italiens. Rechts blickt man in den großen Meerbusen von Gaeta mit seinen romantischen Ufern, Schlössern und Citadellen; man sieht Gaeta, Mola, die Inseln Ponta und Ventatiena; gerade vor ihm strecken die Lagunen sich aus und das Meer mit dem heitern Ischia; links ragt, stolz und ernst, das misenische Vorgebirge aus der Fluth, und die Pracht der ganzen Neapeler Meeresbucht mit Capri und andern Eilanden ist dem Blick entfaltet.

Keine Sibylle läßt jetzt am Averner See goldene Zweige brechen; aber die berühmte Pforte der Unterwelt wird noch jedem Reisenden gezeigt. Es ist eine finstere, mit Gestrüpp verwachsene Kluft, dicht am Gestade, aus der schwefelige Dünste steigen. Niemand wagt es, sie zu betreten, und für die Scenerie des unheimlichen Orts paßt noch immer die Beschreibung Virgil's (Aeneide, IV.):

„Grau'nvoll lag die Höhl', aufklaffend mit steinigem Rachen,
In dem Dunkel des Hains, vom schwarzen Gewässer umspület;
Ungestraft erkühnt sich kein schneller Vogel, die Lüfte
Ueber ihn zu durchschneiden; denn Dünste der Pest und des Todes
Athmet ihr Schlund empor zur gewölbten Halle des Aethers."

Schloß und Brücke von Pau.

Wo fehlt es dir? Macht dir deine Brust Angst um sich selber? Drückt der schwere Athem dir alle Freuden des Lebens nieder? Komm mit nach Pau! Da findest du Leidensgenossen ein paar Tausende, aber alle voller Hoffnung, daß ihrer die Erlösung harrt von ihrem Uebel. Freilich geschieht dieß auch hier nicht immer durch die weiche, milde Luft, die von keinem rücksichtslosen Wind in Zug geblasen wird, sondern manchmal auch auf die andere Weise, von der man nicht gern spricht. Aber trotzdem verdient Pau das Vertrauen, welches die Leidenden auf sein wonniges Klima und heilkräftiges Wasser setzen, und die alte Stadt mit ihrem berühmten Schlosse ist auch in mancher andern Beziehung ein beachtenswerther Ort; Lage, Bauart, Bewohner, Geschichte geben ihr vielfaches Interesse.

Die gewöhnliche Reisefahrt von Deutschland aus nach Pau führt, wenn der Bewohner unserer Meeresküsten nicht die Seereise vorzieht, um



Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhsn.

SCHLOSS UND BRÜCKE
von Pau

Eigenthum d. Verleger.

über Bayonne oder Bordeaux dahin zu gelangen, über Paris, Orleans, Tours, Poitiers nach Bordeaux und von da am angenehmsten über Dax in das alte Land Bearn, dessen Hauptstadt Pau einst gewesen ist. Gleich hinter Dax verläßt der Wanderer die Tiefebene, die ihn bisher umgeben hat, und steigt zu dem Gebiete der niederen Pyrenäen hinauf. Es ist eine Art Fegefeuer mit himmlischer Fernsicht, was er zunächst um und vor sich hat: das einförmigste Haidegebiet dehnt sich ringsum aus, aber jenseits der trostlosen Hügelzüge winken die Riesen des Hochgebirgs mit ihren schneebedeckten und eisgekrönten Häuptern.

Anders gestaltet sich das Landschaftsbild, wenn wir Pau selbst vor uns haben. Die Stadt liegt am Saume eines Plateau's, durch welches das schöne Thal des Gave de Pau beherrscht wird, wie auf einem Erker vorgeschoben, und zwar augenscheinlich in der Absicht, den glücklichen Bewohnern einen durch Nichts unterbrochenen Halbrundblick auf die Kette der hohen und niederen Pyrenäen zu eröffnen und auf den, zwischen beiden wie ein dreispitziger Thurm hervorragenden Pik von Ossau. Am vollständigsten genießt man diese Augenweide auf dem Platze vor der Kirche St. Martin, die wie auf einem vorgeworfenen Balkone steht, ferner auf dem Spaziergange des Place Royal und auf der künstlichen Plattform des Schlosses. Von diesen Standpunkten aus sehen wir die Berge in langen, vom Schimmer des ewigen Schnees erglänzenden Linien sich im Süden der Stadt ausbreiten. Ihr Anblick ist entzückend im ersten Morgenlicht, aber häufiger bewundert bei Sonnenuntergang. Zu den Füßen des Hochgebirgs lagern sich die Hügelzüge der niederen Pyrenäen, reizende Thäler bildend, die zu baumreichen Auen zusammenlaufen und von den Flüssen Hedas und Ousse malerisch durchzogen werden. Beide nimmt die gebirgfrische Gave auf, die im steinigen, von immergrünen Ufern begleiteten Bette dahinrollt, und mit der prächtigen, hohen und breiten Brücke, die unser Bild zeigt, zum Hauptschmuck des Vordergrundes dieses Landschaftsbildes gehört. Diese Brücke verbindet die Stadt, welche am rechten Ufer von den Hügeln bis zum Fluß herabsteigt, mit dem Flecken Jurançon, der sich zwischen den Hügeln und Feldern des linken Ufers ausbreitet und da den besten und gesuchtesten Wein der Gegend (le vin de Jurançon), den Nektar des Gebirgsbewohners, erzeugt. Die Lage von Pau, das sich zum größeren Theile auf den Hügeln ausdehnt, welche den Fluß auf seiner rechten Seite begleiten und sich in die Hochebene des Landes verziehen, hat einige Aehnlichkeit mit der von Salzburg, wird aber von letzterer an Mannichfaltigkeit, Schönheit und Großartigkeit überragt.

Die Stadt Pau ist nicht nur die bedeutendste Frankreichs in solcher Nähe der Pyrenäen, sondern sie gilt bei ihren eigenen Bewohnern neben Paris für den einzigen Ort großstädtischer Geselligkeit im ganzen Reiche. Der letztere Anspruch ist neuesten Datums und eine Folge des Zustroms von Fremden zu den heilkräftigen Lüften und Gewässern der Gegend. Die

Bevölkerung der Stadt ist seit dieser Zeit von 14,000 auf 20,000 gestiegen. Gäste vom September bis Mai oder Juni zählt man jährlich über 2000. — Pau ist regelmäßig gebaut und hat breite, freundliche Straßen. Mauern und Thore sind verschwunden, reizende Spaziergänge nehmen zum Theil deren Stelle ein. Der besuchteste führt vom Platze St. Martin zu den Alleen des Schlosses und von da zu der sogenannten Basse-plante, einem Spaziergange, den man einen Vorsaal des großen Parks nennen könnte. Auch dieser bietet viel Anmuthiges an Wegen, Pfaden, Gruppen und Fernsichten. Von der Basse-plante kann man zur Haut-plante gelangen, die eine neue stattliche Infanteriekaserne schmückt. Die meisten Häuser Pau's sind mit Schiefer gedeckt, und einzelne Straßen zeugen von Geschmack und Wohlstand zugleich. Außer der oben erwähnten Brücke führen noch mehre über die Gewässer von Pau. Nur das Trinkwasser muß eine einzige Quelle liefern, die allerdings aus sechs Röhren reichlich fließt. In der Nähe der Stadt sind noch zwei andere Quellen, die der Feen, welche Heilkraft besitzt und zu Bädern benutzt wird, und die der Saracenen, so genannt, weil diese, so lange sie Herren von Pau waren, sich derselben ausschließlich bedienten. — Gegenwärtig ist Pau als Hauptstadt des Departements Nieder-Pyrenäen der Sitz des Präfekten, ferner eines Unterpräfekten, zweier Friedensgerichte, eines Gerichtshofs erster Instanz, eines Civil- und Handelstribunals, eines Einregistrirungs-, Etappen- und Sicherheitsamtes für Gold- und Silbergefäße und dergl. Behörden aller Art. Pau hatte seit 1724 auch eine Universität; Ludwig XIV. hatte sie gestiftet und die Stadt ihm dafür eine Erzstatue auf dem großen Platze vor dem ehemaligen Kapuzinerkloster errichtet. Die erste Revolution hob die Anstalt auf und stürzte den Bronzekönig vom Postamente. Dagegen besitzt es noch die 1721 gegründete Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, ein Collége, eine Bibliothek, Handelsschule, Normalschule, mehre Gesellschaften und andere Institute für Förderung von Bildung und Wohlstand. Die berühmtesten Ausfuhrartikel von Pau sind die unter dem Namen Mouchoirs de Bearn bekannten leinenen Schnupftücher, der bereits genannte Jurançonwein und die geräucherten Gänsekeulen und Schinken, welche als Bayonner Schinken in die Welt gehen.

Die Bewohner von Pau sind, wie die Bearner überhaupt, größtentheils Basken, Nachkommen der alten Venarner oder Benarner, ein kräftiges Gebirgsvolk. Man rühmt sie gegenwärtig als fleißige und redliche Leute, tüchtig bei der Arbeit wie unter den Waffen. In früherer Zeit waren sie ein freiheitsstolzes Geschlecht. Die Fürsten von Bearn waren von einer mächtigen Landesvertretung abhängig. Auch die Rechtspflege war volksthümlich. Gewöhnliche Streitigkeiten unterlagen dem Spruch von Volksgerichten, das höchste Gericht bestand aus den Bischöfen von Lescar und Oléron und zwölf Baronen. Später errichtete man zu Pau ein ordentliches Hofgericht, welches unter Ludwig XIII., dem ersten Unterdrücker des

Protestantismus in Pau und ganz Bearn, um 1620 in ein Parlament für Navarra und Bearn umgewandelt wurde. Die Revolution machte durch ihre Folgen allen diesen Volksherrlichkeiten ein Ende. Jetzt ist, trotz der vermehrten Bevölkerung, während der Ferien des Fremdenzugs die Stadt ziemlich still und ruhig; ja, deutsche Reisende wollen sogar vor den Palais der Post und der Präfektur schönes Gras zwischen den Pflastersteinen entdeckt haben.

Zum Hauptgegenstand unseres Bildes, dem Schloß von Pau, gelangen wir am angenehmsten auf einem Gange durch die Geschichte der Stadt. Veranlassung zur Errichtung von Befestigungen in dieser Gegend gaben die Mauren. Sie brachen nicht selten durch die Engpässe der Pyrenäen verheerend in Bearn ein. Hier herrschten, seit Ludwig dem Frommen, nicht mehr die Herzöge von Gascogne, sondern eigene Vicomten unter des Kaisers Hoheit. Gegen das Ende des 10. Jahrhunderts erbaute der Vicomte Gaston I. ein Schloß an der Südgrenze der Ebene von Pontlong. Den Bauplatz dazu hatten die Bewohner des Thales von Ossau abgetreten gegen das Versprechen für sich und ihre Nachkommen, daß sie in dem Saale des Schlosses, in welchem der Cour Majeur abzuhalten sein würde, während der Sitzungen desselben stets das Recht des ersten Platzes haben sollten, ein Zeugniß des Bearner Bauernstolzes jener Zeit. Auch den Namen des Schlosses sucht die Sage zu erklären. Man habe, berichtet sie, zur Bezeichnung der Ausdehnung des abgetretenen Raums drei Pfähle eingeschlagen; da, wo der mittelste Pfahl (lateinisch palum) stand, erhob sich das Schloß und hieß deshalb Chateau du Pal (Pfahlburg), welches Pal der Volksmund nach und nach in Pau umgewandelt habe. Andere leiten den Namen von palus, Sumpf, ab, nach der noch jetzt nicht ganz verschwundenen Eigenschaft großer Strecken des Landes. Das Schloß hieß später Castel Menou und erfreute sich einige Jahrhunderte des Ansehens, daß des Landes Fürsten dort häufig Hof hielten und viele Vasallen und Unterthanen sich um dasselbe niederließen. Dann ward ein größeres Schloß unweit davon gebaut und das alte verlassen. Der allgemach hier entstandene Ort wuchs jedoch sehr langsam, und als 500 Jahre nach jenem ersten Gaston ein anderer desselben Namens (als Graf von Foix Gaston IV.) Vicomte wurde, konnte er eine raschere Vermehrung der Bevölkerung und die Anlage neuer Bauten nur dadurch herbeiführen, daß er Pau zu seiner Residenz erklärte, zum Markte erhob, Juraten einsetzte und diesen die Erhebung einer Abgabe von Wein und anderen Marktwaaren gestattete, wenn sie sich verpflichteten, den Ort mit einer Mauer zu umgeben und eine Kirche zu bauen. Das geschah 1468; schon fünf Jahre später stand die Kirche ganz, die Mauer halb vollendet da. Rasch hob sich nun der Markt zur Stadt, wurde 1502 Hauptstadt des Landes und Residenz der Fürsten, die nach einander den Häusern Foix, Grailly und Albret angehörten. Johanna von Albret, seit 1548 Gemahlin Antons von Bourbon, wurde die Mutter König

Heinrichs IV., durch welchen Bearn an Frankreich kam. Heinrichs Geburtsstätte ist unser Schloß Pau.

Dieses „Königshaus", wie es jetzt vor uns steht, bildet das westliche Ende der Stadt Pau. Es ist um 1518 von Alain d'Albret während der Minderjährigkeit seines Enkels, des nachmaligen Heinrichs II.,. gebaut. Nach der vollständigen Einverleibung Bearns in Frankreich unter Ludwig XIII. verfiel das vernachlässigte Bauwerk. Es war einer der vielen volksschmeichlerischen Griffe Ludwig Philipps nach der Julirevolution, die Wiegenstätte des eigentlichen Paradekönigs der Bourbonen einer Restauration zu unterwerfen. Mehre Reliquien Heinrichs IV., seine Wiege, eine große Schildkrötenschale, das Bett seiner Mutter und ein Paar Porphyrvasen, ein Geschenk Bernadotte's (der ebenfalls in Pau geboren ist) an Ludwig Philipp, waren in den Räumen zur Schau gestellt. Ein anderes Schaustück bezog das Schloß im Frühling 1848, nachdem die Februarrevolution über das Haus Orleans gesiegt hatte. Der Held der Wüste, Abd-el-Kader, der mit schamloser Verletzung des Völkerrechts als Gefangener nach Frankreich geschleppt worden war, wurde Ende April 1848 aus dem Fort Lamalgue bei Toulon hierher gebracht und weilte mit seiner Mutter, drei Kindern, seinem Schwager Mustapha Ben Tschann und noch 22 Personen, theils Familiengliedern, theils Dienern, in den Räumen des Schlosses, bis ihm von der Regierung der Republik das Schloß Amboise als Wohnsitz angewiesen wurde. Während Abd-el-Kader noch Gefangener in Pau war, ließ man sich zu der eben nicht noblen Ironie verleiten, einen Trompeter, Escoffier, der lange Zeit Abd-el-Kaders Gefangener gewesen war, zum — Kommandanten von Schloß Pau zu ernennen. Als Frankreichs Präsident, Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen geworden war, setzte er die von seinem Vorgänger begonnene Wiederherstellung der stolzen, vielthürmigen Burg der Valois fort und vollendete sie so weit, daß er sie der Herzogin von Hamilton, geborenen Prinzessin von Baden, seiner Verwandten, zum Winteraufenthalte anbieten konnte. Dadurch hat sich für Pau der alte Glanz seiner fürstlichen Tage erneuet, und der alte Bau seines Schlosses steht vielleicht von nun an wieder fester, wie manches der neuesten Häuser voll jüngster Pracht. —

Was hat das Schicksal schon zu thun gehabt, so lange die Welt steht! — Welcher unerschöpfliche Reichthum, welche unermeßliche Mannichfaltigkeit der Geschicke! Wem schwindelt nicht vor diesem Gedanken, wenn er mit dem Auge über die erste beste Landkarte dahinfährt? Aus der Mitte Deutschlands über Hunderte von Städten hin, zwischen denen Tausende von Dörfern liegen, alle mit Leben erfüllt voll täglichen, ja stündlichen Auf- und Niederwogens der Verhältnisse, gelangen wir mit dem Finger zum äußersten Ende Frankreichs, — da ist ein kleiner Punkt, der heißt Pau, und was ist dort Alles geschehen seit den 10 Jahrhunderten seiner erkennbaren Jahresringe! Dynasten haben sich ermordet, Familienblut ist auf

des Schlosses Dielen geflossen, der Krieg hat gewüthet, die Wolkenbrüche des blutigen Schicksals haben das Land überschwemmt, und die hellen Bäche des Friedens haben die Lachen weggewaschen und fortgeströmt in das Meer der Vergessenheit. Dieses Meer des Schicksals ist ganz wie das andere, alle Quellen und Bächlein, Flüsse und Ströme fluthen hinein, und es wird nie voller. Was ist des Einzelnen Geschick in diesem Meere des Schicksals? Was ragt daraus hervor, als die Wogen, welche oben schwimmen? Wie viel ist Dessen, was sie bedecken! — Und dennoch behält das Bächlein seinen Werth und läuft der Strom seine Bahn unbeirrt so fort. Nur der Unterschied zwischen beiden ist groß.

Der Unterschied der Geschicke besteht weniger darin, wie weit Einer gesehen wird, als darin, wie weit Einer sieht. Haben Viele schon gar hoch gestanden, und ihr Blick reichte nicht über ihre nächste Umgebung. Der Geist ist des Geschickes Schmied. Die Vertheilung, Tüchtigkeit und Pflege dieses rastlosen Gesellen erzeugt die Unterschiede, nach welchen das Schicksal die Loose des Einzelnen zuschneidet. Sie bestimmen die Sehweite seines inneren Auges, und von dieser hängt die Wahl seines Ziels und seine Strebekraft ab nach jenen Höhen der Menschheit, wohin dem Zufall der Geburt der Schlüssel nicht zur Verwahrung übergeben ist. Aber auch das Schicksal hält ihn fest und theilt ihn nur Wenigen aus —

weil es von Gott so scheint bestimmt,
Daß zu den ungemess'nen Höhen
Des Geisterreichs nicht Jeder klimmt,
Ja, Millionen nie sie sehen!

Wer aber steigt mit festem Schritt
Und nimmt — sonst ist der Gang vergebens! —
Zur Höh' die rechten Augen mit,
Der siehet klar den Strom des Lebens:
Der sieht, was in dem Thal verschlammt
Zu Sumpf und Nebel scheint verdammt,
Frei von des Wahns und Truges Netzen,
Gelenkt von ewigen Gesetzen.

Den wärmt mit ächter Liebe Gluth
Der Wahrheit Stern: ihm kanns gelingen,
Dem armen Volke Hoffnungsmuth
Mit einem alten Stab zu bringen.

So lang' nur bleibt der Arme blind,
Der schönen Erde ärmstes Kind,
Bis Die da sehen, besser sind.
Sprich nicht: das ist uralte Spreu!
Die Wahrheit ist nicht immer neu!
Sie ist nie glänzend, selten heiter;
Nicht spottend deut' auf sie hinab:
Die Wahrheit ist der alte Stab,
Dem Müden hilft der ält'ste weiter.

Der Bischofspalast in Auckland

bei Durham in England.

Ich habe Mancherlei geschrieben, auch einmal eine Zeitung für's Volk. Das war im Jahre Einunddreißig, als die alte deutsche Eiche wieder einmal junge Sprossen der Freiheit trieb. Es währte leider! nur kurze Zeit und das Leben meiner Zeitung auch nicht lange; denn der Bundestag selig fand, noch ehe der erste Jahrgang zum Schluß kam, daß an dem Lichte, was ich dem Volke aufgesteckt hatte, genug sei auf ein volles Lustrum, und als guter Haushalter verklebte er mir für 5 Jahre den Mund. Das Pflaster war ein Heftpflaster und hätt's Einem wohl verleiden mögen auf alle Zeit. Indessen kommt mir doch dann und wann noch die Lust an, im Volkston zu plaudern, und da schreibe ich eine Seite voll für Hansen's Blatt, oder für Kunzen's, und schick's hin und frage nicht weiter darnach. — Heute nun, da ich am Universum schreiben will und der Setzer wartet, plagt mich das alte Gelüste zu ungelegener Zeit. — Lieber Leser! halte mir's zu gut dies Einemal, wenn ich dir mit dem Styl und Inhalt der nächsten Seiten Aergerniß gebe: kannst sie ja überschlagen. —

Meine liebe Gemeinde!

Die deutschen Pfaffen sind einmal rechte Esel gewesen. Wißt ihr warum? Ich will's euch sagen.

Ihr seid doch meist gereiste Leute. Ihr seid den Rhein hinunter gefahren und den Main, und die Elbe hinab und die Weser, und habt die grauen, herrlichen Münster gesehen, die ihre Häupter bis in die Wolken stecken, und andere Zeichen von der gewesenen Macht und Pracht der Kirche und ihrem Reichthum: aber erkundigtet ihr euch nach den Palästen ihrer Priester, so wies man mit spöttelndem Lächeln auf eine einfache Wohnung. Fragt ihr nach den Abteien und Klöstern, so heißt es, das sind Kammergüter; fragt ihr nach den Wäldern, die den Kirchenfürsten fürstliche Einkünfte gaben, so heißt es, es sind landesherrliche Domänen, und die prächtigen Pfaffenschlösser, sie werden euch als Lusthäuser der Fürsten gewiesen,



Der BISCHOFS - PALAST
zu Durham in England.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

ein quid pro quo, an dem der Herrgott auch keine Freude haben mag. — Wie ist es zugegangen mit dieser Veränderung? Wie ist das Kirchengut Fürstengut geworden und der schwelgende Prälat zum armen Pfarrer, der von seines Herrn, des Staats, Gnade kümmerlich lebt? — Ich will's euch erzählen.

Doch zuvor muß ich euch das Bild eines solchen Pfaffen aus guter alter Zeit recht leibhaftig hinstellen; denn sonst könnt ihr den Unterschied nicht gehörig fassen. — So ein Gotteskind — Bischof, Dompfaff oder Probst — kerngesund, wie eine Weintonne rund und guten Humors voll vom Scheitel bis zur Fußzehe, der war, hatte er sein Brevier zugeschlagen, der leidlichste Mensch in der Welt und der Mittelpunkt der geselligen Lust in der ganzen Gegend. So ein Erzpfaff aß euch zu Mittag ein Paar Fasanen, oder fünf Pfund Hirsch- oder Saubraten, oder einen Schinken in Burgunder gesotten und nebenbei eine Torte und ein Pfund Rosinen und Krachmandeln und trank dazu seinen Viertel-Eimer Steinwein oder Johannisberger, ohne zu wanken. Ein Paar Flaschen Franzwein, oder Malaga, und ein Dutzend Begassinen machten sein Frühstück aus, ein Humpen Kardinal oder Bischof vor dem Zubettegehen war sein Schlaftrunk, und wenn er Husten hatte oder Schnupfen, so rezeptirte ihm seine Haushälterin einen Napf voll Glühwein mit Zimmt oder Nägelein, alle halbe Stunden einzunehmen so lange, bis die Kur fertig war. — Alle Tage ging das fröhliche Leben von Frischem an; gut gegessen, gut getrunken, gefaselt und gejubelt in die Nacht hinein und geschlafen in den Tag hinaus: das war Jahr aus Jahr ein der Dinge Kreislauf im Leben der hochwürdigen Kirchensöhne von ehedem. — Gott hab' sie selig!

Aber wie alles Gute und Böse auf Erden nur eine Zeitlang währt, so war's auch da. Jahrhunderte hatte das Schlaraffenleben der Pfaffen in Deutschland gedauert, und die Vermehrung der Kirchengüter war während dem gewachsen fort und fort. Die Herzöge, Fürsten, Landgrafen &c. sahen schon lange mit neidischem Auge auf die r e i c h e Kirche. Sie dachten: Ei! die Dickbäuche haben's ja besser als wir, und viele sannen hin und her, wie sie es anders machten. Doch die Furcht vor dem Donnerkeil Roms, der auf Jeden niederfuhr, welcher Hand anlegen wollte am Kirchengute, hielt die fürstlichen Gelüste nieder. Da trat das Mönchlein in Wittenberg keck auf den Markt hin, und predigte Rebellion gegen die Pfaffenlehre und Pfaffenherrschaft, und — das Columbusei stand, der Zauber war gelöst. Den Schrecken vor Roms Bannstrahl warf Luther zugleich mit der päpstlichen Bulle ins Feuer. Die Reformation entzog halb Deutschland der Papstgewalt: aber unsere Fürsten, schlauer als unsere Pfaffen, machten nun der Kirche eine Schirmvogtsrechnung und steckten zu deren Bezahlung das Kirchengut ein. So wurden die Klöster und Abteien Kammergüter, und die Pfaffenwälder herrschaftlich und die Paläste der Bischöfe fürstliche Schlösser; und so wurde die protestantische Kirche eine Bettlerin, die von

dem Brosamen fürstlicher Milde lebte und den Gemeinden eine Last war. Unsere deutschen Pfaffen ließen sich's aber gefallen: Sie hätten's nicht gebraucht, und ein kräftiger, rechtzeitiger Einspruch hätte wohl Vieles retten können vom Vermögen der Kirche: aber sie versäumten den günstigen Augenblick, und deshalb sagt' ich — „sie sind rechte Esel gewesen."

In England, da waren sie klüger! — Als auch dort das Reformationslicht hereinbrach, standen sie wie ein Mann zusammen und erklärten der nach dem Kirchengute lüsternen Krone: — die Aenderung des Glaubensbekenntnisses dürfe nichts am Bestande im Kirchengute ändern: und der König mußte dieß anerkennen. Daher hat die englische Kirche das reiche Erbe behalten und die protestantischen Bischöfe und Erzbischöfe sitzen dort in ihren Palästen und verzehren fürstliche Einkünfte noch ganz so, wie vor 300 Jahren die katholischen.

Das Bild zeigt euch einen solchen Bischofssitz in Altengland von außen, und darnach könnt ihr die Pracht und Herrlichkeit und das Leben im Innern schon denken.

Auckland ist die Wohnung des Bischofs von Durham, welcher die schwere Aufgabe hat, jährlich 160,000 Gulden einzunehmen. Kein Wunder, daß es im Hause aussieht, wie im Feenschloß des Ammenmährchens, und ein anstoßender meilenlanger Park mit Berg und Thal, mit See und Wald, mit Lusthäusern, Meiereien und unzähligem Wild jeder Art macht das Paradies fertig, von dem mein englischer Beschreiber sagt: Zu schwach ist das Wort und zu ohnmächtig der Griffel, um eine richtige Vorstellung zu geben von Aucklands Herrlichkeit. —

Aber das verschlägt uns gar nichts, daß wir dergleichen Herrlichkeiten nicht auch bei uns haben und daß die protestantische Kirche in Deutschland sich hat prellen lassen. Für's Volk ist's Alles Eins: ob's die Fürsten haben, oder die Pfaffen. Dem Volke bleibt doch nur das Maulwischen.

MXXXII



LUZERN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Luzern.

Welch reiches reizendes und glänzendes Landschaftsbild, diese Stadt am herrlichen Vierwaldstädter See, in gesegneter Gegend und umragt von den Häuptern der Alpen, dem schönen Rigi und dem wilden Pilatus! Aber der Glanz erbleicht und ein Schatten fliegt über die strahlende Landschaft, wenn wir die Stadt nennen und ihrer Geschichte gedenken: Luzern, das finstere Jesuitennest. Verweilen wir heute bei diesem dunkeln Bilde.

Der Orden der Jesuiten, sein bescheidener Anfang, seine unermeßliche Machtentwickelung und sein Jahrhunderte langes Fortbestehen, trotz des Hasses, den alle, wenn auch nur von einem Schimmer der Wahrheit und Freiheit erleuchteten Völker auf ihn geworfen hatten, sein Einfluß auf die Fürsten und durch die Zügel der Jugendbildung auf die Blüthe der Völker — diese ganze Erscheinung ist eine der großartigsten in der Weltgeschichte: sie ist der Sieg der Schlechtigkeit über die wohlgepflegte Schwachheit der Einzelnen wie der Massen. Pfaffentrug und Fürstenlist sind die Träger des Jesuitismus. Pfaffentrug und Fürstenlist, durch das schmutzige Band des Eigennutzes und der Selbstsucht auf das Engste verbunden, brüteten den Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel", ein Princip, das die Menschheit in eine Heerde von Raubthieren verwandeln würde, wenn es allgemeine Anerkennung fände. Allerdings hatten es die Pfaffen auch ohne Jesuiten weit gebracht in der angestrebten Vernichtung des gesunden Menschenverstandes, in der Knechtung des Willens und in der Fesselung des Gedankens; alle ihre Errungenschaften sind jedoch dem Jesuitismus gegenüber ein Werk spielender Irren und Verirrten neben den Resultaten der scharfsinnigsten Spekulation. Loyola selbst, der Begründer des Ordens, war der spätern, so verderblichen Richtung desselben vielleicht fremd; doch war sie immerhin eine Folge seiner Satzungen. Als Ordenszweck verkündigte er: ausschließlichen Dienst Gottes und seines Stellvertreters auf Erden, und fügte zu den gewöhnlichen drei Mönchsgelübden, Gehorsam gegen den Ordensoberen, Keuschheit und Armuth, noch den vierten: unbedingten Gehorsam gegen den Statthalter Jesu hinzu. Hauptaugenmerk sollte sein: Bekehrung der Ketzer und dadurch sich der Orden zu einer zuverlässigen Stütze des wankenden päpstlichen Stuhls heranbilden. Auch den Bildungsweg der Jesuiten schrieb schon Loyola genau vor und eben so die Gliederung der Gesellschaft. Er schuf vier Ordensklassen: Novizen, die noch ohne Ordenskleid umhergingen und in einem besondern Noviziathause hinsichtlich ihrer Fähigkeiten beobachtet wurden. Sie kamen hierauf in ein Probationshaus, um eine zweijährige, strenge Prüfung zu bestehen. Dann erst wurden

sie Scholastiker und leisteten die drei ersten Mönchsgelübde. Die dritte Klasse bestand aus den geistlichen und weltlichen Koadjutoren, die in Kollegien und Missionen, Residenzen und Profeßhäusern vertheilt waren. Sie bildeten die Gehülfen oder vielmehr Werkzeuge der vierten Klasse, der Professi, die sämmtlich zu Geistlichen ordinirt sein mußten, in alle Geheimnisse des Ordens eingeweiht, in Besitz der höhern Aemter und Vorrechte waren und aus denen die Oberen, Superioren, Präfekte, Rektoren, sowie der Ordensgeneral mit seinen Assistenten hervorgingen. Sie allein leisteten das vierte Gelübde. Nur bei einer solchen hierarchischen Gliederung des ganzen Baues war ein planmäßiges Zusammenwirken in gleichem Geiste und zu gleichem Zwecke möglich; erreicht wurde es durch die völlige Hingebung jedes Einzelnen an die Gesammtheit. Das Wachsthum der Gesellschaft war außerordentlich. Bei'm Tode des Stifters zählte der Orden bereits über tausend Glieder, die als Heidenbekehrer, Prediger, Beichtväter, Jugendlehrer, Geschäftsmänner und Schriftsteller alle religiösen und weltlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Kreise durchdrangen und vor Allem Glauben und Gewissen der Fürsten und Völker in starre Formen zu zwängen suchten. Die mächtigsten Waffen der Jesuiten waren ihre Pädagogik und der Beichtstuhl. Hier wurde das Gift ausgegossen, das auf Herz und Geist gleich zerstörend wirkte und alle sorglos Gläubigen dem Ordensinteresse blindlings dienstbar machte; denn wo die Grundmauern alles Gemeinde- und Staatslebens fehlen, wie soll sich da ein Bau des Segens erheben? Die Jesuiten erkennen ja keine feststehenden Gesetze und Pflichten der Moral an, ihre Moral ist eine Lehre der Klugheit, je nach Zeit und Umständen mit Zusätzen und Ausnahmen versehen. Sogar die Religion ist nur da, um das Ordensinteresse zu fördern. Im Beichtstuhl wußten sie Herren zu werden durch ihre Nachgiebigkeit gegen Laster und Verbrechen. Beide hatten eine willkommene Stütze an der jesuitischen Lehre von der Sünde; denn darnach ist nur Derjenige straffällig, welcher von dem Bösen, das er thun will, im Augenblick der That deutliche Erkenntniß oder wenigstens vorher einige Zweifel und Gewissensbisse hat. Ein Verbrechen, das man ohne Ueberlegung und ohne an Gott zu denken, begeht, ist demnach keine vor Gott straffällige Sünde. Die Menschen, so lehren die Jesuiten ferner, bedürfen keiner wahren Gottesliebe, da die Furcht vor der Hölle genügt, um Gott wegen einer Sünde zu versöhnen. Auch die heimlichen Vorbehalte, nach welchen man nur etwas Anderes denken durfte, als man sagte oder that, um wegen der gröbsten Sünde vor sich gerechtfertigt zu sein, und tausend andere Schurkereien galten diesen Jüngern Jesu für Mittel, welche der Zweck heiligt. — So ist auch ihre Behandlung der Wissenschaften von Schlauheit und Perfidie durchdrungen. Stets waren sie bemüht, in einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens sich als Lehrer und Schriftsteller auszuzeichnen; daher eine Reihe berühmter Jesuitennamen, aber durchaus nur in Fächern, welche nicht unmittelbar

zur reinen Aufklärung des Verstandes in der Religion und Theologie, in der Politik und Moral führen. Außerdem bearbeiteten sie alle Wissenschaften in einer Weise, welche ihre Zöglinge weit vom freien Denken und Forschen abführte, und wußten aus ihren theologischen und historischen Vorträgen Alles zu entfernen, was ihrem Systeme zuwider lief. Auf solchen Wegen gelangte der Orden zu einer die ganze Erde umspannenden Macht. Er stand auf deren höchstem Gipfel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals zählte der Orden 22,589 Mitglieder, 24 Profeßhäuser, 335 Residenzen, 273 Missionen, 176 Seminarien, 61 Probationshäuser, 669 Kollegien. Für den Orden bestanden keine Schranken, keine Grenzen auf der Erde, als die er selbst geschaffen. Er theilte alles Land in 39 Provinzen und trachtete nach nichts Kleinerem, als nach Erhebung des Ordens zu einer wahren Weltherrschaft.

Wie alles Maßlose im Streben den Widerstand erregt, so geschah es auch hier. Von jener Zeit an häuften sich die Angriffe gegen den Orden, seine Herrschbegierde erschien auch den Fürsten gefährlich, seine Einmischung in die Politik erregte den Unwillen der Völker, die schamlose Wahl der Mittel zu seinen Zwecken rief Haß und Verachtung über ihn. Das Uebel war zu einer so ungeheuern Größe angeschwollen, daß nichts mehr retten konnte, als ein Schlag zur augenblicklichen Vernichtung der Jesuiten. In Rom saß auf dem päpstlichen Stuhle damals ein Mann, der den Muth hatte, diesen Schlag zu wagen: es war Ganganelli. Am 21. Juli 1773 hob er durch die berühmte Bulle „Dominus ac redemtor noster“ den Orden auf.

Vierzig Jahre blieb die Bulle in Kraft und der Orden eine Leiche. Aber seine Zeit war noch nicht aus, so wenig wie die Zeit des Lugs und Trugs in der Politik, der Tyrannei der Großen und des Knechtssinns der Völker. Es ging in Erfüllung, was Franz von Borgia, der General des Ordens, prophezeit hatte: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns verjüngen.“ Zur nämlichen Zeit, als die Könige das Pergament der heiligen Allianz den Völkern als die Urkunde ihres Glücks und ihrer Freiheit hinhielten, wie das Buch der Apokalypse mit den sieben Siegeln, — geschah, auf Metternichs Anregung, die Wiederherstellung des Ordens (am 7. August 1814) durch die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum.“ Wirklich setzte sich der Orden in den meisten katholischen Staaten Europa's wieder fest, theils duldete man seine Rückkehr, theils rief man ihn sogar in's Land. Bei dem ihm besonders günstigen reaktionären Geist der Zeit erholte er sich zusehends von seinem tiefen Fall und wucherte unter der Herrschaft Metternichs, jener fluchbeladenen Periode der europäischen Völkergeschichte, üppig empor. Die Julirevolution lähmte zwar seine Thätigkeit in Frankreich, verhalf ihm aber durch die Errichtung eines belgischen Königreichs zu einem Central-

punkt im Norden, von dem aus er seinen Einfluß auf's Neue gleichzeitig über Deutschland und Frankreich ausbreitete.

Wie Belgien für den Norden das jesuitische Hauptlager war, so war die Schweiz es für den Süden. Hier waren die Jesuiten aus Italien eingedrungen. Sie hatten in den sogenannten Urkantonen, wo die katholische Geistlichkeit das Volk beherrschte, einen empfänglichen Boden gefunden. Die Schweiz, obwohl ein Staat von republikanischen Formen, litt unter kleinlichen Verhältnissen, Parteiintriguen, Konfessionszwisten, mehr aber noch unter aristokratischen Resten aus ihrer früheren Geschichte und unter den allgemeinen Einflüssen der reaktionären Politik der europäischen Kabinette, so viel, wie jedes andere Land, während weder die Tagssatzung von Innen, noch die Neutralität von Außen ein festes Band um so viele und so kleine, mit größter Eifersucht bewachte Kantonalsouveränetäten zu ziehen vermochte. Alle aus diesen Mißständen hervorgebrochenen, wenn anscheinlich noch so regen Bewegungen waren in der Regel nur ein Wühlen in einem faulen Boden. Warum sollten Leute, wie Metternich und die Jesuiten, die für sie so treffliche Gelegenheit, einem um des Princips der Freiheit willen gefürchteten und gehaßten Gemeinwesen einen Zaum anzulegen, unbenutzt lassen? — Oesterreich vertheidigte die Souveränetät der kleinen Urkantone, und diese, Luzern voran, beriefen die Jesuiten, kraft ihrer Souveränetät. Das ist, nachdem die Aargau'sche Klosteraufhebung wieder die erste Brandfackel zwischen die beiden Hauptkonfessionen der Eidgenossenschaft geschleudert hatte, der einfache Beginn der Wirren, welche, nachdem in zwei Freischaarenzügen gegen Luzern viel Bürgerglück zerstört, viel Bürgerblut vergossen worden war, und nachdem das monarchische und despotische Europa eine in einen Sonderbund und eine Eidgenossenschaft zerfallene Republik gesehen und ihre Theilungsplane bereits im Stillen angefertigt hatte, durch eine großartige Erhebung des Gesammtwillens des Schweizervolks gegen das Einzelinteresse der Sonderbündler und ihres österreichischen und jesuitischen Anhangs in den glorreichen Novembertagen des Jahres 1847 vollkommen beseitigt worden.

So in der Schweiz. Wie aber haben in Deutschland die „Hunde" sich verjüngt und Terrain gewonnen im verflossenen Jahrzehnt? Scham und Entrüstung ergreift den Vaterlandsfreund, und doch lebe man des Trostes, daß all ihr Wühlen im Geiste der Reaktion und des Despotismus schließlich nur für die Befreiung Europa's wirken wird, mehr als alle Propaganden und radikalen Vereine der Welt zusammen! —

CCCLXXVII



HAUS DES SANDWIRTH'S HOFER
im Tyrol

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger



erschoss

getrag
feierte
Napo

haben
seinem
und h
schen
vitae
und je

Hofers Haus.

Jetzt sind es fünfzig Jahre, da ward Andreas Hofer zu Mantua erschossen.

Welche Welt der Schmach hat Deutschland auf seinen Atlasschultern getragen! An dem Tage, wo der beste Mann in Oesterreich blutete, da feierte Oesterreichs Kaiserhof die Verlobung von Franzens Tochter mit Napoleon! — —

Du hast dein Märtyrerthum längst ausgeduldet, edler Hofer, auch haben wir Volks- und Nationalkalender zu Dutzenden, aber noch sehe ich in keinem deinen Namen. Wär' ich Papst, ständest du golden gedruckt in allen, und hervorleuchten sollte mein Sankt Hofer aus dem welschen und griechischen Heiligentroß wie eine frische, volle Aehre aus leerem Stroh. In die vitae sanctorum müßte die Hoferlegende deutsch und mit rother Schrift, und jeder deutsche Priester müßte sie vorlesen dem Volke wöchentlich einmal. Warum machte dich das alleinseligmachende Rom nicht selig? Warst du nicht Christ und fromm wie Einer? Hast du nicht Wunder gethan, größere Wunder als Viele? Hast du nicht herrliche Thaten verrichtet, die Gott erfreuten? Hast du nicht unverwerfliches Zeugniß abgelegt, daß der Geist des Herrn gekommen war über dich? und hast du nicht dein Märtyrerthum standhaft erlitten? Und doch will die Canonisationsbulle nicht kommen, die dich in den Kalender bringt und deinem Volke das Recht gibt, dir Kapellen zu bauen und wallfahrten zu gehen zu deinem Altare. Da sind die freien Deutschen, die Schweizer, doch besser daran; die bauten welche ihrem Tell und ihrem Winkelried, ohne das „cum approbatione sancti patris" zu bedürfen.

Aber Ehre ist dir doch auch widerfahren, Hofer! große Ehre, von der die Schweizer nichts gewußt. Du bist ja sammt deiner Descendenz geadelt worden — und es ist schon was werth, wenn ein Amerikaner, der kürzlich Tyrol bereiste, schreiben durfte: „I saw the residence of the renowned Von-Hofer-family; and a rather farm-looking house it is, not at all like a noble castle *)." Dem rohen Republikaner war's wohl zu

*) „Ich sah auch die Wohnung der berühmten von Hofer-Familie; doch kam sie mir ein bischen bäuerisch vor, keineswegs wie ein adeliges Schloß."

verzeihen, daß die Möglichkeit, wie man die Familie des Helden hat adeln können, — ihm so wenig zu Kopfe wollte, als ein Baronisiren seines Washington.

Das Haus, wo der Held Tyrols, Oesterreichs, Deutschlands — ein Heros, hoch und rein in einer Zeit voll Schande und Schmach — geboren ward, und als renommirter Handelsmann und Weinwirth sein Gewerbe trieb, heißt „am Sand." Es liegt unweit Meran im Passeyer Thal, an dessen Ausgang die Heerstraße nach Italien über das Stilfser Joch vorüber zieht, und in einer der schönsten Landschaften Tyrols. An Weingärten und fetten Alpweiden hin, dem raschen, murmelnden Bergwasser entlang, steigt der Wanderer aufwärts nach Sankt Leonhard, und in geringer Entfernung von da sieht er das stattliche Haus auf grüner Matte. Im Hintergrunde des Thals öffnet sich die Hochalpenwelt — starren die ewig beschneiten Firnen und schimmern die Gletscher.

Inhaltsverzeichniß.